UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

E. T. A. Hoffmanns

Sämtliche Werke

Dritter Band

Nachtstücke

LG
H699M

E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke

Historisch-kritische Ausgabe
mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten
von
Carl Georg von Maassen

Dritter Band

Nachtstücke

Mit neun Bildbeigaben und
einem Faksimile

102648
22/6/1

München und Leipzig
bei Georg Müller
1909

Inhaltsverzeichnis

Einleitung VII

Nachtſtücke. Erſter Teil 1

Der Sandmann 3
Ignaz Denner 43
Die Jeſuiterkirche in G. 104
Das Sanctus 136

Nachtſtücke. Zweiter Teil 157

Das öde Haus 159
Das Majorat 196
Das Gelübde 284
Das ſteinerne Herz 318

Anhang 347

A. Die Vorlage 349
B. Lesarten 354
Darin
Der Sandmann. Erſte Niederſchrift 354
Lesarten zum Ignaz Denner 387
C. Anmerkungen 408
D. Die Beigaben 443

Einleitung

Noch vor Ausgabe des zweiten Teils der „Elixiere des Teufels", die zu Ostern des Jahres 1816 erfolgte, hatte sich Hoffmann bereits über ein neues größeres Werk mit einem anderen Verlag ins Einvernehmen gesetzt. Ein vom 9. Februar 1816 datierter Brief[1]) an Reimer, den Inhaber der Berliner Realschulbuchhandlung, lautet:

„Ew. Wohlgebohren haben heute früh, als ich noch im Bette lag zu mir geschickt, wahrscheinlich um sich nach dem Manuskript der Nachtstücke erkundigen zu laßen und ich muß recht sehr bitten es gütigst zu entschuldigen, daß ich nicht schon längst selbst mit Ew Wohlgebohren darüber gesprochen habe. Bloß Dienstgeschäffte vorzüglich aber, daß ich außer der Oper Undine noch eine andere Composition für das Theater schnell vollenden mußte haben die Bearbeitung der Nachtstücke verzögert, jetzt aber arbeite ich schon seit etlichen Tagen unausgesetzt daran, so daß ich den Revierjäger in ein Paar Tagen, die beiden übrigen Erzählungen die schon längst entworfen sind und nur der Feile bedürfen, bis zum Ende dieses Monaths bestimt abliefern werde. Sehr lieb würde es mir seyn, wenn die Correktur in Leipzig meinem Freunde dem Doktor Adolph Wagner[2]) übertragen werden könte.

Hochachtungsvoll

Ew Wohlgebohren
ganz ergebenster
Hoffmann"

Berlin
den 9 Febr: 1816

---

[1]) Faksimiliert dem 1. Bande der von Victor Schweizer besorgten Auswahl von Hoffmann Werken beigegeben (Leipzig, Bibliographisches Institut).

[2]) Hoffmanns bestem Leipziger Freunde. Leider ist bis jetzt nur ein einziger Brief an ihn (vom 25. November 1817) bekannt.

Nach Grisebachs Mitteilung sandte aber Hoffmann erst mit einem Billet vom 2. September den Anfang der letzten Erzählung, woraus zu ersehen, daß sich die Ablieferung des Restmanuskriptes gewaltig verzögert hatte. Der Band kam dann endlich zur Michaelismesse heraus, obwohl der Verleger das Buch schon zur Ostermesse angezeigt hatte (vgl. in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 29. April 1816 das „Bücherverzeichnis von der Ostermesse dieses Jahres"). In einer Berliner Korrespondenz vom 15. Oktober teilt Gubitz dann das Erscheinen des ersten Bandes der „Nachtstücke" dem „Morgenblatt für gebildete Stände" (vom 19. November 1816) mit.[1])

Der zweite Teil folgte dann zu Michaelis des folgenden Jahres (vgl. in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 25. Oktober 1817 das „Bücherverzeichnis von der Michaelismesse"). Am 28. November schreibt der Autor seinem Verleger: „Für die gütige Übersendung der Nachtstücke 2ten Theil danke ich Ihnen, verehrtester Freund! auf das verbindlichste — indeßen hab' ich noch eine Bitte. — Könte ich wohl durch Ihre Güte noch zwey Exemplare vom ersten Theil, und wo möglich eins davon auf VelinPapier erhalten?"[2]) Nach Grisebachs Zitat eines Billets vom 15. Februar 1817[3]) quittiert er über „zehn Friedrichsd'or auf Abschlag des für den zweiten Theil der ‚Nachtstücke' zu erhaltenden Honorars".

Eröffnet wird der erste Band der „Nachtstücke" mit der Erzählung „Der Sandmann". Das Manuskript der ersten Niederschrift,[4]) das sich erhalten hat, liegt jetzt auf dem „Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin[5]) und trägt den Vermerk: „d. 16. November 1815 Nachts 1 Uhr." Wir sind also bis auf die Stunde

---

[1]) S. auch im „allgemeinen Bericht von neuen Büchern" der Juli—September-Beilage der „Heidelberger Jahrbücher" Jahrg. 1816. Der Preis des Bandes betrug 3 fl. 20 Kr.

[2]) Der aus der von Radowitz'schen Autographensammlung stammende Brief liegt jetzt auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

[3]) Das Original ist im Besitz Hans von Müllers.

[4]) Wiedergegeben S. 354—386.

[5]) S. darüber auf S. 354.

unterrichtet, wann der Dichter sein Werk begonnen hat, das sozusagen schon durch die Zeit der Geburt ein Nachtstück zu nennen. Auch „der goldne Topf" ist zur Nachtzeit entstanden, wie die Kapiteleinteilung in „Vigilien" zeigt. Halten beide Stücke auch keinen Vergleich miteinander aus, so haben wir doch im Sandmann wieder den Beweis von Hoffmanns glühender, sprühender Phantasie, von der Unmittelbarkeit seines dichterischen Schauens und Schaffens. Ein Einblick in die Handschrift lehrt aber auch, wie stets der sichtende Verstand die Oberhand hatte und wie scharf bisweilen die Feile eingesetzt wurde.[1]). Bei der Überarbeitung der Erzählung für den Druck nahm Hoffmann zwei bedeutsame Änderungen vor: mit feinem künstlerischen Takt ließ er den Auftritt zwischen Coppelius und der kleinen Schwester Nathanaels fort, als das Grausige übertreibend und die Wirkung abschwächend. Ebenso wurde der Schluß der Erzählung in eine andere Form gegossen.

Über die Entstehung des „Sandmanns" gibt Fouqué einen merkwürdigen Bericht:[2])

„Einstmal waren Hoffmann und ich auf dem Lande mit einer anmuthigen und geistreichen Frau für einige Tage zusammengetroffen, nach deren Abreise ein Theil der Gesellschaft, bei Anerkennung ihrer Vorzüge, das streng gemessene in ihrem Benehmen tadelte, wie auch das allzu taktmäßige ihres Gesanges. Ich erhob mich dagegen, behauptend, eben darin liege zum Theil mit die Eigenthümlichkeit ihres anziehenden Wesens, und überhaupt spreche daraus das Gehaltene einer ernstweiblichen Würde und Erhabenheit. Hoffmann hatte eigentlich weder mir, noch den andern, entschieden beigestimmt, sondern eben nur einen oder den andern Witzfunken in das Gespräch hineingesprüht, nach seiner Weise bald den, bald jenen auf harmlos neckische Weise treffend."

„Etwa nur ein Halbjahr später auf ein paar Tage in Berlin anwesend und Hoffmann besuchend, ward ich von ihm befragt,

1) S. auch d. Bemerk. auf S. 386.

2) „Erinnerungen an E. T. Hoffmann, aufgezeichnet durch L. M. Fouqué" im dritten Band von Hitzigs „E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß" Stuttgart 1839. S. 248 ff.

ob ich etwa allein zurückfahre nach Nennhausen.[1]) ‚Ja wohl!‘ sprach ich. ‚Können Sie mir etwa die Freude Ihrer Begleitung schenken? Man würde sich sehr an unserem Herde freuen, brächt' ich Sie mit.‘ Hoffmann wies die Einladung wegen gehäufter Arbeiten zurück. ‚Aber‘ — setzte er freundlich hinzu — ‚eine Art von Reisegesellschaft will ich Ihnen dennoch mitgeben: — eine Novelle von mir, wenn auch einstweilen nur in Aushängebogen noch.‘ — Fouqué nahms dankbarlich an, und begann unterweges alsbald die Lektüre.“

„‚Der Sandmann‘ hieß dieses damals neueste Dichtwerk des genialen Kreisler. Und in Briefen eines jungen Studirenden, Nathanael geheißen, begann die Geschichte. Aber dem reisenden Leser oder dem lesenden Reisenden ward vor dieser Korrespondenz mit jeder Seite derselben wunderſamlicher zu Muth. Ihm wollte fast bedünken, das habe Freund Kreisler gar nicht geschrieben, sondern es habe schon irgend sonst wo gestanden in ganz einem andern Werke eines ganz andern Verfassers.“

„Daß es Hoffmann bisweilen begegne, sich selbst in gewissen Wendungen und Gestalten als Wiederhall nachzuhallen, war damals schon oftmal bemerkt und ausgesprochen worden, und Fouqué konnte es nicht in Abrede stellen [im Druck versehentlich: seyn]. Aber die Nachbildung irgend eines andern Schriftstellers? — Davon konnte bei Hoffmanns Identität nie auch nur entfernt die Rede seyn. Was wollten denn nur jetzt diese durchaus für Hoffmann fremdartigen und doch zugleich mit sichtlicher Achtsamkeit geschriebenen Nathanaels Briefe? Plötzlich fiel es dem Lesenden wie ein Band von den Augen. Er selbst war es Fouqué selbst in seinen eigenthümlichsten Wendungen und Ansichten, der sich hier neckisch nachgebildet sah, und zwar ganz vornämlich in allem, was er vor etwa einem Halbjahr in Bezug auf jene Diskussionen wegen der etwas förmlichen jungen Dame zu deren Verteidigung vorgebracht hatte. Er mußte herzlich lachen, und rief nun mit dem wälschen Pfarrer Ehre Hugo Mutz

[1]) Das Besitztum Fouqués, bei Rathenow gelegen.

in Dippold's Übersetzung von Shakespear's Lustigen Weibern von Windsor aus:

‚Das seynd sehr ehrliche Tschelmereien!' Er und Hoffmann haben sich nachher noch gar fröhlich über den wohlgelungenen Spaß ergötzt."

Nicht allein als interessant für die Entstehungsgeschichte des Sandmanns sondern als Dokument aus Hoffmanns Leben habe ich die umständliche Erzählung des etwas geschwätzigen Fouqué wörtlich wiedergegeben. Obwohl Fouqué bisweilen an Gedächtnisstörungen litt[1]) und bei seiner übermäßig großen schriftstellerischen Produktion literarisch und brieflich, bei seinem ungemein geselligen Leben sicher nicht alle Eindrücke und Erinnerungen rein bewahren konnte, so mag in diesem Bericht doch ein Teil Wahrheit stecken. Dabei bleibt es ja immer noch unentschieden, ob das Erlebnis mit der „etwas förmlichen" taktsicheren Dame nicht vielleicht nur für die Fassung einer Geschichte in Frage kommt, deren Idee schon vorher durch andere Umstände angeregt wurde, oder ob durch dies Erlebnis nicht etwa eine Erinnerung aus der Lektüre wachgerufen wurde. Dies erscheint mir um so wahrscheinlicher, als sich für den Automaten Olimpia ein gedrucktes Vorbild feststellen läßt. Johann Czerny[2]) sucht es bei Jean Paul; er sagt: „Vielleicht ist auch die tolle [?] Idee des ‚Sandmanns' aus der Erinnerung an eine Stelle in Jean Pauls ‚Auswahl aus des Teufels Papieren'[3]) entsprungen: Wie hier mit vieler Kunst aus Holz eine weibliche Figur hergestellt wird, die eine Ehefrau trefflich ersetzt, so verliebt sich im ‚Sandmann' Nathanael in eine Puppe, die einem lebendigen

[1]) Vgl. Hoffmanns Brief an Kunz vom 8. März 1818, worin erzählt wird, daß F. durch einen Rückenmarkschlag sein Gedächtnis [zeitweilig] völlig verloren, obwohl die Phantasie tätig wirkte, daß er längst verstorbene Menschen grüßen ließ und Geschichten plante, die er längst geschrieben.

[2]) In seiner oft zitierten Abhandlung: „Jean Pauls Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann." 2. Teil. Separatabdruck aus dem Programm des K. K. Staats-Ober-Gymnasiums in Mies für das Schuljahr 1907/1908 S. 16.

[3]) O. O. [Gera] 1789. S. 427 ff. „Einfältige aber gutgemeinte Biographie einer neuen angenehmen Frau von bloßem Holz, die ich längst erfunden und geheiratet."

Mädchen täuschend ähnlich sieht." — Der Grundgedanke dieser verschnörkelten Satire ist aber ein ganz anderer, als wir ihn bei Hoffmann finden: meines Erachtens nach muß dies Vorbild ganz ausgeschaltet werden. Dahingegen habe ich in einer Anekdotensammlung: „Antihypondriakus oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung" in der „Eilften Porzion", die bei Keyser in Erfurt 1792 herauskam, eine viel wahrscheinlichere Quelle gefunden, die ich unverkürzt wiedergebe: [1])

„Ein Taschenspieler in Paris, dessen gewöhnliche Kunststücke die Aufmerksamkeit des Publikums bereits ermüdet hatten, rang mit dem bittersten Hunger, als ihm auf einmal sein guter Genius einen sehr glücklichen Gedanken eingab, den er auch, ohne Zeitverlust folgendermaßen ausführte: Er verfertigte sich ein weibliches Wachs-Gesicht von so großer Schönheit, als je irgend eines aus der Werkstätte der Natur gekommen ist. Zu diesem wurde ein Leib, ganz nach dem Ideal weiblicher Schönheit, der Mediceischen Venus, aus einem Stück Eichenholz gebaut. Die berühmteste Putzmacherin und der geschickteste Friseur der Stadt mußten für die herrlichste Coeffure und modernste Bekleidung dieser Schönen sorgen. Wie ein anderer Pygmalion betete der Künstler seine Gottheit in ihren überirdischen Reizen an, als sie so ausgerüstet vor ihm stand. Nun durfte er sich eine gute Einnahme versprechen, wenn er diese Schönheit ums Geld zur Schau ausstellte. Doch befürchtete er mit Recht, ihre Leblosigkeit würde den jungen Herrn, auf deren Beutel er sich am meisten verließ, bald zum Ärgerniß werden. — Aber sein Talent rieß ihn bald aus dieser Verlegenheit. — Er erfand eine sehr einfache Maschinerie, die seine hölzerne Dame in den Stand setzte, mit unübertrefflichem Anstand einherzuschreiten. Vermittelst eines Magnets, den er unbemerkt in der Hand hielt, brachte er die verbindlichste Kopfbeugungen bey ihr hervor. Nun hatte er, was er wünschte."

„Alle Abende ließ er sein Meisterstück in einem prächtigen Wagen nach den Tuillerien führen, und stellte sich hinten auf. Mit aller möglichen Ehrerbietung hob er sie heraus, ließ sie ihre Promenate machen, und folgte ihr als Laquay. Keine Minute blieb' der Engel (so wurde die Holzfigur bald allgemein genannt) unbemerkt. Und nach drey Tagen war kein junger Mann von Ton in Paris, der sie nicht kannte und anbetete. Aber keiner wußte, daß der Engel keine Seele hatte. Keiner wagte es, aus Ehrfurcht gegen die übermenschliche Grazie, in der sie glänzte, sie anzureden."

„Als nun der Künstler die Neugierde der Bewunderer genug gespannt zu haben glaubte, ließ er sich den Tag über in allen Gegenden der Stadt, auch ohne seine schöne Gebieterin, sehen. Aus jeder Hausthüre sprang ein

[1]) a. a. O. Nr. 136 auf S. 127.

jungès Herrchen heraus, die Börse in der Hand, und fragte ihn um den Stand und Namen seiner ‚göttlichen' Dame. — Um den Preis von wenigstens drey Dukaten erfuhr man, sie sey die schöne Du Bois (von Holz). Der Beutelschneider beruhigte über diese theure Nachricht sein Gewissen damit, daß er noch keine Unwahrheit gesagt habe."

„Wo er des Gelds viel sah', gab er wol auch die Versicherung, daß seine Göttin Präsente annehme, wenn sie auf eine delikate Art gemacht würden; daß Sie übrigens sehr übertriebene Begriffe von Delikatesse hätte. Hierdurch wußte er die unglücklichen Opferer am hölzernen Altar zu überreden, daß sie ihm, nebst ihrer Addresse, ein Häufchen Louisd'or überantworteten, mit der Bitte, der Schönen etwas, das ihren Beifall nicht verfehlen könnte, zu kaufen und im Namen ihrer Verehrer, nebst einem guten Vorwort zu übergeben. Wofür dann diese die Versicherung erhielten, innerhalb drey Monaten ein tête à tête mit dem Engel zu feiern."

„Auf diese Art erwarb sich der Künstler noch vor Verfluß von drey Monaten ein sehr schönes Vermögen. Er hielt daher Wort, wie es einem ehrlichen Mann geziemt. — Alle, die unter der angegebenen Bedingung etwas zu seinen blühenden Umständen beigetragen hatten, lud er, ohne daß Einer von dem Andern etwas wußte, auf eine bestimmte Stunde zu seiner Herrlichen ein. Alle kamen mit brennender Begierde. — Je mehr sich ihre Anzahl vermehrte, je mehr staunden sie einander an. — In der Antichambre waren sie nun versammelt. Jeder wollte sich zuerst melden lassen. Aber keiner bekam den Bedienten zu Gesicht. — Er hatte sich aus guten Gründen unsichtbar gemacht. —"

„Endlich wagten sie es, an dem Apartement der Schönen zu pochen. Es kam keine Antwort. Ihr heisses Verlangen hieß sie, ohne weitere Erlaubniß, die Thüre öffnen. Sie traten mit den tiefsten Reverenzen hinein. Einer stieß den Andern über den Haufen. Sprachlos stunden und lagen sie unter einander herum. Keiner wagte es, seine Stimme gegen die hohe Gottheit, die auf einem prächtigen Sopha schlummerte, zuerst zu erheben. — Ein feuervoller Abbé faßte vor Allen den kühnen Endschluß, einen heißen Kuß auf die Lilienhand der schönen Schläferin zu drücken — und — siehe! die wächserne Hand zerbrach in tausend Stücke! — Diable! schrie der Abbé, und sank in Ohnmacht. — Diable! schrieen nun Alle zusammen, warfen die Königin ihrer Herzen von ihrem Thron herunter — es tönte schrecklich, als sie zu Boden fiel — und sie eilten mit Flammen der Schaam und Reue auf ihren Wangen — davon."

„Bald wurde diese Begebenheit stadtkundig, und man sagt, sie habe damals eine große Revolution in der Denkart vieler jungen Personen beiderley Geschlechts zuwege gebracht. Manches Dämchen, deren einziger Wunsch bisher Schönheit gewesen war, und die den Beifall verliebter Schmetterlinge in Mannsgestalt für den Beifall der Weisheit selbst gehalten hatte, erröthete über die Thorheit, nach einem so unwürdigen Ziel gelaufen zu seyn, und faßte nun zum erstenmal in ihrem Leben den edlen Vorsatz, den so manche

Schöne noch nie gefaßt hat, und doch alle faſſen und feſthalten ſollten, nicht mehr, zur Schande ihrer vernünftigen Natur, all' ihr Streben auf ſolche Vorzüge zu richten, worinnen man ſogar von einem Eichenholz, wenn es einem geſchickten Meiſter in die Hände fällt, und einem Stückchen Wachs übertroffen werden kann!"

„Die jungen Herren aber zogen ſich die Lehre daraus, zu der es freilich einer ſo großen Beſchämung nicht bedurfte, wie ſehr man ſich in ſeinem Urtheil über das ſchöne Geſchlecht irren könne, wenn man es blos nach ſeiner Außenſeite kennen lerne."

Dieſes Geſchichtchen iſt gewiß früheren Datums als 1792, weil es offenbar erſt aus einem franzöſiſchen Buch oder einer Zeitſchrift in die deutſche Anekdotenſammlung aufgenommen wurde. Daß es Hoffmann gekannt hat, läßt ſich natürlich nicht beſtimmt ſagen, liegt aber durchaus im Bereich der Möglichkeit, da ſich an einigen Stellen deutliche Anklänge vernehmen laſſen. Auch andern Bearbeitern dieſes Vorwurfs hätte es nahegelegen, die Aufmerkſamkeit des Leſers auf nur einen Geprellten zu konzentrieren, und um die poetiſche Wahrſcheinlichkeit zu ſteigern, dieſen als einen pſychopathiſchen Menſchen einzuführen. Die dichteriſche Ausgeſtaltung des Ganzen aber, die bewunderungswürdige Technik, die meiſterhafte Verquickung des Ironiſchen mit dem Dämoniſchen, wie ſie ſich im „Sandmann" dokumentiert, konnte nur einem gelingen: Hoffmann. Wie ſehr tritt hier wieder die Quelle in den Hintergrund, da das Bedeutſame in der Behandlung des Stoffs liegt. Auch Fouqués Bericht führt nur einen kleinen Schritt über die Anekdote hinaus, in ihm entſteht der Gegenſatz Clara und Olimpia: Nathanael ſchilt die verſtändige, vielleicht nur etwas zu nüchterne Clara ein „lebloſes, verdammtes Automat", um ſich bald darauf in einen veritablen Automaten zu verlieben. Dem Dichter ganz eigentümlich iſt der Träger des Ganzen, die Doppelfigur Coppelius-Coppola, und die Hinaufſteigerung vom Lächerlichen in das Grauſige. Im Anfang der Erzählung ſind es Jugendeindrücke, die verarbeitet wurden, und auch Coppelius muß ſein hiſtoriſches Vorbild gehabt haben. In der erſten Niederſchrift finden wir bei Schilderung ſeiner Perſon die Randnotiz, die ich in den Lesarten (vgl. S. 357 Z. 8 v. o.) mit „Eigenſchaft als Advokat" wiedergegeben habe. Wie dort aber ſchon bemerkt, hat man für „Eigen-

Hoffmann. Kunz

schaft" einen Eigennamen zu lesen, der mir auf eine polnische Endung auszugehen scheint, aber nicht zu entziffern ist.[1]) — In Spalanzani hat Hoffmann mit glücklicher Ironie aus dem Taschenspieler und Hochstapler der Anekdote einen Professor der Physik gemacht, „der wie jener berühmte Naturforscher Spalanzani heißt und italienischer Abkunft ist."[2]) Der Schluß des Sandmanns erinnert an den der Tieckschen Novelle „Liebeszauber":[3]) Das Schreckgespenst der roten Alten treibt Emil zum hellen Wahnsinn „und hervor stürzte in das blutige Abendroth die bleiche Braut im weißen kurzen Kleide, um welches Blumenranken flatterten, der schöne Busen ganz frei, die Fülle der Locken in Lüften schwebend. Wie wahnsinnig, die Augen rollend, das Gesicht entstellt, stürzte sie über die Gallerie, und fand in ihrer Angst verblindet keine Thür und Treppe, und gleich darauf, ihr nachrennend, Emil, den blanken türkischen Dolch in hoch erhobener Faust. Jetzt war sie am Ende des Ganges, sie konnte nicht weiter, er erreichte sie. Die maskirten Freunde und die graue Alte waren ihm nach gestürzt. Aber schon hatte er wüthend ihre Brust durchbohrt und den weißen Hals durchschnitten, ihr Blut strömte im Glanz des Abends. Die Alte hatte sich mit ihm umfaßt, ihn zurück zu reißen; kämpfend schleuderte er sich mit ihr über das Geländer, und beide fielen zerschmettert zu den Füßen der Verwandten, die mit stummem Entsetzen der blutigen Scene zugeschaut hatten." (u. s. w.) —

Die zweite Erzählung des ersten Bandes „Ignaz Denner" war ursprünglich für die „Fantasiestücke in Callots Manier" geschrieben worden. In seinem Leipziger Briefe vom 16. Januar 1814 an Kunz schlägt er den „Revierjäger, eine Geistergeschichte" als drittes Stück des vierten Bandes vor und bemerkt dazu: „NB. Denken Sie sich beim Revierjäger nichts Verbrauchtes, etwa einen Freischützen oder sonst dergl."[4]) Kunz be-

[1]) Vgl. außerdem meine Anmerkung zu S. 7.

[2]) Hierüber vgl. die Anmerkung zu S. 16.

[3]) Vgl. Tieck, Phantasus. Bd. 1. Berlin 1812. S. 313f.

[4]) Auch im Brief vom 24. März an denselben Adressaten ist noch davon die Rede.

merkt bei Wiedergabe dieses Briefes (in Hitzigs Biographie 3. Aufl. 1839. Bd. III. S. 192) zu dieser Stelle: „Den ‚Revierjäger' sandte mir Hoffmann zwar ein; auf mein Schreiben aber, daß ich ihn schwach, und namentlich, für die Phantasiestücke zu schwach fände, nahm er ihn — meine Meinung selbst fühlend — zurück.[1]) Später meldete er mir triumphirend: ‚Lesen Sie doch die Nachtstücke, worin sich der von Ihnen verschmähte Revierjäger nicht uneben ausnimmt!'" Zu der dritten Auflage der Hitzigschen Hoffmannbiographie hatte Kunz eine stattliche Zahl von Fußnoten beigesteuert, so bringt er auch zur Geschichte „Ignaz Denner" oder wie sie anfangs hieß „Der Revierjäger" einen Beitrag. Wenn Hitzig sagt:[2]) „Zu dem vor seinem letzten Aufenthalt in Berlin geschriebenen Ignatz [!] Denner hatte er den Stoff in Bamberg erhalten", so bemerkt Kunz dazu: „Diese Erzählung hieß früher: ‚Der Revierjäger', und war (s. den Brief vom 16. Januar 1814) für die Fantasiestücke bestimmt. Mir erschien sie in ihrer damaligen Gestalt nicht würdig genug, neben den übrigen gehaltvollen Aufsätzen dieses Buches zu stehen. Hoffmann fühlte dies mit mir, und nahm sie zurück. Warum er den Namen umtaufte, ist mir ein Räthsel, um so mehr, als nachdem mir die ‚Nachtstücke', denen diese ‚Geistergeschichte', wie Hoffmann sie nennt, einverleibt ist, zu Gesicht kamen, ich ganz etwas anderes zu finden glaubte, und zwar die Ausführung einer Idee, mit der Hoffmann schon in Bamberg beschäftigt war."

„Recht gut erinnere ich mich noch des Moments dazu. Zwei Portraits Balthasar Denner's in der herrlichen Pommersfelder Gallerie waren es, die ihn so gewaltig anzogen, deren beispiellosen Fleiß in der technischen Ausführung er so bewunderte, daß er im Anschauen versunken ausrief: ‚Ich kann mich von der Idee nicht trennen, daß des Meisters enormer Kunstfleiß mit seinem Leben gänzlich verwachsen, völlig identisch

[1]) Hoffmann trug unterm 1. Februar 1815 in sein Tagebuch ein: „Brief erhalten nebst dem Revierjäger", wozu H. v. Müller die Notiz gibt: „Hoffmann bietet den Revierjäger zehn Monate später mit anderen Erzählungen Reimern [Realschulbuchhandlung] an."

[2]) Im 2. Teil S. 106.

Sterben müssen wir alle!

seyn müsse!' Er fragte mich, ob ich nichts näheres von Denners Lebensverhältnissen wisse, und auf einige Andeutungen, die ich ihm desfalls machte, die ihn aber nicht befriedigten, drückte er den Wunsch aus, daß ich bei unserer Nachhausekunft doch sogleich in meinen Kunstbüchern nachschlagen möchte, um über diesen: ‚ganz originellen Kerl' etwas bestimmtes zu erfahren".

„Des andern Morgens nach unserer Fahrt fand sich Hoffmann schon sehr früh bei mir ein, und durchblätterte die Werke mit Hast, wo er über den Künstler etwas zu finden glaubte, jedoch — wenn ich mich recht entsinne — ziemlich erfolglos. Die Begierde trieb ihn am nämlichen Morgen noch zu dem Generalcommissär Freiherrn von Stengel [1]), in dessen Hause er, wie bekannt, längst persönlichen Zutritt hatte, in der Hoffnung, durch diesen Kunstfreund befriedigende Nachrichten einzuziehen. Auch dessen Bücherschätze wurden durchstöbert, jedoch mit eben so wenigem Erfolg. Nutzlos war jedoch, wie er bei seiner Nachhausekunft versicherte, der Gang für ihn nicht gewesen, indem er ein paar interessante, mündlich ihm vom Herrn von Stengel erzählte Anekdoten davon trug. — ‚Es giebt doch ein köstliches Fantasiestück' rief er mir zu, ‚passen Sie nur auf!'"

„Ich glaubte nun den für die Fantasiestücke nicht benutzten Plan in den Nachtstücken ausgeführt zu finden, nachdem ich die Ueberschrift der Erzählung gelesen; allein auch hier fand ich, wie bemerkt, einen ganz andern, mit Denner gar nicht in Berührung stehenden Stoff. Aber auch dieser enthält keine Reminiszenzen aus Bamberg, wie Hitzig vermuthet, außer der Buchstabenversetzung des Revierförsters ‚Endres' zu Frensdorf bei Bamberg [2]), in ‚Andres', wobei er wohl an den Mann gedacht haben mochte, auf dessen Revieren er sich im Schießen zu vervollkommnen strebte, und wo er ‚kein Reh geschossen'". [3]) Uebrigens stehen die Lebensverhältnisse dieses Mannes ebenfalls

[1]) Über Freiherr v. Stengel s. Bd. I. S. XIV. u. Anm. zu S. 157.
[2]) Vgl. Bd. II Fußnote 1 zu S. XIV.
[3]) Vgl. Z. Funk, Erinnerungen I, S. 46 ff.

nicht in der geringsten Beziehung zum Revierjäger Andres, wie diesen Hoffmann in seinem Ignatz Denner schildert."

Es ist nicht recht verständlich, warum Kunz in: „Ignaz Denner" etwas anderes zu finden glaubte als im „Revierjäger", da auch in der früheren Fassung der Erzählung der Name Denner zu finden ist. Bei der Prüfung des Manuskriptes für die „Fantasiestücke" mußte ihm doch dieser im Gedächtnis geblieben sein. Die erste Fassung [1]) unter dem Titel „Der Revierjäger" weist keinen anderen Namen als Ignaz Denner für den Räuberhauptmann Trabacchio auf. Ebenso ist die Abänderung des farblosen Titels: „Der Revierjäger" in den markanteren mit dem Namen des zweiten interessanteren Helden der Geschichte verständlich.

Die einzige merkwürdige Abweichung von der ersten Niederschrift bietet der Schluß, der sich dem Charakter des Ganzen besser einfügt. Die ursprüngliche Fassung scheint in der Bemühung, die in Vorwurf und Stoff so abseitsliegende Fabel den „Fantasiestücken" einzupassen, ihren Grund gehabt zu haben.

Daß Hoffmann für dieses Nachtstück historische Vorbilder benutzt hat, ist schon wegen des genau gezeichneten Schauplatzes, den er aus eigener Anschauung nicht kannte, wahrscheinlich. Gerade zu seiner Zeit trieben in Deutschland zahlreiche Räuberbanden ihr Unwesen.[2]) Für die Geschichte des Doktor

[1]) Im Besitz des Märkischen Provinzial-Museums zu Berlin. Die Abweichungen dieser Fassung haben wir in die „Lesarten" aufgenommen. Vgl. S. 387 ff.

[2]) Wer sich dafür interessiert, wie weit das Räubertum des Ignaz Denner mit den historischen Ereignissen des damaligen Deutschland übereinstimmt, nehme Beckers umfangreiche „Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Rheins. 2 Theile. Cöln 1804" zur Hand. — Ferner die Schriften von Pfister (aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden am Mayn), Grollmann, Brill, Christensen, (Alphabetisches Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügten Signalements ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel in den Jahren 1811 u. 1812 eingezogenen Räuberbande u. s. w. Hamburg 1814), Falkenberg (Versuch einer Darstellung der verschiedenen Classen von Räubern, Dieben und Diebeshehlern u. s. w. Berlin 1816) u. s. f.

Trabacchio in Neapel mag ihm eine zweite Quelle vorgelegen haben, die geschickt mit der ersten verbunden wurde. Über diese Vermutung kommen wir nicht hinaus, da beide Quellen noch völlig im Dunkel liegen, woraus sie nur ein glücklicher Zufall ans Licht ziehen wird.[1]) Die Bemerkung (im Text S. 103): „Der Graf von Vach . . . ließ den ganzen Verlauf der Sache niederschreiben und im Archiv des Schlosses aufbewahren" ist eine Fiktion Hoffmanns. Ebenso wohl auch (auf S. 87), daß die Kenntnis von Denners Herkunft und der Geschichte des Wunderdoktors Trabacchio einem „Auszug aus den von dem geistlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten" entstammt. An literarische Vorbilder wie Schillers „Räuber" oder Vulpius' „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann", auch an Apels „Freischütz" haben wir hier nicht zu denken.

Die dritte Erzählung ist „die Jesuiterkirche in G." [Glogau], in der Erinnerungen aus Hoffmanns dort verlebter Zeit verarbeitet wurden. Der Darstellung jener Hilfeleistung beim Ausmalen der Kirche liegt ein wahres Erlebnis zu Grunde. Unterm 20. Julius 1796 erzählt er seinem Freunde Hippel: „Eben kehre ich aus der Jesuiter-Kirche zurück, — sie wird neu gemalt, und ich habe den excentrischen Einfall, zu helfen," und setzt hinzu: „das wird mir wahrscheinlich, juristischer Seits, übel genommen werden." Für Berthold entlehnt er mancherlei Züge dem Maler Molinari, den er in Glogau kennen lernte. Von ihm hören wir zuerst in einem

[1]) Systematische Nachforschungen haben bis jetzt zu keinem Resultat geführt. Anstatt dessen gebe ich in den Anmerkungen zu besonders interessanten Stellen Parallelen. Auch bei Strack, „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. 8. Aufl. München 1900" findet sich die Quelle nicht. Str. führt aber im Abschnittt „Der Blutaberglaube als Veranlassung von Verbrechen" die Hoffmannsche Erzählung an (S. 61): „Aus Daumer, Geheimnisse II, 266 entnehme ich Folgendes: ‚Auch eine bekannte Erzählung von E. T. A. Hoffmann, der, so viel ich weiß, ein durch Akten beglaubigter Kriminalfall zu Grunde liegt . . , ist hierher zu ziehen. In Neapel wohnt ein alter Doktor, der erzeugt mit mehreren Frauen Kinder, die er unter besonderen Zurüstungen und Feierlichkeiten unmenschlich schlachtet, indem er ihnen die Brust aufschneidet, das Herz herausnimmt und aus dem Blute desselben köstliche, allem Siechtum widerstehende Tropfen bereitet.' Hoffmann's Nachtstücke 1817. Ignaz Denner."

Schreiben vom 22. Oktober 1796 an Hippel: „Ein gewisser Molinari, der ein sehr geschickter Maler ist, hält sich seit einigen Tagen hier auf. — Alles, was ich von ihm höre und sehe, ist so äußerst interessant, daß ich nicht die Zeit erwarten kann, ihn kennen zu lernen. — Noch nie habe ich eine solche lebhafte Miniatur-Mahlerey gesehn!"; in einem Brief vom 21. Januar 1797 heißt es weiter: „Einige Zeit hindurch hab' ich hier einen Umgang genossen, der meinem Geist, oder willst Du lieber, meiner Fantasie, neuen Schwung gegeben hat. Ein Mensch, wie ich ihn mir oft idealisirte, kam wie eine Erscheinung her, und floh wie ein guter Genius, der im Vorüberfluge Rosenblätter in die Lüfte streut. — Sein Ruf war wider ihn, und er wurde, wie viele Menschen, verkannt. — Denk' dir einen Menschen, — schön gebaut wie der Vatikanische Apoll, — dazu aber einen Kopf, wie ich ihn, einen Fiesko zu charakterisiren, wählen möchte, denn es ist wahr, daß aus dem sonst schönen Auge oft eine gewisse boshafte Schadenfreude hervorstrahlte. — Die schwarzen kurzen krausen Haare schienen dies noch mehr zu bestätigen. — In der ganzen Haltung des Körpers lag etwas stolzes, — eine gewisse Superiorität, die doch nie anmaßend war — dieser Mensch hieß Molinari, und war ein Mahler. — Du kennst mich, Theodor, kennst meinen Enthusiasmus für die Kunst. — War's Wunder, daß ich mich gleich ihm zu nähern suchte. Es gelang mir bald, und nun verbrachte ich fast jeden Tag ein paar Abendstunden in seiner Gesellschaft. — Er hatte die mehreste Zeit seines Lebens in Italien gelebt, und sich vorzüglich in Rom zum Künstler gebildet. — Ich behalte mir's vor, künftig bey einer mündlichen Unterhaltung, dir mehr von ihm zu sagen, jetzt nur so viel, daß ich durch ihn unendlich in der Kunst gewonnen habe. Der Feuer-Geist des Italiäners belebte seine Werke, und einige Funken davon weckten meinen schlafenden Genius." Nach einer Lücke, die wir der Zensurschere Hitzigs verdanken, heißt es etwas später: „Meine Heftigkeit, — ich möchte sagen, meine Raserei, bei allem, was sich mir von der Seite solcher Empfindungen darbietet, zerstört alles Gute in mir. — Die Jovialität geht zum Teufel, und zerstört sind alle Glücksträume, — dies ist der Punkt, in dem ich

mit Molinari zusammentraf. — Beyde, Kinder des Unglücks, — beyde verdorben vom Schicksal und sich selbst!" —

Selbst alles Fabulose abgestrichen, mag Berthold kein diplomatisch getreues Porträt Molinaris sein, gewisse Züge sind ihm aber fraglos entnommen. Außerdem spiegelt sich der Dichter selbst in dessen Charakterbild: Beide Kinder des Unglücks — beide verdorben vom Schicksal und sich selbst! —

„Das Sanctus" schließt den ersten Band der „Nachtstücke" ab. Auch dieser Erzählung liegt ein persönliches Erlebnis zu Grunde, wie wir von Hitzig erfahren: Eine der beiden Sängerinnen, deren Hoffmann im „Brief des Kapellmeisters Kreisler an den Baron Wallborn" [1]) gedenkt, hatte plötzlich für einige Zeit die Stimme verloren. Hoffmann meinte scherzend, daß dies die Strafe dafür sei, daß sie beim Sanctus die Kirche verlassen, — was sie getan, um noch in einem andern Kirchenkonzert mitwirken zu können. [2])

„Das öde Haus" eröffnet die Reihe der vier Erzählungen des zweiten Bandes. Über die Anregung zu dieser Geschichte erzählt Hitzig: Auf der belebtesten Promenade Berlins „Unter den Linden" fesselte ein Haus, dessen Fensterläden stets geschlossen waren, die Aufmerksamkeit Hoffmanns, dessen Fantasie ihn hinter diesen stummen Mauern allerlei Spukhaftes und Ungeheuerliches sehen ließ. Nach Julius Rodenberg [3]) war es das Haus Nr. 9 Unter den Linden, dasjenige, in dem sich heute der Durchgang

---

[1]) In den „Fantasiestücken in Callots Manier". Vgl. Bd. I S. 387 f. sowie ebenda die Anm. zu S. 382.

[2]) Im Text S. 142. Über die historische Variation des Vorwurfs dieser Erzählung vgl. die Anmerkungen zu S. 143 u. ff.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau, Januar 1888 S. 104, wie Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben. 3. Ausg. Berlin 1891 Bd. 3 S. 112. — Desgl. Otto Pniower, „E. T. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen" im 12. Bd. des „Archivs der ‚Brandenburgia' Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzialmuseums. Berlin 1907". II. Teil S. 13 ff. — Pniower gibt als Nachtrag auf S. 242 die Reproduktion einer Lithographie, etwa aus dem Jahre 1820, wieder, die neben der Fuchsschen Konditorei das „öde Haus" zeigt. —

nach der Kleinen Mauerstraße befindet. Die in der Erzählung erwähnte Konditorei, die sich dicht dem Hause anschloß, war die in Nr. 8 befindliche berühmte Fuchssche Konditorei. [1])

Zwei Personen aus Hoffmanns Bekanntenkreise sind hier gezeichnet: Der (im Text S. 163 erwähnte) Graf P. ist der bekannte, später in den Fürstenstand erhobene Graf Pückler-Muskau [2]), der (S. 178 erwähnte) Dr. K. der Serapionsbruder Koreff [3]).

In der folgenden Novelle „Das Majorat" kulminiert die ganze Sammlung. In ihr besitzen wir ein Meisterstück deutscher Erzählungskunst überhaupt. Objektiver, als es bei der Charakterzeichnung des prächtigen Justitiarius wie seiner selbst geschieht, hat Hoffmann niemals geschildert. So wenig dieses Stück nun den Höhepunkt Hoffmannscher Kunst zeigt, eine um so größere Rolle spielt es in der Geschichte der deutschen Novelle, die in ihrer heute noch gültigen Form (um das Wort ‚modern' zu vermeiden) von dieser Erzählung ihren Ausgangspunkt zu nehmen scheint. [4])

Erlebtes und Empfundenes aus der Jugendzeit spiegelt sich in einem erfundenen Rahmen. In kräftigen Strichen sind die Hauptpersonen gezeichnet: Der junge Hoffmann, mit bewunderungswürdiger Selbsterkenntnis in leicht ironischer Färbung, und der alte herrliche Justitiarius, in dem der Dichter seinen Großonkel zeichnet, von dem uns in der Hitzigschen Biographie berichtet wird:

„Ein alter Großonkel, Justizrath Vöthöry[5]) ward in der ganzen Familie hoch geachtet. Auch Hoffmann — seine beiden

[1]) S. hierüber d. Anm. zu S. 165.

[2]) S. Anm. z. S. 163.

[3]) S. Anm. z. S. 178.

[4]) Aus diesem Gesichtswinkel gesehen, streichen wir die ganze Familiengeschichte (von S. 245—281) ab.

[5]) Richtiger wohl geschrieben: Voeteri. — Es liegt hier kein Grund vor, auf die Verwandtschaftsverhältnisse näher einzugehen. Die Genealogie der Familie Hoffmann findet sich im „Genealogischen Handbuch Bürgerlicher Familien. Herausgeg. v. B. Koerner Bd. VII S. 163–175. Berlin 1900."

Großmütter, von väterlicher und mütterlicher Seite waren Schwestern Vöthöry's — gedachte seiner nur mit Verehrung. Der Alte trieb keine Geschäfte mehr, und hatte sich nur noch einige Justitiariate auf den Gütern bewährter Freunde vorbehalten, die er, ein willkommener Gast, in einer guten Jahreszeit zu besuchen pflegte. Hoffmann ward einigemal als Protokollführer von ihm mitgenommen, und einer solchen Reise verdanken wir in der Erzählung das Majorat die treuen Schilderungen preußischer Naturscenen und die herrliche Zeichnung des Justitiarius, ‚eines Heros der alten Zeit in Schlafrock und Pantoffeln', wie ihn Fouqué einst nannte. So oft Hoffmann, an bestimmten Tagen und Stunden — alles wurde in dieser Familie so betrieben — seinen Besuch bei dem würdigen Großoheim abgelegt hatte, erzählte er mit Lust von dem Ernste, der Erfahrung und Würde des Alten. Aus einem nicht zur Mittheilung geeigneten Briefe Hoffmann's — während des Todes-Kampfes des Großoheims im Nebenzimmer geschrieben — ergibt sich, daß er im October 1795 gestorben ist." —

Im Portrait der Gemahlin des Freiherrn von R., eine der wenigen Frauengestalten, denen Hoffmann nicht die übliche ironische Schablonierung zuteil werden läßt, sieht Grisebach (mit Georg Ellinger) ein schönes Denkmal seiner Liebe zu Frau Hatt. Er sagt: „Denn in der Baronin, mit der er auf dem Schlosse musiziert, und zugleich den ersten, und einzigen, Kuß der Liebe küßt, haben wir das Portrait der geliebten Frau zu erkennen."[1])

Wie weit die Reminiszenzen seiner Jugend und Kenntnisse von Gerichtsakten sich mit Hoffmanns Darstellungen im „Majorat" decken, wird wohl schwerlich mehr festzustellen sein. Der Schauplatz der Erzählung jedenfalls hat nie das Stammschloß einer freiherrlichen Familie von R. getragen. Der Name des an der

[1]) Über Cora Hatt s. in der Biographie. Von ihr sagt Hoffmann im Briefe vom 10. Januar 1796 an Hippel: „Ich liebe sie, und bin unglücklich, weil ich sie nicht besitzen kann, weil, in dem süßesten Genuß der Liebe, ich qualvoll daran erinnert werde, daß sie nicht mein ist, — nicht mein seyn kann."

kurischen Nehrung gelegenen Ortes Rossitten steht nicht — wie Hoffmann den Leser annehmen läßt — mit einem Geschlecht der Freiherren von Roß im Zusammenhange, sondern bedeutet so viel wie Russensitz (der russischen Grenze zu gelegen). Der Kenner der Geschichte des kurländischen Adels wird bei Abwickelung der Familiengeschichte an ein nach Kurland ausgewandertes ostpreußisches Geschlecht, in dem sich ähnliche Vorkommnisse wie die im „Majorat" geschilderten abgespielt haben, denken. Bei der immerhin großen Fraglichkeit dieses Vorbildes verbietet es sich von selbst, Namen zu nennen.

Georg Ellinger allerdings nennt die Dichtung „offenbar von Schillers Räubern beeinflußt; aus den Räubern kam Hoffmann augenscheinlich das Motiv von dem Zerwürfnis des adligen Vaters mit seinem ältesten Sohne und von der schon bis in die Jugendzeit zurückreichenden Feindschaft beider Brüder; ein alter Diener namens Daniel zeigt den Zusammenhang aufs deutlichste; daß er als heuchlerischer und verbrecherischer Schurke dargestellt wird, beweist dagegen nichts, da auch in der späteren Erzählung: Die Räuber, die ausdrücklich an Schillers Drama anknüpft, der alte Diener Daniel in der gleichen Weise charakterisiert ist."[1])

[1]) Vgl. Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg 1894. S. 117. — Hedwig Wagner sagt in ihrem Buche „Tasso daheim und in Deutschland. Berlin 1905": „Kleists ‚Bettelweib von Locarno' erscheint aufs neue in der schaudervollen Gestalt Daniels, der als unseliger Geist (im ‚Majorat') allnächtlich winselnd an die Stätte seines Verbrechens schleichen muß." Eine gewisse Ähnlichkeit des Motives zugegeben, geht Hoffmann über das Anekdotenhafte der Kleistschen Erzählung doch weit hinaus. Die Kleistsche Erzählung nennt Hoffmann öfter. So wird Jungfer Anne im „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" mit dem Bettelweib von Locarno verglichen, und in einem Brief vom 1. Mai 1820 fragt er bei seinem Bamberger Freunde Speier an, ob die alte Kauer noch als Bettelweib von Locarno die Gäste ängstige. Hedwig Wagner sucht auch für das „Öde Haus" die Quelle in Arnims Gräfin Dolores und konstruiert eine Ähnlichkeit zwischen den Schwestern Angelika, Gabriele und Dolores, Klelia. Natürlich ist auch bei ihr Kleists Marquise das Modell für das Gelübde. Von S. 378—382 läßt sie sich über Hoffmanns Dichtungen in einem rührenden Unsinn aus. Wie gut sie Hoffmanns Schriften kennt, beweist der Umstand, daß sie von „Ignaz Donner" und dem „Kaspar Floh" redet.

Zum dritten Stück des zweiten Bandes, „Das Gelübde", soll eine Geschichte, die Hoffmanns Frau aus ihrer Vaterstadt Posen erzählte, den Anstoß gegeben haben. Da sich das hier verarbeitete Motiv, die Schwängerung einer bewußtlosen Frauensperson, recht häufig auch im realen Leben wiederholen soll, so braucht der Literarhistoriker nicht immer auf die Kleistsche Novelle „Die Marquise von O . . . ." hinzuweisen, um so weniger, als beide Erzählungen sonst nichts mit einander gemein haben. Zugegeben mag werden, daß Hoffmann sich bei Ausgestaltung des Vorwurfs dieses Gegenstücks erinnerte und im edlen literarischen Wettstreit in seine Erzählung so überaus feine psychologische Züge hineintrug. Er griff dabei auf den Psychologen der naturphilosophischen Schule Gotth. Heinr. Schubert zurück, der ihm in seinem oftgenannten Werke „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" die nötigen Fingerzeige gab (vgl. Anm. zu S. 305).

Den historischen Hintergrund der Erzählung bilden die polnischen Freiheitskämpfe zur Zeit der zweiten und dritten Teilung Polens. In Hermenegilda hat Hoffmann eine polnische Aristokratin treffend gezeichnet.

Mit der zum Charakter der andern Stücke nicht ganz passenden heitren Erzählung „Das steinerne Herz" schließen die „Nachtstücke" ab, wobei wir aber vielleicht auf eine künstlerische Absicht des Autors schließen können.

Wie er sich hierfür zu „imprägnieren" versuchte, zeigt ein Billet an den Berliner Leihbibliothekar Kralowsky, das sich im Besitze Hans von Müllers befindet:

„An Ew. WohlGebohren habe ich qua Dichter ein ganz eignes Anliegen. — Es komt mir, eben mit einer Erzählung beschäfftigt, darauf an, mich in den galanten Styl von den Jahren 1740 bis 60 oder auch wohl noch etwas später hineinzudenken. Ohne Original möchte das Portrait unähnlich werden; sollten Sie nicht vielleicht noch irgend einen Roman aus jenen Jahren besitzen? — Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier wäre mir das liebste aber wo den auftreiben!

Von Ew. WohlGebohren Güte und Gefälligkeit überzeugt darf ich hoffen, daß Sie, steht es in Ihrer Macht, dem unglücklichen in schwerem Brüten befangenen Autor mit Rath und That aufhelfen werden.

Hochachtungsvoll
Hoffmann.
D. 3t May 17."

Allem Anschein nach hat Kralowsky dieses Buch nicht auftreiben können[1]) und ihm die „Asiatische Banise" geschickt, denn Willibalds Worte (auf S. 325, s. d. Anm. dazu) sind diesem Buche entnommen. Einen ebenso outrierten Stil finden wir aber auch im Roman „Die Liebe ohne Bestand, oder der bey seiner Liebe zuletzt niemals glückliche Liebhaber Orontes, in einer wahrhaften Geschichte vorgestellt von Lindpolandern Breslau 1724" oder im „fallenden und steigenden Glück in der Liebe des Grafen Florandors, in einem Liebes-Roman der galanten Welt zu einem Zeit-Vertreib beschrieben von CelAndoR. Frankfurth und Leipzig, Anno 1725." Wie ersichtlich, hat aber Hoffmann diese „Quellen" nicht weiter genutzt.

Interessant sind im „steinernen Herzen" die leichten Ausfälle auf Jeans Pauls Stil,[2]) die der „jeanpaulisierenden" Clementine in den Mund gelegt werden. Auch das Grabmal des Hofrats Reutlinger gemahnt an Lord Horions Grabmal in Jean Pauls „Hesperus", ohne daß sich sonst Parallelen zwischen Hoffmanns Erzählung und Jean Pauls Roman anführen ließen.[3]) Der Schauplatz des „steinernen Herzens" ist Glogau.

Entnahm er den Titel seines ersten Werkes dem Gebiete der Musik, so wählte Hoffmann für das zweite einen Ausdruck

[1]) Es muß also schon zu Hoffmanns Zeit recht selten gewesen sein, obwohl es sehr häufig neu aufgelegt wurde. Bekannt sind Ausgaben von 1738, 1746, 1747 und 1793 (sie erschienen unter dem fingierten Verlagsort „Warnungsstadt"(= Nordhausen bei Große); ein Neudruck 1908 bei Georg Müller in München.

[2]) Den er ja sonst hoch verehrte, noch in seinem Todesjahre, am 30. Januar 1822, schreibt Hoffmann an Jean Paul, wieviel er ihm verdanke und welch tiefen Eindruck seine Schriften auf ihn gemacht haben.

[3]) S. auch Johann Czerny a. a. O. S. 14.

der Malerei. Am berühmtesten durch seine Nachtstücke wurde der Utrechter Maler Gerard Honthorst (1592—1660), der deshalb den Beinamen „Cherardo dalle Notti" erhielt. — Aber schon vor Hoffmann hatte ein anderer Schriftsteller diesen Buchtitel gewählt. Im Jahre 1795 waren bei W. Korn in Breslau „Nachtstücke" erschienen, herzlich flache Erzählungen eines Mannes, der sich in der Vorrede Ludwig Z * * * unterschreibt [1]) und den Titel durch einen Hinweis auf Matthisson rechtfertigt, der den Tod Ugolinos von Dante ein Nachtstück nennt.

Am 15. Dezember 1817 sandte Hoffmann den zweiten Teil der „Nachtstücke" seinem Hippel als Weihnachtsgabe und schrieb dazu: „Dir insbesondere empfehle ich die ostpreußische Geschichte vom Majorat, die vielen Beifall erhält, und wie mich dünkt, mit Recht." An Kunz schrieb er am 8. März 1818: „Im zweiten Theil der ‚Nachtstücke' empfehle ich Ihnen das ‚Majorat' und das ‚Gelübde', das ‚öde Haus' taugt nichts, und das ‚steinerne Herz' ist so — so."

Ganz auffallend ist es, wie achtlos die Kritik an diesen Geschichten vorbeiging. Während die „Fantasiestücke", wie Hoffmanns spätere Bücher auch, von allen großen Journalen besprochen werden, schweigen bei den „Nachtstücken" Blätter wie die Zeitung für die elegante Welt, das Morgenblatt für gebildete Stände, Gubitzens Gesellschafter, Kotzebues literarisches Wochenblatt, die Jenaische, die Hallische Literaturzeitung, die Heidelberger Jahrbücher und die Wiener allgemeine Literaturzeitung. Nur die Allgemeine musikalische Zeitung vom 2. Juli 1817 bringt von Professor A. Wendt unter der Rubrik „Lectüre für Musiker und Freunde der Tonkunst" unter Nr. II mehr eine Inhaltsangabe als eine Würdigung des „Sanctus"! Eingeleitet durch die Worte: „Von einem Schriftsteller, den die musikalische Welt und vorzüglich die Leser dieser Zeitung, als Componisten und als Verf. manches geistreichen Aufsatzes in dem ersten und vierten Bande

[1]) Vielleicht ist Ludwig Zehnmark (1751—1814) der Verfasser (s. Goedekes Grundriß 2. Aufl. Bd. V S. 317), dessen „Handbuch der Litterärgeschichte" auch bei Korn verlegt wurde (s. Goedeke Bd. VII S. 12).

seiner Phantasiestücke kennen, dem Kammergerichtsrath Hofmann [!] in Berlin, führe ich, aus seinen vor kurzem erschienenen Nachtstücken (1ster Thl. Berlin 1817. 8) die erzählende Skitze, das Sanctus, an."

Die erste mir bekannte Kritik der ‚Nachtstücke' gab nach Hoffmanns Tode Konrad Schwenck in einem großen anonymen Aufsatz „Über E. T. W. Hoffmanns Schriften" im dritten Stück für das Jahr 1823 des „Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur" (Leipzig, Brockhaus) auf 6 Seiten. Die einleitenden Worte mögen genügen: „. . Nachtstücke . . . . , worin Erzählungen sind, so platt, als es welche geben kann, die freilich Nachtstücke sind, da sie sich bei Tag nicht wohl dürfen sehen lassen, und wo alles schwarz angestrichen ist und grell abstechend zinnoberrothe Teufel darauf gemalt sind, den Leser zu schrecken. Allein diese Kienrußwolken schrecken ihn nicht, denn er weiß aus seinen technologischen Wörterbüchern, daß sie nicht aus der Hölle stammen, sondern von Menschen bereitet werden." Wer über ein solches Urteil erstaunt ist, möge bedenken, daß unsere neuesten Literaturgeschichten noch mit ähnlichen Rezensionen Hoffmannscher Werke aufwarten können.

Zugegeben, daß die „Nachtstücke" nicht das stärkste und beste Hoffmannschen Schaffens bringen, so wird doch ein Liebhaber des Dichters auch nicht ein Stück missen wollen. Abgesehen vom Majorat, welche Perlen bieten einzelne Partien in den übrigen Erzählungen! Wie prächtig ist der Kapellmeister und der Doktor im Eingang zum „Sanctus" geschildert, wie einzigartig die Szene im Konditorladen, wenn der groteske Verwalter des öden Hauses Zuckersachen einkauft und sein Hund in der Stellung eines Eichhörnchens die Makrone frißt. Ganz im Geiste Jacques Callots ist das „Fest der alten Zeit" im „steinernen Herz", und an den „Ignaz Denner" und an den „Sandmann" wird Heinrich Heine gedacht haben, wenn er in seinem dritten Berliner Briefe bewundernd sagt: „In den Nachtstücken ist das Gräßlichste und Grauenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben."

Nachtstücke

herausgegeben

von

dem Verfasser der Fantasiestücke

in Callots Manier

Erster Teil

Der Sandmann

Nathanael an Lothar.

Gewiß seid Ihr alle voll Unruhe, daß ich so lange — lange nicht geschrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergesse mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem ist aber nicht so; täglich und stündlich gedenke ich Eurer Aller, und in süßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Gestalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen so anmutig an, wie sie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu schreiben in der zerrissenen Stimmung des Geistes, die mir bisher alle Gedanken verstörte! — Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolkenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl. — Nun soll ich Dir sagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das sehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach, mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu lassen, daß das, was mir vor einigen Tagen geschah, denn wirklich mein Leben so feindlich zerstören konnte! Wärst Du nur hier, so könntest Du selbst schauen; aber jetzt hältst Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geisterseher. — Kurz und gut, das Entsetzliche, was mir geschah, dessen tödlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, besteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, nämlich am 30. Oktober mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat

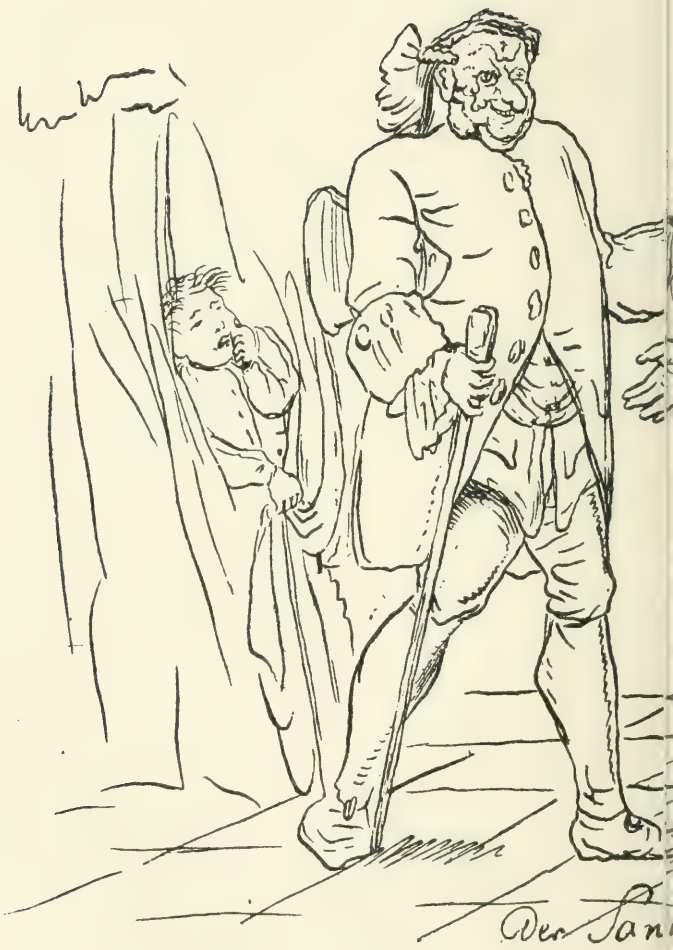
und mir seine Ware anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von selbst fortging. –

Du ahnest, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So ist es in der Tat. Mit aller Kraft fasse ich mich zusammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit so viel zu erzählen, daß Deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara sagen: „Das sind ja rechte Kindereien!" – Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! – ich bitt' Euch sehr! – Aber Gott im Himmel! die Haare sträuben sich mir, und es ist, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. – Nun fort zur Sache! –

Außer dem Mittagsessen sahen wir, ich und mein Geschwister, tagüber den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt sein. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und geriet darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfwolken von sich, daß wir alle wie im Nebel schwammen. An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig, und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: „Nun Kinder! – zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es schon." Wirklich hörte ich dann jedesmal etwas schweren langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann sein. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders

graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: „Ei, Mama! wer ist denn der böse Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie sieht er denn aus?" „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind", erwiderte die Mutter: „wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seid schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man euch Sand hineingestreut." — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüt entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verleugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete: was denn das für ein Mann sei, der Sandmann? „Ei, Thanelchen," erwiderte diese, „weißt du das noch nicht? Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf." — Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des grausamen Sandmanns aus; sowie es abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Tränen hergestotterten Ruf: „Der Sandmann! der Sandmann!" konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem Kindernest im Halbmonde, so wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz seine Richtigkeit haben könne; indessen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Gespenst, und Grauen — Entsetzen

ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, sondern auch meines Vaters Stubentür heftig aufreißen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahrelang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grausigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an, meine Fantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen: den Vater darum zu befragen, hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber selbst – selbst das Geheimnis zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüt sich einnistet. Nichts war mir lieber, als schauerliche Geschichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. s. w. zu hören oder zu lesen; aber obenan stand immer der Sandmann, den ich in den seltsamsten, abscheulichsten Gestalten überall auf Tische, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Korridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag neun Uhr sich jener Unbekannte im Hause hören ließ, schnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat, und bald darauf war es mir dann, als verbreite sich im Hause ein feiner seltsam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Mut, auf irgend eine Weise des Sandmanns Bekanntschaft zu machen. Oft schlich ich schnell aus dem Kämmerchen auf den Korridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauschen, denn immer war der Sandmann schon zur Türe hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden mußte. Endlich von unwiderstehlichem Drange getrieben, beschloß ich, im Zimmer des Vaters selbst mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.



An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich schützte daher große Müdigkeit vor, verließ schon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Türe in einen Schlupfwinkel. Die Haustür knarrte, durch den Flur ging es langsamen, schweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geschwister mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stubentür. Er saß, wie gewöhnlich, stumm und starr den Rücken der Türe zugekehrt, er bemerkte mich nicht, schnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Türe stehenden offnen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es hustete und scharrte und brummte seltsam draußen. Das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Türe ein scharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Tür springt rasselnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Gesicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann ist der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichste Gestalt hätte mir nicht tieferes Entsetzen erregen können als eben dieser Coppelius. — Denke Dir einen großen breitschultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Gesicht, buschichten grauen Augenbrauen, unter denen ein Paar grünliche Katzenaugen stechend hervorfunkeln, großer, starker, über die Oberlippe gezogener Nase. Das schiefe Maul verzieht sich oft zum hämischen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrote Flecke sichtbar, und ein seltsam zischender Ton fährt durch die zusammengekniffenen Zähne. Coppelius erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rocke, eben solcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinschnallen. Die

kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über den großen roten Ohren, und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abſcheulich; aber vor allem waren uns Kindern ſeine großen knotichten, haarichten Fäuſte zuwider, ſo daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es ſeine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen oder eine ſüße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter dieſem oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Tränen in den Augen, die Näſcherei, der wir uns erfreuen ſollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abſcheu. Ebenſo machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein klein Gläschen ſüßen Weins eingeſchenkt hatte. Dann fuhr er ſchnell mit der Fauſt herüber oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teufliſch, wenn wir unſern Ärger nur leiſe ſchluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Beſtien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünſchten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Abſicht auch die kleinſte Freude verdarb. Die Mutter ſchien ebenſo wie wir den widerwärtigen Coppelius zu haſſen; denn, ſowie er ſich zeigte, war ihr Frohſinn, ihr heiteres unbefangenes Weſen umgewandelt in traurigen, düſtern Ernſt. Der Vater betrug ſich gegen ihn, als ſei er ein höheres Weſen, deſſen Unarten man dulden und das man auf jede Weiſe bei guter Laune erhalten müſſe. Er durfte nur leiſe andeuten, und Lieblingsgerichte wurden gekocht und ſeltene Weine kredenzt.

Als ich nun dieſen Coppelius ſah, ging es grauſig und entſetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders als er der Sandmann ſein könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmärchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt, — nein! — ein häß-

licher gespenstischer Unhold, der überall, wo er einschreitet, Jammer — Not — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war fest gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt und, wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk," rief dieser mit heiserer, schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus, und beide kleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die hernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügeltür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich solange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Herd stand. Coppelius trat hinzu, und eine blaue Flamme knisterte auf dem Herde empor. Allerlei seltsames Geräte stand umher. Ach Gott! — wie sich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da sah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz schien seine sanften ehrlichen Züge zum häßlichen, widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die glutrote Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem dicken Qualm, die er dann emsig hämmerte. Mir war es, als würden Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen — scheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer. „Augen her, Augen her!" rief Coppelius mit dumpfer, dröhnender Stimme. Ich kreischte auf, von wildem Entsetzen gewaltig erfaßt, und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius: „Kleine Bestie! — kleine Bestie!" meckerte er zähnfletschend! — riß mich auf und warf mich auf den Herd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen." So flüsterte Coppelius und griff mit den Fäusten glutrote Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: „Meister! Meister! laß meinem

Nathanael die Augen – laß sie ihm!" Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und sein Pensum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht observieren." Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Füße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. „'s steht doch überall nicht recht! 's gut so, wie es war! – Der Alte hat's verstanden!" So zischte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde schwarz und finster, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein – ich fühlte nichts mehr. Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht, ich erwachte wie aus dem Todesschlaf, die Mutter hatte sich über mich hingebeugt. „Ist der Sandmann noch da?" stammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der ist lange, lange fort, der tut dir keinen Schaden!" – So sprach die Mutter und küßte und herzte den wiedergewonnenen Liebling. –

Was soll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was soll ich so weitläuftig einzelnes hererzählen, da noch so vieles zu sagen übrig bleibt? Genug! – ich war bei der Lauscherei entdeckt und von Coppelius gemißhandelt worden. Angst und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Ist der Sandmann noch da?" – Das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen meiner Genesung, meiner Rettung. – Nur noch den schrecklichsten Moment meiner Jugendjahre darf ich dir erzählen; dann wirst du überzeugt sein, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun alles farblos erscheint, sondern, daß ein dunkles Verhängnis wirklich einen trüben Wolkenschleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreiße. –

Coppelius ließ sich nicht mehr sehen, es hieß, er habe die Stadt verlassen.

Ein Jahr mochte vergangen sein, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß abends an dem runden Tische saßen. Der

Vater war sehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht. Da hörten wir, als es neune schlug, plötzlich die Haustür in den Angeln knarren, und langsame eisenschwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das ist Coppelius," sagte meine Mutter erblassend. „Ja! — es ist Coppelius," wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Tränen stürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater!" rief sie, „muß es denn so sein?" „Zum letzten Male!" erwiderte dieser, „zum letzten Male kommt er zu mir, ich verspreche es dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!"

Mir war es, als sei ich in schweren kalten Stein eingepreßt — mein Atem stockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm, als ich unbeweglich stehen blieb: „Komm, Nathanael, komme nur!" — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, sei ruhig, lege dich ins Bette! — schlafe — schlafe," rief mir die Mutter nach; aber von unbeschreiblicher innerer Angst und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zutun. Der verhaßte abscheuliche Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an, vergebens trachtete ich sein Bild los zu werden. Es mochte wohl schon Mitternacht sein, als ein entsetzlicher Schlag geschah, wie wenn ein Geschütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es rasselte und rauschte bei meiner Türe vorüber, die Haustüre wurde klirrend zugeworfen. „Das ist Coppelius!" rief ich entsetzt und sprang aus dem Bette. Da kreischte es auf in schneidendem trostlosen Jammer, fort stürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Türe stand offen, erstickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienstmädchen schrie: „Ach, der Herr! — der Herr!" — Vor dem dampfenden Herde auf dem Boden lag mein Vater tot mit schwarz verbranntem, gräßlich verzerrtem Gesicht, um ihn herum heulten und winselten die Schwestern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du hast den Vater erschlagen!" — So schrie

ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren seine Gesichtszüge wieder mild und sanft geworden, wie sie im Leben waren. Tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben gestürzt haben könne. –

Die Explosion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchtbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden.

Wenn ich Dir nun sage, mein herzlieber Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erscheinung als schweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius' Figur und Gesichtszüge sind zu tief in mein Innerstes eingeprägt, als daß hier ein Irrtum möglich sein sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal seinen Namen geändert. Er gibt sich hier, wie ich höre, für einen piemontesischen Mechanikus aus und nennt sich Giuseppe Coppola.

Ich bin entschlossen, es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen, wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erscheinen des gräßlichen Unholds – Grüße meine liebe holde Clara, ich schreibe ihr in ruhigerer Gemütsstimmung. Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Clara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar absenden wolltest und die Aufschrift statt an ihn an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrtum erst bei den Worten inne: „Ach, mein herzlieber Lothar!" – Nun hätte ich nicht weiter lesen,

sondern den Brief dem Bruder geben sollen. Aber, hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch ruhiges, weiblich besonnenes Gemüt, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum atmen, es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte so entsetzliches in Dein Leben getreten sein! Trennung von Dir, Dich niemals wiedersehen, der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich. Erst jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater solch entsetzlichen, gewaltsamen Todes starb. Bruder Lothar, dem ich sein Eigentum zustellte, suchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm schlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und beinahe schäme ich mich, es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören konnte. Doch bald, schon den andern Tag, hatte sich alles anders in mir gestaltet. Sei mir nur nicht böse, mein Innniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa sagen möchte, daß ich trotz Deiner seltsamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böses antun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre, wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Teil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius gewesen sein, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abscheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüt der schreckliche Sandmann aus dem Ammenmärchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubtest Du auch nicht an den Sand-

mann, ein gespenstischer, Kindern vorzüglich gefährlicher Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymistische Versuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden sein konnte, da gewiß viel Geld unnütz verschleudert und obendrein, wie es immer mit solchen Laboranten der Fall sein soll, des Vaters Gemüt, ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigne Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeigeführt, und Coppelius ist nicht schuld daran. Glaubst Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker gestern frug, ob wohl bei chemischen Versuchen eine solche augenblicklich tötende Explosion möglich sei? Der sagte: „Ei, allerdings" und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläuftig und umständlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei so viel sonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wohl unwillig werden über Deine Clara, Du wirst sagen: „In dies kalte Gemüt dringt kein Strahl des Geheimnisvollen, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt; sie erschaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut sich wie das kindische Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödliches Gift verborgen."

Ach, mein herzgeliebter Nathanael! glaubst Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — sorglosen Gemütern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich uns in unserm eignen Selbst zu verderben strebt? — Aber verzeih es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weise Dir anzudeuten, was ich eigentlich von solchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte, und Du lachst mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle, es zu sagen.

Gibt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verräterisch einen Faden in unser Inneres legt, woran sie uns dann

festpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden — gibt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen, durch das heitre Leben gestärkten Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Gestaltung, die unser eignes Spiegelbild sein sollte. Es ist auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so, daß wir selbst nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist das Phantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüt uns in die Hölle wirft oder in den Himmel verzückt. — Du merkst, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar, uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptsächlichste aufgeschrieben, ordentlich tiefsinnig vorkommt. Lothars letzte Worte verstehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch ist es mir, als sei alles sehr wahr. Ich bitte Dich, schlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuseppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sei überzeugt, daß diese fremden Gestalten nichts über Dich vermögen; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann sie Dir in der Tat feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefste Aufregung Deines Gemüts, schmerzte mich nicht Dein Zustand recht in innerster Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler

Coppelius scherzen. Sei heiter – heiter! – Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erscheinen wie Dein Schutzgeist und den häßlichen Coppola, sollte er es sich etwa beikommen lassen, Dir im Traum beschwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor seinen garstigen Fäusten, er soll mir weder als Advokat eine Näscherei noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigstgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb ist es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerstreutheit veranlaßtem, Irrtum erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tiefsinnigen philosophischen Brief geschrieben, worin sie ausführlich beweiset, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern existieren und Phantome meines Ichs sind, die augenblicklich zerstäuben, wenn ich sie als solche erkenne. In der Tat, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch hellen holdlächelnden Kindesaugen oft wie ein lieblicher süßer Traum hervorleuchtet, so gar verständig, so magistermäßig distinguieren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du lesest ihr wohl logische Kollegia, damit sie alles fein sichten und sondern lerne. – Laß das bleiben! – Übrigens ist es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuseppe Coppola keineswegs der alte Advokat Coppelius ist. Ich höre bei dem erst neuerdings angekommenen Professor der Physik, der wie jener berühmte Naturforscher Spalanzani heißt und italienischer Abkunft ist, Kollegia. Der kennt den Coppola schon seit vielen Jahren, und überdem hört man es auch seiner Aussprache an, daß er wirklich Piemonteser ist. Coppelius war ein Deutscher, aber wie mich dünkt kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düstern Träumer, aber nicht los kann ich den Eindruck

Cagliostro

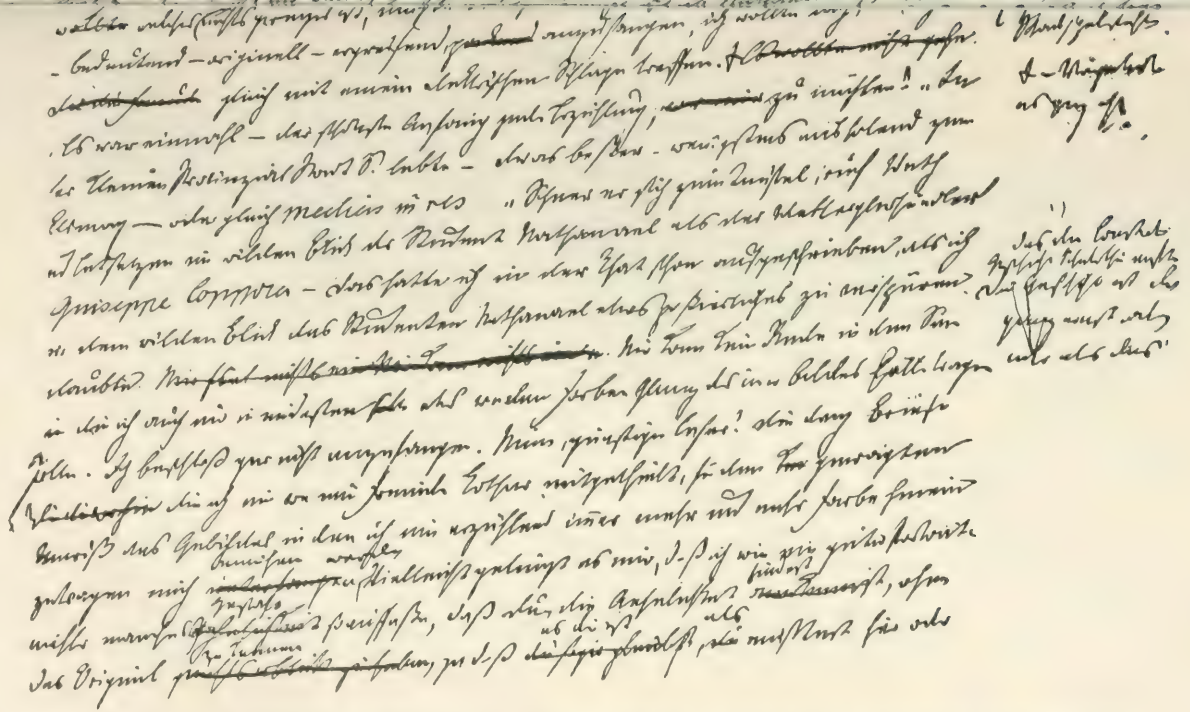
Berl. Mon. Schr. 1784. Dec. S. 336.

werden, den Coppelius' verfluchtes Geſicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort iſt aus der Stadt, wie mir Spalanzani ſagt. Dieſer Profeſſor iſt ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Geſicht mit ſtarken Backenknochen, feiner Naſe, aufgeworfnen Lippen, kleinen ſtechenden Augen. Doch beſſer als in jeder Beſchreibung ſiehſt Du ihn, wenn Du den Caglioſtro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berliniſchen Taſchenkalender ſteht, anſchaueſt. — So ſieht Spalanzani aus. — Neulich ſteige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die ſonſt einer Glastüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, ſehr ſchlank im reinſten Ebenmaß gewachſenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer ſaß im Zimmer vor einem kleinen Tiſch, auf den ſie beide Arme, die Hände zuſammengefaltet, gelegt hatte. Sie ſaß der Türe gegenüber, ſo, daß ich ihr engelſchönes Geſicht ganz erblickte. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich ſagen, keine Sehkraft, es war mir ſo, als ſchliefe ſie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich, und deshalb ſchlich ich leiſe fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Geſtalt, die ich geſehen, Spalanzanis Tochter, Olimpia, war, die er ſonderbarer und ſchlechter Weiſe einſperrt, ſo, daß durchaus kein Menſch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandtnis mit ihr, ſie iſt vielleicht blödſinnig oder ſonſt. — Weshalb ſchreibe ich Dir aber das alles? Beſſer und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wiſſe nämlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin. Ich muß mein ſüßes, liebes Engelsbild, meine Clara, wiederſehen. Weggehaucht wird dann die Verſtimmung ſein, die ſich (ich muß das geſtehen) nach dem fatalen verſtändigen Briefe meiner bemeiſtern wollte. Deshalb ſchreibe ich auch heute nicht an ſie.

Tauſend Grüße ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seltsamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich dir, günstiger Leser! zu erzählen unternommen. Hast du, Geneigtester! wohl jemals etwas erlebt, das deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles andere daraus verdrängend? Es gärte und kochte in dir, zur siedenden Glut entzündet sprang das Blut durch die Adern und färbte höher deine Wangen. Dein Blick war so seltsam, als wolle er Gestalten, keinem andern Auge sichtbar, im leeren Raum erfassen, und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen dich die Freunde: „Wie ist Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Teurer?" Und nun wolltest du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern aussprechen und mühtest dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war dir, als müßtest du nun gleich im ersten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entsetzliche, Lustige, Grauenhafte, das sich zugetragen, recht zusammengreifen, so daß es wie ein elektrischer Schlag alle treffe. Doch jedes Wort, alles was Rede vermag, schien dir farblos und frostig und tot. Du suchst und suchst, und stotterst und stammelst, und die nüchternen Fragen der Freunde schlagen wie eisige Windeshauche hinein in deine innere Glut, bis sie verlöschen will. Hattest du aber wie ein kecker Maler erst mit einigen verwegenen Strichen den Umriß deines innern Bildes hingeworfen, so trugst du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf, und das lebendige Gewühl mannigfacher Gestalten riß die Freunde fort, und sie sahen wie du sich selbst mitten im Bilde, das aus deinem Gemüt hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es dir, geneigter Leser! gestehen muß, eigentlich niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt; du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Autoren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zumute wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt, und

[redacted]



Eine Seite aus der Handschrift „Der Sandmann" (Original im Besitz des Märkischen Provinzial-Museums zu Berlin)

nebenher auch wohl noch die ganze Welt: „Was ist es denn? Erzählen Sie, Liebster!“ – So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnisvollem Leben zu dir zu sprechen. Das Wunderbare, Seltsame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb, und weil ich dich, o mein Leser! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts Geringes ist, quälte ich mich ab, Nathanaels Geschichte, bedeutend – originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmal“ – der schönste Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! – „In der kleinen Provinzialstadt S. lebte“ – etwas besser, wenigstens ausholend zum Klimax. – Oder gleich medias in res: „‚Scher' er sich zum Teufel,' rief, Wut und Entsetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuseppe Coppola“ – Das hatte ich in der Tat schon aufgeschrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Possierliches zu verspüren glaubte; die Geschichte ist aber gar nicht spaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindesten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuspiegeln schien. Ich beschloß, gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mitteilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt wie ein guter Portraitmaler so aufzufassen, daß du es ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, ja daß es dir ist, als hättest du die Person recht oft schon mit leibhaftigen Augen gesehen. Vielleicht wirst du, o mein Leser! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sei als das wirkliche Leben, und daß dieses der Dichter doch nur wie in eines matt geschliffnen Spiegels dunklem Widerschein auffassen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wissen nötig ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines

weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls gestorben und sie verwaist nachgelassen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzuwenden hatte; sie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ, um seine Studien in G. — fortzusetzen. Da ist er nun in seinem letzten Briefe und hört Kollegia bei dem berühmten Professor Physices, Spalanzani.

Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Claras Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich holdlächelnd anblickte. — Für schön konnte Clara keineswegs gelten; das meinten alle, die sich von Amtswegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Wuchses, die Maler fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, verliebten sich dagegen sämtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faselten überhaupt viel von Battonischem Kolorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantast, verglich aber höchstseltsamer Weise Claras Augen mit einem See von Ruisdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes heitres Leben spiegelt. Dichter und Meister gingen aber weiter und sprachen: „Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir selbst dann nichts wahrhaft Gescheutes, so ist überhaupt nicht viel an uns, und das lesen wir denn auch deutlich in dem um Claras Lippen schwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkelieren, das so tun will, als sei es Gesang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durcheinander springen.“ Es war dem so. Clara hatte die lebenskräftige Fantasie des heitern unbefangenen kindischen Kindes, ein

tiefes weiblich zartes Gemüt, einen gar hellen scharf sichtenden Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Claras schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick und jenes feine ironische Lächeln: „Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuten, daß ich eure verfließende Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemütvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die ersten Wolkenschatten zogen durch ihr Leben, als er sich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog sie in seine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in seiner Vaterstadt ins Zimmer der Mutter eintrat. Es geschah so, wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wiedersah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius noch an Claras verständigen Brief, jede Verstimmung war verschwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er seinem Freunde Lothar schrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den ersten Tagen in seinem ganzen Wesen durchaus verändert sich zeigte. Er versank in düstre Träumereien und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene, vergeblich lehne man sich dagegen auf, demütig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er ging so weit, zu behaupten, daß es töricht sei, wenn man glaube, in Kunst und Wissenschaft nach selbsttätiger Willkür zu

schaffen; denn die Begeisterung, in der man nur zu schaffen fähig sei, komme nicht aus dem eignen Innern, sondern sei das Einwirken irgend eines außer uns selbst liegenden höheren Prinzips.

Der verständigen Clara war diese mystische Schwärmerei im höchsten Grade zuwider, doch schien es vergebens, sich auf Widerlegung einzulassen. Nur dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böse Prinzip sei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauschte, und daß dieser widerwärtige Dämon auf entsetzliche Weise ihr Liebesglück stören werde, da wurde Clara sehr ernst und sprach: „Ja, Nathanael! du hast recht, Coppelius ist ein böses feindliches Prinzip, er kann Entsetzliches wirken wie eine teuflische Macht, die sichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannst. Solange du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt, nur dein Glaube ist seine Macht." – Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Existenz des Dämons nur in seinem eignen Innern statuiere, wollte dann hervorrücken mit der ganzen mystischen Lehre von Teufeln und grausen Mächten, Clara brach aber verdrüßlich ab, indem sie irgend etwas Gleichgültiges dazwischen schob, zu Nathanaels nicht geringem Ärger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemütern verschließen sich solche tiefe Geheimnisse, ohne sich deutlich bewußt zu sein, daß er Clara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen, sie in jene Geheimnisse einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühstück bereiten half, stand er bei ihr und las ihr aus allerlei mystischen Büchern vor, daß Clara bat: „Aber lieber Nathanael, wenn ich dich nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? – Denn wenn ich, wie du es willst, alles stehen und liegen lassen und dir, indem du liesest, in die Augen schauen soll, so läuft mir der Kaffee ins Feuer, und ihr bekommt alle kein Frühstück!" – Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmut fort in sein Zimmer. Sonst hatte er eine besondere

Stärke in anmutigen lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb, und die Clara mit dem innigsten Vergnügen anhörte; jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gestaltlos, so daß, wenn Clara schonend es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Clara tötender als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sich dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der Tat sehr langweilig. Sein Verdruß über Claras kaltes prosaisches Gemüt stieg höher, Clara konnte ihren Unmut über Nathanaels dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten beide im Innern sich immer mehr von einander, ohne es selbst zu bemerken. Die Gestalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael selbst es sich gestehen mußte, in seiner Fantasie erbleicht, und es kostete ihm oft Mühe, ihn in seinen Dichtungen, wo er als grauser Schickſalspopanz auftrat, recht lebendig zu kolorieren. Es kam ihm endlich ein, jene düstre Ahnung, daß Coppelius sein Liebesglück stören werde, zum Gegenstande eines Gedichts zu machen. Er stellte sich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine schwarze Faust in ihr Leben und risse irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als sie schon am Traualtar stehen, erscheint der entsetzliche Coppelius und berührt Claras holde Augen; die springen in Nathanaels Brust wie blutige Funken sengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der sich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn sausend und brausend fortreißt. Es ist ein Tosen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitscht in die schäumenden Meereswellen, die sich wie schwarze weißhauptige Riesen emporbäumen in wütendem Kampfe. Aber durch dies wilde Tosen hört er Claras Stimme: „Kannst du mich denn nicht erschauen? Coppelius hat dich getäuscht, das waren ja nicht meine Augen, die so in deiner Brust brannten, das waren ja glühende Tropfen deines eignen Herzbluts — ich

habe ja meine Augen, sieh' mich doch nur an!" – Nathanael denkt: das ist Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. – Da ist es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er stehen bleibt, und im schwarzen Abgrund verrauscht dumpf das Getöse. Nathanael blickt in Claras Augen; aber es ist der Tod, der mit Claras Augen ihn freundlich anschaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er sehr ruhig und besonnen, er feilte und besserte an jeder Zeile, und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend sich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden und das Gedicht für sich laut las, da faßte ihn Grausen und wildes Entsetzen, und er schrie auf: „Wessen grauenvolle Stimme ist das?" – Bald schien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine sehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müsse Claras kaltes Gemüt dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen solle, sie mit den grauenvollen Bildern zu ängstigen, die ein entsetzliches, ihre Liebe zerstörendes Geschick weissagten. Sie, Nathanael und Clara, saßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war sehr heiter, weil Nathanael sie seit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung schrieb, nicht mit seinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael sprach lebhaft und froh von lustigen Dingen wie sonst, so, daß Clara sagte: „Nun erst habe ich dich ganz wieder, siehst du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben?" Da fiel dem Nathanael erst ein, daß er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen: Clara, etwas Langweiliges wie gewöhnlich vermutend und sich darein ergebend, fing an, ruhig zu stricken. Aber so wie immer schwärzer und schwärzer das düstre Gewölk aufstieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und blickte starr dem Nathanael ins Auge. Den riß seine Dichtung unaufhaltsam fort, hochrot färbte seine Wangen die

innere Glut, Tränen quollen ihm aus den Augen. – Endlich hatte er geschlossen, er stöhnte in tiefer Ermattung – er faßte Claras Hand und seufzte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: „Ach! – Clara – Clara!" – Clara drückte ihn sanft an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und ernst: „Nathanael – mein herzlieber Nathanael! – wirf das tolle – unsinnige – wahnsinnige Märchen ins Feuer." Da sprang Nathanael entrüstet auf und rief, Clara von sich stoßend: „Du lebloses verdammtes Automat!" Er rannte fort, bittre Tränen vergoß die tief verletzte Clara: „Ach, er hat mich niemals geliebt, denn er versteht mich nicht," schluchzte sie laut. – Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen, was vorgefallen; er liebte seine Schwester mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in sein Inneres, so, daß der Unmut, den er wider den träumerischen Nathanael lange im Herzen getragen, sich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unsinnige Betragen gegen die geliebte Schwester in harten Worten vor, die der aufbrausende Nathanael ebenso erwiderte. Ein „fantastischer, wahnsinniger Geck" wurde mit einem „miserablen, gemeinen Alltagsmenschen" erwidert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beschlossen, sich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademischer Sitte mit scharfgeschliffenen Stoßrapieren zu schlagen. Stumm und finster schlichen sie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und gesehen, daß der Fechtmeister in der Dämmerung die Rapiere brachte. Sie ahnte, was geschehen sollte. Auf dem Kampfplatz angekommen hatten Lothar und Nathanael soeben düsterschweigend die Röcke abgeworfen, blutdürstige Kampflust im brennenden Auge wollten sie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartentür herbeistürzte. Schluchzend rief sie laut: „Ihr wilden entsetzlichen Menschen! – stoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr euch anfallt; denn wie soll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten er-

mordet hat!" – Lothar ließ die Waffe sinken und sah schweigend zur Erde nieder, aber in Nathanaels Innern ging in herzzerreißender Wehmut alle Liebe wieder auf, wie er sie jemals in der herrlichen Jugendzeit schönsten Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel seiner Hand, er stürzte zu Claras Füßen. „Kannst du mir denn jemals verzeihen, du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! – Kannst du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar!" – Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tausend Tränen umarmten sich die drei versöhnten Menschen und schwuren, nicht voneinander zu lassen in steter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zumute, als sei eine schwere Last, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerstand leistend der finstern Macht, die ihn befangen, sein ganzes Sein, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei selige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach seiner Vaterstadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was sich auf Coppelius bezog, verschwiegen worden; denn man wußte, daß sie nicht ohne Entsetzen an ihn denken konnte, weil sie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes schuld gab.

Wie erstaunte Nathanael, als er in seine Wohnung wollte und sah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, so daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, so war es doch den kühnen, rüstigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanaels im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen und Bücher, Manuskripte, Instrumente zu retten. Alles hatten sie unversehrt in ein anderes Haus getragen und dort ein Zimmer

in Beschlag genommen, welches Nathanael nun sogleich bezog. Nicht sonderlich achtete er darauf, daß er dem Professor Spalanzani gegenüber wohnte, und ebensowenig schien es ihm etwas Besonderes, als er bemerkte, daß er aus seinem Fenster gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einsam saß, so, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Gesichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft stundenlang in derselben Stellung, wie er sie einst durch die Glastüre entdeckte, ohne irgend eine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß, und daß sie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberschaute; er mußte sich auch selbst gestehen, daß er nie einen schöneren Wuchs gesehen; indessen, Clara im Herzen, blieb ihm die steife, starre Olimpia höchst gleichgültig, und nur zuweilen sah er flüchtig über sein Kompendium herüber nach der schönen Bildsäule, das war alles. — Eben schrieb er an Clara, als es leise an die Türe klopfte; sie öffnete sich auf seinen Zuruf, und Coppolas widerwärtiges Gesicht sah hinein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben; eingedenk dessen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola gesagt, und was er auch rücksichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Gespensterfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusammen und sprach so sanft und gelassen als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!“ Da trat aber Coppola vollends in die Stube und sprach mit heiserem Ton, indem sich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern stechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab auch schöne Oke — schöne Oke!“ — Entsetzt rief Nathanael: „Toller Mensch, wie kannst du Augen haben? — Augen — Augen? —“ Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine Wettergläser beiseite gesetzt, griff in die weiten Rocktaschen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tisch legte. — „Nu — Nu — Brill' —

Brill' auf der Nas' su setze, das sein meine Oke – sköne Oke!" – Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, so, daß es auf dem ganzen Tisch seltsam zu flimmern und zu funkeln begann. Tausend Augen blickten und zuckten krampfhaft und starrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegschauen von dem Tisch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder sprangen flammende Blicke durcheinander und schossen ihre blutrote Strahlen in Nathanaels Brust. Übermannt von tollem Entsetzen schrie er auf: „Halt ein! halt ein, fürchterlicher Mensch!" – Er hatte Coppola, der eben in die Tasche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet schon der ganze Tisch überdeckt war, beim Arm festgepackt. Coppola machte sich mit heiserem widrigen Lachen sanft los, und mit den Worten: „Ah! – nix für Sie – aber hier sköne Glas" – hatte er alle Brillen zusammengerafft, eingesteckt und aus der Seitentasche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perspektive hervorgeholt. Sowie die Brillen fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig, und an Clara denkend, sah er wohl ein, daß der entsetzliche Spuk nur aus seinem Innern hervorgegangen, sowie daß Coppola ein höchst ehrlicher Mechanikus und Optikus, keinesweges aber Coppelii verfluchter Doppeltgänger und Revenant sein könne. Zudem hatten alle Gläser, die Coppola nun auf den Tisch gelegt, gar nichts Besonderes, am wenigsten so etwas Gespenstisches wie die Brillen, und um alles wieder gut zu machen, beschloß Nathanael, dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines sehr sauber gearbeitetes Taschenperspektiv und sah, um es zu prüfen, durch das Fenster. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenstände so rein, scharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich sah er hinein in Spalanzanis Zimmer; Olimpia saß wie gewöhnlich vor dem kleinen Tisch, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. – Nun erschaute Nathanael erst Olimpias wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm

gar seltsam starr und tot. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olimpias Augen feuchte Mondesstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie festgezaubert im Fenster, immer fort und fort die himmlisch-schöne Olimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn wie aus tiefem Traum. Coppola stand hinter ihm: „Tre Zechini — drei Dukat" — Nathanael hatte den Optikus rein vergessen, rasch zahlte er das Verlangte. „Nick so? — sköne Glas — sköne Glas!" frug Coppola mit seiner widerwärtigen heisern Stimme und dem hämischen Lächeln. „Ja, ja, ja!" erwiderte Nathanael verdrießlich. „Adieu, lieber Freund!" — Coppola verließ nicht ohne viele seltsame Seitenblicke auf Nathanael das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja," meinte Nathanael, „er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspektiv gewiß viel zu teuer bezahlt habe — zu teuer bezahlt!" — Indem er diese Worte leise sprach, war es, als halle ein tiefer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanaels Atem stockte vor innerer Angst. — Er hatte ja aber selbst so aufgeseufzt, das merkte er wohl. „Clara," sprach er zu sich selber, „hat wohl recht, daß sie mich für einen abgeschmackten Geisterseher hält; aber närrisch ist es doch — ach wohl mehr als närrisch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu teuer bezahlt, noch jetzt so sonderbar ängstigt; den Grund davon sehe ich gar nicht ein." — Jetzt setzte er sich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenster überzeugte ihn, daß Olimpia noch dasäße, und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppolas Perspektiv und konnte nicht los von Olimpias verführerischem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief ins Kollegium bei dem Professor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnisvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte

Olimpia ebensowenig hier als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer entdecken, unerachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch Coppolas Perspektiv hinüberschaute. Am dritten Tage wurden sogar die Fenster verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vors Tor. Olimpias Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüsch und guckte ihn an mit großen strahlenden Augen aus dem hellen Bach. Claras Bild war ganz aus seinem Innern gewichen, er dachte nichts als Olimpia und klagte ganz laut und weinerlich: „Ach, du mein hoher herrlicher Liebesstern, bist du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verschwinden und mich zu lassen in finstrer hoffnungsloser Nacht?"

Als er zurückkehren wollte in seine Wohnung, wurde er in Spalanzanis Hause ein geräuschvolles Treiben gewahr. Die Türen standen offen, man trug allerlei Geräte hinein, die Fenster des ersten Stocks waren ausgehoben, geschäftige Mägde kehrten und stäubten, mit großen Haarbesen hin- und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tischler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und sprach: „Nun, was sagst du zu unserem alten Spalanzani?" Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, da er durchaus nichts vom Professor wisse, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem stillen düstern Hause ein tolles Treiben und Wirtschaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Konzert und Ball, und daß die halbe Universität eingeladen sei. Allgemein verbreite man, daß Spalanzani seine Tochter Olimpia, die er so lange jedem menschlichen Auge recht ängstlich entzogen, zum erstenmal erscheinen lassen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur bestimmten Stunde, als schon die Wagen

rollten und die Lichter in den geschmückten Sälen schimmerten, zum Professor. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erschien sehr reich und geschmackvoll gekleidet. Man mußte ihr schöngeformtes Gesicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas seltsam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes schien von zu starkem Einschnüren bewirkt zu sein. In Schritt und Stellung hatte sie etwas Abgemessenes und Steifes, das manchem unangenehm auffiel; man schrieb es dem Zwange zu, den ihr die Gesellschaft auflegte. Das Konzert begann. Olimpia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug ebenso eine Bravour-Arie mit heller, beinahe schneidender Glasglockenstimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er stand in der hintersten Reihe und konnte im blendenden Kerzenlicht Olimpias Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppolas Glas hervor und schaute hin nach der schönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie sie voll Sehnsucht nach ihm herübersah, wie jeder Ton erst deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend sein Inneres durchdrang. Die künstlichen Rouladen schienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüts, und als nun endlich nach der Kadenz der lange Trillo recht schmetternd durch den Saal gellte, konnte er, wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt, sich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufschreien: „Olimpia!“ — Alle sahen sich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganist schnitt aber noch ein finstreres Gesicht als vorher und sagte bloß: „Nun nun!“ — Das Konzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!“ das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünsche, alles Strebens; aber wie sich erheben zu dem Mut, sie, die Königin des Festes, aufzufordern? Doch! — er selbst wußte nicht, wie es geschah, daß er, als schon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia stand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu stammeln, ihre Hand ergriff. Eis-

kalt war Olimpias Hand, er fühlte sich durchbebt von grausigem Todesfrost, er starrte Olimpia ins Auge, das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen, und in dem Augenblick war es auch, als fingen an, in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innerm glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen. — Er glaubte sonst recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rhythmischen Festigkeit, womit Olimpia tanzte, und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der sich Olimpia näherte, um sie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geschah dies, zu seinem Erstaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze sitzen, und er ermangelte nicht, immer wieder sie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der schönen Olimpia noch etwas anders zu sehen vermocht, so wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich gewesen; denn offenbar ging das halbleise, mühsam unterdrückte Gelächter, was sich in diesem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die schöne Olimpia, die sie mit ganz kuriosen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wissen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genossenen Wein erhitzt hatte Nathanael alle ihm sonst eigne Scheu abgelegt. Er saß neben Olimpia, ihre Hand in der seinigen, und sprach hochentflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er noch Olimpia. Doch diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt ins Auge und seufzte einmal übers andere: „Ach — Ach — Ach!" — worauf denn Nathanael also sprach: „O, du herrliche, himmlische Frau! — du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe — du tiefes Gemüt, in dem sich mein ganzes Sein spiegelt" und noch mehr dergleichen, aber Olimpia seufzte bloß immer wieder: „Ach, Ach!" — Der Professor Spalanzani ging einigemal bei den Glücklichen

vorüber und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an. Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmal, als würd' es hienieden beim Professor Spalanzani merklich finster; er schaute um sich und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal herniederbrennen und ausgehen wollten. Längst hatten Musik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung," schrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpias Hand, er neigte sich zu ihrem Munde, eiskalte Lippen begegneten seinen glühenden! — So wie, als er Olimpias kalte Hand berührte, fühlte er sich von innerem Grausen erfaßt, die Legende von der toten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber fest hatte ihn Olimpia an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Professor Spalanzani schritt langsam durch den leeren Saal, seine Schritte klangen hohl wieder, und seine Figur, von flackernden Schlagschatten umspielt, hatte ein grauliches gespenstisches Ansehen. „Liebst du mich — Liebst du mich, Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebst du mich?" So flüsterte Nathanael, aber Olimpia seufzte, indem sie aufstand, nur: „Ach — Ach!" „Ja, du mein holder, herrlicher Liebesstern," sprach Nathanael, „bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!" „Ach, ach!" replizierte Olimpia fortschreitend. Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor. „Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten," sprach dieser lächelnd: „nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geschmack daran, mit dem blöden Mädchen zu konversieren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen sein." — Einen ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust schied Nathanael von dannen. Spalanzanis Fest war der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles getan hatte, recht splendid zu erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe von allerlei Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das sich begeben, und vorzüglich fiel man

über die todstarre, stumme Olimpia her, der man, ihres schönen Äußern unerachtet, totalen Stumpfsinn andichten und darin die Ursache finden wollte, warum Spalanzani sie so lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indessen schwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, diesen Burschen zu beweisen, daß eben ihr eigner Stumpfsinn es ist, der sie Olimpias tiefes herrliches Gemüt zu erkennen hindert? „Tu' mir den Gefallen, Bruder," sprach eines Tages Siegmund, „tu' mir den Gefallen und sage, wie es dir gescheuten Kerl möglich war, dich in das Wachsgesicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?" Nathanael wollte zornig auffahren, doch schnell besann er sich und erwiderte: „Sage du mir, Siegmund, wie deinem, sonst alles Schöne klar auffassenden Blick, deinem regen Sinn Olimpias himmlischer Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank sei es dem Geschick, dich nicht zum Nebenbuhler; denn sonst müßte einer von uns blutend fallen." Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemals über den Gegenstand zu richten sei, hinzu: „Wunderlich ist es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urteilen. Sie ist uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig sowie ihr Gesicht, das ist wahr! — Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen, jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Takt der singenden Maschine, und ebenso ist ihr Tanz. Uns ist diese Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns, als tue sie nur so wie ein lebendiges Wesen, und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandtnis." — Nathanael gab sich dem bittern Gefühl, das ihn bei diesen Worten Siegmunds er-

greifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr seines Unmuts und sagte bloß sehr ernst: „Wohl mag euch, ihr kalten prosaischen Menschen, Olimpia unheimlich sein. Nur dem poetischen Gemüt entfaltet sich das gleich organisierte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpias Liebe finde ich mein Selbst wieder. Euch mag es nicht recht sein, daß sie nicht in platter Konversation faselt wie die andern flachen Gemüter. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr; aber diese wenigen Worte erscheinen als echte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntnis des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für alles das habt ihr keinen Sinn, und alles sind verlorne Worte.“ „Behüte dich Gott, Herr Bruder,“ sagte Siegmund sehr sanft, beinahe wehmütig, „aber mir scheint es, du seist auf bösem Wege. Auf mich kannst du rechnen, wenn alles — Nein, ich mag nichts weiter sagen! —“ Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte prosaische Siegmund es sehr treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergessen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er sonst geliebt; — die Mutter — Lothar — alle waren aus seinem Gedächtnis entschwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahlverwandtschaft fantasierte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geschrieben. Gedichte, Fantasien, Visionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei ins Blaue fliegenden Sonetten, Stanzen, Kanzonen, und das alles las er der Olimpia stundenlang hintereinander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schoßhündchen, mit keiner Lieblingskatze, sie drehte keine Papierschnitzchen

oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen – kurz! – stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen, und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: „Ach, Ach!" – dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!" – „O, du herrliches, du tiefes Gemüt," rief Nathanael auf seiner Stube: „nur von dir, von dir allein werd' ich ganz verstanden." Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpias Gemüt täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt, recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn wohl auch sein; denn mehr Worte, als vorhin erwähnt, sprach Olimpia niemals. Erinnerte sich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpias gänzliche Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: „Was sind Worte – Worte! – Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels sich einzuschichten in den engen Kreis, den ein klägliches irdisches Bedürfnis gezogen?" – Professor Spalanzani schien hoch erfreut über das Verhältnis seiner Tochter mit Nathanael; er gab diesem allerlei unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens, und als es Nathanael endlich wagte, von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuspielen, lächelte dieser mit dem ganzen Gesicht und meinte: Er werde seiner Tochter völlig freie Wahl lassen. – Ermutigt durch diese Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beschloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen, daß sie das unumwunden in deutlichen Worten ausspreche, was längst ihr holder Liebesblick ihm gesagt, daß sie sein eigen immerdar sein wolle. Er suchte nach

dem Ringe, den ihm beim Abschiede die Mutter geschenkt, um ihn Olimpia als Symbol seiner Hingebung, seines mit ihr aufkeimenden blühenden Lebens darzureichen. Claras, Lothars Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er sie beiseite, fand den Ring, steckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur vernahm er ein wunderliches Getöse; es schien aus Spalanzanis Studierzimmer herauszuschallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Tür, dazwischen Flüche und Verwünschungen: Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran gesetzt? — ha ha ha ha! — so haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teuflische Bestie! — halt — fort — laß los! — Es waren Spalanzanis und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die so durcheinander schwirrten und tobten. Hinein stürzte Nathanael, von namenloser Angst ergriffen. Der Professor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiener Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen sie hin und her, streitend in voller Wut um den Besitz. Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wütenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick wand Coppola, sich mit Riesenkraft drehend, die Figur dem Professor aus den Händen und versetzte ihm mit der Figur selbst einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaschen, gläserne Zylinder standen, taumelte und hinstürzte; alles Gerät klirrte in tausend Scherben zusammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter rasch fort die Treppe herab, sodaß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den Stufen hölzern klapperten und dröhnten. — Erstarrt stand Nathanael — nur zu deutlich

hatte er gesehen, Olimpias toderbleichtes Wachsgesicht hatte keine Augen, statt ihrer schwarze Höhlen; sie war eine leblose Puppe. Spalanzani wälzte sich auf der Erde, Glasscherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zerschnitten, wie aus Springquellen strömte das Blut empor. Aber er raffte seine Kräfte zusammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderst du? — Coppelius — Coppelius, mein bestes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang — mein — die Augen — die Augen dir gestohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — hol mir Olimpia — da hast du die Augen! —" Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen, auf dem Boden liegend, ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. — Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein, Sinn und Gedanken zerreißend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh' dich Feuerkreis — lustig — lustig! — Holzpüppchen hui, schön' Holzpüppchen, dreh dich —" damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöse hatte viele Menschen herbeigelockt, die drangen ein, rissen den wütenden Nathanael auf und retteten so den Professor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, so stark er war, vermochte nicht den Rasenden zu bändigen; der schrie mit fürchterlicher Stimme immerfort: „Holzpüppchen, dreh' dich" und schlug um sich mit geballten Fäusten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entsetzlichem tierischen Gebrüll. So in gräßlicher Raserei tobend wurde er nach dem Tollhause gebracht. —

Ehe ich, günstiger Leser! dir zu erzählen fortfahre, was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich dir, solltest du einigen Anteil an dem geschickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, versichern, daß er

von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indes die Universität verlassen, weil Nathanaels Geschichte Aufsehen erregt hatte, und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Teezirkeln (Olimpia hatte sie mit Glück besucht) statt der lebendigen Person eine Holzpuppe einzuschwärzen. Juristen nannten es sogar einen feinen und um so härter zu bestrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und so schlau angelegt worden, daß kein Mensch (ganz kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weise tun und sich auf allerlei Tatsachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Diese letzteren brachten aber eigentlich nichts Gescheutes zutage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemanden verdächtig vorgekommen sein, daß nach der Aussage eines eleganten Teeisten Olimpia gegen alle Sitte öfter genießet als gegähnt hatte? „Ersteres," meinte der Elegant, „sei das Selbstaufziehen des verborgenen Triebwerks gewesen, merklich habe es dabei geknarrt u. s. w." Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, klappte die Dose zu, räusperte sich und sprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Hase im Pfeffer liegt? Das Ganze ist eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verstehen mich! — Sapienti sat!" Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht dabei; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzeln gefaßt, und es schlich sich in der Tat abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehrern Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen sticke, stricke, mit dem Möpschen spiele u. s. w., vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmal in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze. Das Liebesbündnis vieler wurde fester und dabei anmutiger, andere dagegen gingen leise auseinander. „Man kann wahrhaftig nicht

dafür stehen," sagte dieser und jener. In den Tees wurde unglaublich gegähnt und niemals genießet, um jedem Verdacht zu begegnen. – Spalanzani mußte, wie gesagt, fort, um der Kriminalunterſuchung wegen der menſchlichen Geſellſchaft betrüglicherweiſe eingeſchobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verſchwunden. –

Nathanael erwachte wie aus ſchwerem, fürchterlichem Traum, er ſchlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeſchreibliches Wonnegefühl mit ſanfter himmliſcher Wärme ihn durchſtrömte. Er lag in ſeinem Zimmer in des Vaters Hauſe auf dem Bette, Clara hatte ſich über ihn hingebeugt, und unfern ſtanden die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael – nun biſt du geneſen von ſchwerer Krankheit – nun biſt du wieder mein!" – So ſprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmut und Entzücken die hellen glühenden Tränen aus den Augen, und er ſtöhnte tief auf: „Meine – meine Clara!" – Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Not, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du, treuer Bruder, haſt mich doch nicht verlaſſen." – Jede Spur des Wahnſinns war verſchwunden, bald erkräftigte ſich Nathanael in der ſorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdeſſen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war geſtorben und hatte der Mutter nebſt einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlaſſen. Dort wollten ſie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit ſeiner Clara, die er nun zu heiraten gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je geweſen, und erkannte nun erſt recht Claras himmliſch reines, herrliches Gemüt. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leiſeſten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm ſchied, ſprach Nathanael: „Bei Gott, Bruder! ich war auf ſchlim-

mem Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! – Ach, es war ja Clara! –" Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Besorgnis, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. – Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menschen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsstunde gingen sie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Ratsturm warf seinen Riesenschatten über den Markt. „Ei," sagte Clara: „steigen wir doch noch einmal herauf und schauen in das ferne Gebirge hinein!" Gesagt, getan! Beide, Nathanael und Clara stiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da standen die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchsten Galerie des Turmes und schauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge wie eine Riesenstadt sich erhob.

„Sieh' doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns los zu schreiten scheint," frug Clara. – Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppolas Perspektiv, er schaute seitwärts – Clara stand vor dem Glase! – Da zuckte es krampfhaft in seinen Pulsen und Adern – totenbleich starrte er Clara an, aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf wie ein gehetztes Tier; dann sprang er hoch in die Lüfte, und grausig dazwischen lachend schrie er in schneidendem Ton: „Holzpüppchen, dreh' dich – Holzpüppchen, dreh' dich" – und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte sie herabschleudern, aber Clara krallte sich in verzweifelnder Todesangst fest an das Geländer. Lothar hörte den Rasenden toben, er hörte Claras Angstgeschrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Tür der zweiten Treppe war verschlossen – stärker hallte Claras Jammergeschrei. Unsinnig vor Wut und Angst stieß er gegen die Tür, die endlich aufsprang – Matter und matter wurden nun Claras

Laute: „Hülfe – rettet – rettet –“ so erstarb die Stimme in den Lüften. „Sie ist hin – ermordet von dem Rasenden,“ so schrie Lothar. Auch die Tür zur Galerie war zugeschlagen. – Die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft, er sprengte die Tür aus den Angeln. Gott im Himmel – Clara schwebte, von dem rasenden Nathanael erfaßt, über der Galerie in den Lüften – nur mit einer Hand hatte sie noch die Eisenstäbe umklammert. Rasch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schwester, zog sie hinein und schlug in demselben Augenblick mit geballter Faust dem Wütenden ins Gesicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schwester in den Armen. – Sie war gerettet. – Nun raste Nathanael herum auf der Galerie und sprang hoch in die Lüfte und schrie: „Feuerkreis, dreh' dich – Feuerkreis, dreh' dich“ – Die Menschen liefen auf das wilde Geschrei zusammen; unter ihnen ragte riesengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geschritten war. Man wollte herauf, um sich des Rasenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius, sprechend: „Ha ha – wartet nur, der kommt schon herunter von selbst,“ und schaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erstarrt stehen, er bückte sich herab, wurde den Coppelius gewahr, und mit dem gellenden Schrei: „Ha! Sköne Oke – Sköne Oke,“ sprang er über das Geländer. –

Als Nathanael mit zerschmettertem Kopf auf dem Steinpflaster lag, war Coppelius im Gewühl verschwunden. –

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Mann Hand in Hand vor der Türe eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntre Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebenslustigen Sinn zusagte, und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner

Vor alter längſt verfloßner Zeit lebte in einem wilden, einſamen Forſt des Fuldaiſchen Gebiets ein wackrer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war ſonſt Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Vach geweſen, den er auf weiten Reiſen durch das ſchöne Welſchland begleitet und einmal, als ſie auf den unſichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch ſeine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirtshauſe zu Neapel, wo ſie eingekehrt waren, befand ſich ein armes bildſchönes Mädchen, die von dem Hauswirt, der ſie als eine Waiſe aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigſten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres ſuchte ſie, ſo gut er ſich ihr verſtändlich machen konnte, mit troſtreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte ſolche Liebe zu ihm, daß ſie ſich nicht mehr von ihm trennen, ſondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutſchland. Der Graf von Vach, gerührt von Andres' Bitten und Giorginas Tränen, erlaubte, daß ſie ſich zu dem geliebten Andres auf den Kutſchenbock ſetzen und ſo die beſchwerliche Reiſe machen durfte. Schon ehe ſie über die Grenzen von Italien hinausgekommen, ließ ſich Andres mit ſeiner Giorgina trauen, und als ſie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Vach, glaubte dieſer den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu ſeinem Revierjäger ernannte. Mit ſeiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einſamen rauhen Wald, den er ſchützen ſollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlſtandes, den ihm der Graf von Vach verheißen, führte er aber ein beſchwerliches,

mühseliges, dürftiges Leben und geriet bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an barem Gelde, den er von dem Grafen erhielt, reichte kaum hin, sich und seine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren selten und ungewiß, und den Garten, auf dessen Bebauung und Benutzung er angewiesen, verwüsteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit seinem Knecht auf der Hut sein, wie er wollte, so daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war sein Leben stets bedroht von den Holzdieben und Freischützen. Jeder Lockung widerstand er als ein wackrer frommer Mann, der lieber darben als ungerechtes Gut an sich bringen wollte, und verwaltete sein Amt getreulich und tapfer; deshalb stellten sie ihm nach auf gefährliche Weise, und nur seine treuen Doggen schützten ihn vor nächtlichem Überfall des Raubgesindels. Giorgina, des Klimas und der Lebensweise in dem wilden Forst ganz ungewohnt, welkte zusehends hin. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe verwandelte sich in fahles Gelb, ihre lebhaften blitzenden Augen wurden düster, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte sie in mondheller Nacht. Schüsse krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leise erhob sich der Mann vom Lager und schlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forst. Dann betete sie inbrünstig zu Gott und zu den Heiligen, daß sie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieser schrecklichen Einöde und aus der steten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer schwächer und schwächer werdend sah sie ihr Ende vor Augen. Dumpf in sich hinbrütend, schlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit seines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes gespenstisches Wesen guckte das Wild aus den Büschen, sowie er sein Gewehr abdrückte, war es verstoben in der Luft. Er konnte kein Tier mehr treffen, und nur sein Knecht, ein geübter Schütze, be-

schaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einst saß er an Giorginas Bette, den starren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr atmete. In dumpfem, lautlosem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Achzen des Knaben, der nahrungslos verschmachten wollte. Der Knecht ging schon am frühen Morgen nach Fulda, um für das letzte Ersparnis einige Erquickung für die Kranke herbeizuschaffen. Kein menschliches tröstendes Wesen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in schneidenden Tönen des entsetzlichen Jammers durch die schwarzen Tannen, und die Doggen winselten wie in trostloser Klage um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hause daherschreiten wie menschliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht so früh erwarten konnte, aber die Hunde sprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder sein. Andres ging selbst vor die Tür: da trat ihm ein langer hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reisemütze tief ins Gesicht gedrückt. „Ei," sagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde so irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab, wir bekommen ein schrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beschwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reise?" „Ach Herr," erwiderte der betrübte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Not und des Elends, und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es selbst daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geschickt, wird erst am späten Abend etwas zur Labung herbeibringen." Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten. Der Fremde legte seine Reisemütze und seinen Mantel ab, unter dem er ein Felleisen und ein Kistchen trug. Er zog auch ein Stilett und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tisch legte. Andres war

an Giorginas Bett getreten, sie lag in bewußtlosem Zustande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, schaute die Kranke lange mit scharfen bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls sorglich erforschend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun stirbt sie wohl!" da sagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! seid ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und stärkt, die besten Dienste tun. Ich bin zwar kein Arzt, sondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren und besitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe und auch wohl verkaufe." Damit öffnete der Fremde sein Kistchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelroten Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleisen eine kleine geschliffene Flasche köstlichen Rheinweins und flößte der Kranken ein paar Löffel voll ein. Den Knaben befahl er nur dicht an der Mutter Brust gelehnt ins Bette zu legen und beide der Ruhe zu überlassen. Dem Andres war es zumute, als sei ein Heiliger herabgestiegen in die Einöde, ihm Trost und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der stechende, falsche Blick des Fremden abgeschreckt, jetzt wurde er durch die sorgliche Teilnahme, durch die augenscheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leistete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverhohlen, wie er eben durch die Gnade, die ihm sein Herr, der Graf von Bach, angedeihen lassen wollen, in Not und Elend geraten sei, und wie er wohl Zeit seines Lebens nicht aus drückender Armut und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröstete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungslosesten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wohl etwas wagen müsse, das Glück selbst sich dienstbar zu machen. „Ach lieber Herr!" erwiderte Andres, „ich vertraue Gott und der Fürsprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunst beten. Was soll ich

denn tun, um mir Geld und Gut zu verschaffen? Ist es mir nach Gottes Weisheit nicht beschieden, so wäre es ja sündlich, darnach zu trachten; soll ich aber noch in dieser Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünsche, die ihr schönes Vaterland verlassen, um mir in diese wilde Einöde zu folgen, so kommt es wohl, ohne daß ich Leib und Leben wage um schnödes weltliches Gut." Der Fremde lächelte bei diesen Reden des frommen Andres auf ganz seltsame Weise und war im Begriff, etwas zu erwidern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den sie versunken, erwachte. Sie fühlte sich wunderbarlich gestärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Brust. Andres war außer sich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indessen zurückgekommen und bereitete, so gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde teilnehmen sollte. Der Fremde kochte selbst eine Kraftsuppe für Giorgina, und man sah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei sich getragen. Es war später Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derselben Stube, wo Andres und Giorgina schliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geschah. Andres, den die Besorgnis um Giorgina nicht schlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem stärkeren Atemzuge Giorginas auffuhr, wie er stündlich aufstand, leise sich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforschte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zusehends besser geworden. Andres dankte dem Fremden, den er seinen Schutzengel nannte, aus der Fülle seines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wohl auf ihr inbrünstiges Gebet Gott selbst gesendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden schienen diese lebhaften Ausbrüche des Danks in gewisser Art beschwerlich zu fallen; er war sichtlich verlegen und äußerte ein Mal über das

andere, wie er ja ein Unmensch sein müsse, wenn er nicht der Kranken mit seiner Kenntnis und den Arzneimitteln, die er bei sich führe, habe beistehen sollen. Übrigens sei nicht Andres, sondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn der Not unerachtet, die im Hause herrsche, so gastlich aufgenommen, und er wolle auch keineswegs diese Pflicht unerfüllt lassen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldstücke heraus, die er dem Andres hinreichte. „Ei, Herr," sagte Andres, „wie und wofür sollte ich denn so vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hause zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forst verirrt hattet, das war ja Christenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes wert, so habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten sagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiser, kunsterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenscheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir getan, werde ich Euch ewiglich nicht vergessen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle Tat Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne." Bei diesen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein rascher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann," sprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr seid das schon Euerm Weibe schuldig, der Ihr damit bessere Nahrungsmittel und Pflege verschaffen könnt; denn dieser bedarf sie nunmehro, um nicht wieder in ihren vorigen Zustand zurückzufallen und Euerm Knaben Nahrung geben zu können." „Ach, Herr," erwiderte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Diese innere Stimme, der ich wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen immer vertraut, hat mich bisher sicher durch das Leben geführt und mich beschützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmütig handeln und an mir Armen ein übriges tun, so laßt mir ein Fläschlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib

ganz geneſe.“ Giorgina richtete ſich im Bette auf, und der ſchmerzvolle, wehmütige Blick, den ſie auf Andres warf, ſchien ihn anzuflehen, diesmal nicht ſo ſtrenge auf ſein inneres Widerſtreben zu achten, ſondern die Gabe des mildtätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und ſprach: „Nun, wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, ſo ſchenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Not zu retten, nicht verſchmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und ſich der Giorgina nähernd, gab er ihr wohl noch einmal ſo viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina ſah das ſchöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, ſie konnte kein Wort des Danks herausbringen, die hellen Tränen ſchoſſen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte ſich ſchnell von ihr weg und ſprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getroſt annehmen, da ich nur etwas von großem Überfluß Euch mitteile. Geſtehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich ſcheine. Nach meiner ſchlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reiſe, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienſt auf Meſſen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch jedoch ſagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichſten Kleinodien, den ich ſeit vielen Jahren treibe, ein ſehr reicher Mann geworden und nur die einfache Lebensweiſe aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In dieſem kleinen Felleiſen und dem Kiſtchen bewahre ich Juwelen und köſtliche, zum Teil noch im grauen Altertum geſchnittene Steine, welche viele, viele Tauſende wert ſind. Ich habe diesmal in Frankfurt ſehr glückliche Geſchäfte gemacht, ſo daß das wohl noch lange nicht der hundertſte Teil des Gewinns ſein mag, was ich Euerm lieben Weibe ſchenkte. Überdem gebe ich Euch das Geld keineswegs umſonſt, ſondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte wie gewöhnlich von Frankfurt nach Kaſſel gehen und kam von

Schlüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indeſſen habe ich gefunden, daß der Weg durch dieſen Forſt, den ſonſt die Reiſenden ſcheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmutig iſt, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reiſe immer dieſe Straße einſchlagen und bei Euch einſprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen ſehen; nämlich zu Oſtern, wenn ich von Frankfurt nach Kaſſel wandere, und im ſpäten Herbſt, wenn ich von der Leipziger Michaelismeſſe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wohl auch nach Welſchland gehe. Dann ſollt Ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei, auch wohl drei Tage bei Euch beherbergen, und das iſt die erſte Gefälligkeit, um die ich Euch erſuche."

„Ferner bitte ich Euch, dieſes kleine Kiſtchen, worin Waren ſind, die ich in Kaſſel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich iſt, zu behalten, bis ich künftigen Herbſt wieder bei Euch einſpreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waren viele Tauſende wert ſind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringſte, was ich Euch zurückließe, ſorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von ſolch großem Werte, als die ſind, welche in dem Kiſtchen verſchloſſen, ſicherlich tun. Seht, das iſt der zweite Dienſt, den ich von Euch fordere. Das Dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am ſchwerſten fallen, unerachtet es mir jetzt am nötigſten tut. Ihr ſollt Euer liebes Weib nur auf dieſen Tag verlaſſen und mich aus dem Forſt bis auf die Straße nach Hirſchfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einſprechen und dann meine Reiſe nach Kaſſel fortſetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forſt nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem ſo wackern Mann, wie Ihr es ſeid, aufgenommen zu werden, iſt es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben,

aber ich als einsamer Wanderer könnte wohl gefährdet werden. Man sprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die sonst die Gegend von Schaffhausen unsicher machte und sich bis nach Straßburg herauf ausdehnte, nunmehr sich ins Fuldaische geworfen haben soll, da die von Leipzig nach Frankfurt reisenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnst versprachen, als sie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß sie mich schon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich also ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, so könnt Ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus diesem Forste mich auf Weg und Steg leitet." Andres war mit Freuden bereit, alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte sich gleich, wie es der Fremde wünschte, zur Wanderung fertig, indem er seine Jägeruniform anzog, seine Doppelbüchse und seinen tüchtigen Hirschfänger umschnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdessen das Kistchen geöffnet und die prächtigsten Geschmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorginas Bette ausbreitete, so daß sie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde sie aufforderte, doch eine der schönsten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderschön geformten Arme zu streifen, und ihr dann einen kleinen Taschenspiegel vorhielt, worin sie sich nach Herzenslust beschauen konnte, so daß sie in kindischer Lust aufjauchzte, da sagte Andres zu dem Fremden: „Ach, lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe solche Lüsternheit erregen, daß sie sich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen und auch gar nicht anstehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rote Korallenschnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich sie zum erstenmal in Neapel sah, ist mir tausendmal lieber als das funkelnde blitzende Geschmeide, das mir recht eitel und trügerisch vorkommt." „Ihr seid auch gar zu strenge," erwiderte der Fremde höhnisch

lächelnd, „daß Ihr Euerm Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die unschuldige Freude lassen wollt, sich mit meinen schönen Geschmeiden herauszuputzen, die keineswegs trügerisch, sondern wahrhaft echt sind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern solche Dinge rechte Freude verursachen? Und was Ihr da sagt, daß solcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, so muß ich das Gegenteil behaupten. Euer Weib ist hübsch genug, sich so herauszuputzen, und Ihr wißt ja nicht, ob sie nicht einmal auch noch reich genug sein wird, dergleichen Schmuck selbst zu besitzen und zu tragen." Andres sprach mit sehr ernstem nachdrücklichen Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht solche geheimnisvolle verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib betören, daß sie von eitlem Gelüst nach solchem weltlichem Prunk und Staat befangen nur drückender unsere Armut fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure schöne Sachen ein, lieber Herr! ich will sie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber sagt mir nun, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdessen ein Unglück zustoßen sollte, so daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin soll ich dann das Kistchen abliefern, und wie lange soll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet, so wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?" „Ich heiße," erwiderte der Fremde, „Ignaz Denner und bin, wie Ihr schon wisset, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib noch Kinder, und meine Verwandte wohnen im Walliser Lande. Die kann ich aber keineswegs lieben und achten, da sie sich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht gekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht sehen lassen, so behaltet das Kistchen ruhig an Euch, und da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch sträuben werdet das reiche Vermächtnis von mir anzunehmen, so schenke ich in jenem Fall das Kästchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte."

Andres wußte in der Tat nicht, was er aus der seltenen Freigebigkeit und Großmut des fremden Mannes machen sollte. Er stand ganz verstummt vor ihm, indes Giorgina ihm für seinen guten Willen dankte und versicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß sie ihn auf seinen weiten beschwerlichen Reisen beschützen und ihn stets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, so wie es seine Art war, auf seltsame Weise und meinte, daß wohl das Gebet einer schönen Frau mehr Kraft haben möge als das seinige. Das Beten wolle er daher ihr überlassen und übrigens seinem kräftigen abgehärteten Körper und seinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel diese Äußerung des Fremden höchlich; indessen verschwieg er das, was er darauf zu erwidern schon im Begriff stand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forst zu beginnen, da er sonst erst in später Nacht in sein Haus zurückkehren und seine Giorgina in Furcht und Angst setzen würde.

Der Fremde sagte beim Abschiede noch Giorginen: daß er ausdrücklich ihr erlaube, sich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit seinen Geschmeiden zu schmücken, da es ihr ja ohnedies in diesem einsamen wilden Forst an jeder Belustigung mangle. Giorgina errötete vor innerm Vergnügen, da sie freilich die ihrer Nation eigne Lust an glänzendem Staat und vorzüglich an kostbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun schritten Denner und Andres rasch vorwärts durch den finstern öden Wald. In dem dichtesten Gebüsch schnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen, beredten Augen anschauend. „Hier ist es nicht geheuer," sprach Andres, spannte den Hahn seiner Büchse und schritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rausche es in den Bäumen, und bald erblickte er in der Ferne finstre Gestalten, die gleich wieder in dem Gebüsch verschwanden. Er wollte seine Doggen loskuppeln. „Tut das nicht, lieber Mann!" rief Denner, „denn

ich kann Euch versichern, daß wir nicht das mindeste zu fürchten haben." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer schwarzer Kerl mit struppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchse in der Hand, aus dem Gebüsch heraustrat. Andres machte sich schußfertig: „Schießt nicht, schießt nicht!" rief Denner; der schwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor sich in den Bäumen. Endlich waren sie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landstraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite," sprach Denner; „kehrt nur jetzt in Eure Wohnung zurück; sollten Euch wieder solche Gestalten aufstoßen, wie wir sie gesehen, so zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Tut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick, Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen." Andres wußte nicht, was er von dem allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken sollte, der wie ein Geisterbeschwörer den Feind zu bannen und von sich abzuhalten schien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erst sich habe durch den Wald geleiten lassen. Getrost schritt Andres durch den Forst zurück, es stieß ihm durchaus nichts Verdächtiges auf, und er kam wohlbehalten in sein Haus, wo ihm seine Giorgina, die sich munter nnd kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Gestalt. Kaum war nämlich Giorgina ganz genesen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nötigsten Bedürfnissen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging, und wodurch diese das Ansehen eines gewissen Wohlstandes erhielt. Dazu kam, daß seit dem Besuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt schienen und Andres seinem Posten ruhig vorstehen konnte. Auch sein Jagdglück war wiedergekehrt, so daß er wie sonst beinahe niemals einen Fehlschuß tat. Der Fremde stellte sich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage.

Der hartnäckigen Weigerung der Wirtsleute unerachtet war er doch wieder so freigebig wie das erste Mal. Er versicherte, es sei nun einmal seine Absicht, sie in Wohlstand zu versetzen und so sich selbst das Absteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübsche Giorgina sich besser kleiden; sie gestand dem Andres, daß sie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie sie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zusammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu stecken pflegen, beschenkt habe. Andres zog ein finstres Gesicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Tür herausgesprungen, und nicht lange dauerte es, so kehrte sie zurück ganz so gekleidet und geschmückt, wie Andres sie in Neapel gesehen hatte. Die schöne goldne Nadel prangte in dem schwarzen Haar, in das sie mit malerischem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte sich nun selbst gestehen, daß der Fremde sein Geschenk recht sinnig gewählt hatte, um seine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverhohlen, und Giorgina meinte, daß der Fremde wohl ihr Schutzengel sei, der sie aus der tiefsten Dürftigkeit zum Wohlstande erhebe, und daß sie gar nicht begreife, wie Andres so wortkarg, so verschlossen gegen den Fremden und überhaupt so traurig, so in sich gekehrt bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!“ sprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals so laut sagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die schweigt bis jetzt keineswegs. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es ist mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen sei, und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeschafft wurde. Ich kann mich jetzt wohl öfter mit einer kräftigen Speise, mit einem Glase Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen, und hatte mir der liebe Gott ein paar ehrlich verdiente Groschen mehr beschert als gewöhnlich, dann schmeckte mir ein

Glas geringen Weins viel beſſer als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit dieſem ſonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es iſt mir in ſeiner Gegenwart oft ganz unheimlich zumute. Haſt du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er niemanden feſt anzuſchauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus ſeinen tiefliegenden kleinen Augen ſo ſonderbar heraus, und dann kann er bei unſern ſchlichten Reden oft ſo — bübiſch möcht' ich ſagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft iſt es mir, als liege allerlei ſchwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einem Mal hervorrufen werde, nachdem er uns in ſeinen künſtlichen Schlingen gefangen."

Giorgina ſuchte ihrem Mann die ſchwarzen Vorſtellungen auszureden, indem ſie verſicherte, wie ſie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeeltern im Wirtshauſe Perſonen kennen gelernt, deren Äußeres noch viel widriger geweſen ſei, unerachtet es am Ende grundgute Menſchen waren. Andres ſchien getröſtet, im Innern beſchloß er aber auf der Hut zu ſein.

Der Fremde ſprach bei Andres wieder ein, als ſein Knabe, ein wunderſchönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorginas Namenstag; ſie hatte den Kleinen fremdartig und ſonderbar herausgeputzt, ſich ſelbſt in ihre liebe neapolitaniſche Tracht geworfen und ein beſſeres Mahl als gewöhnlich bereitet, wozu der Fremde eine Flaſche köſtlichen Weins aus dem Felleiſen hergab. Als ſie nun fröhlich bei Tiſche ſaßen und der kleine Knabe mit ſolch wunderbar verſtändigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verſpricht in der Tat mit ſeinem beſondern Weſen ſchon jetzt recht viel, und es iſt ſchade, daß ihr nicht imſtande ſein werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte euch wohl einen Vorſchlag zu tun, ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet ihr bedenken möchtet, daß er nur euer Glück, euern Wohlſtand bezweckt. Ihr wißt,

daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz besondere Liebe und Zuneigung zu euerm Knaben — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das beste erzogen werden und mir sowie euch große Freude machen soll. Ihr werdet mit euerm Kinde einer großen Last frei; doch müßt ihr euern Entschluß schnell fassen, da ich genötigt bin, noch heute abend abzureisen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächste Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk." Bei diesen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf seinen Knien geschaukelt hatte, hastig fort und drückte es an ihren Busen, indem ihr die Tränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!" sprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorschlag antwortet, und ebenso bin auch ich gesinnt. Eure Absicht mag recht gut sein; aber wie möget Ihr doch uns das Liebste rauben wollen, das wir auf Erden besitzen? wie möget Ihr doch das eine Last nennen, was unser Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefsten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte gerissen? Seht, lieber Herr! Ihr sagtet selbst, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch ist daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichsam aus der Glorie des offnen Himmelreichs herabströmt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es ist ja die reinste Liebe und Himmelswonne selbst, von der die Eltern erfüllt werden, wenn sie ihr Kind schauen, das stumm und still an der Mutter Brust liegend doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchsten Lebensglück spricht. — Nein, lieber Herr! so groß auch die Wohltaten sind, die Ihr uns erzeigt habt, so wiegen sie doch lange nicht das auf, was uns unser Kind wert ist; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die diesem Besitz gleichzustellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Ansinnen so ganz und gar abschlagen. Wäret Ihr selbst Vater, so bedürfte es weiter gar keiner Entschuldigung für uns." — „Nun, nun," erwiderte der Fremde,

indem er finſter ſeitwärts blickte, „ich glaubte euch wohlzutun, indem ich euern Sohn reich und glücklich machte. Seid ihr nicht damit zufrieden, ſo iſt davon weiter nicht die Rede.“ — Giorgina küßte und herzte den Knaben, als ſei er aus großer Gefahr errettet und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde ſtrebte ſichtlich wieder unbefangen und heiter zu ſcheinen; man merkte es indeſſen doch nur zu deutlich, wie ſehr ihn die Weigerung ſeiner Wirtsleute, ihm den Knaben zu geben, verdroſſen hatte. Statt, wie er geſagt, noch denſelben Abend fortzureiſen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht ſo wie ſonſt bei Giorgina verweilte, ſondern mit Andres auf die Jagd zog und ſich bei dieſer Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Vach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei ſeinem Freunde Andres einſprach, dachte er nicht mehr an ſeinen Plan, den Knaben mit ſich zu nehmen. Er war nach ſeiner Art freundlich wie vorher und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beſchenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, ſo oft ſie Luſt habe ſich mit den Juwelen aus dem Kiſtchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu ſchmücken, welches ſie auch wohl dann und wann heimlich tat. Oft wollte Denner wie ſonſt mit dem Knaben ſpielen; dieſer ſträubte ſich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wiſſe er etwas von dem feindlichen Anſchlag, ihn ſeinen Eltern zu entführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf ſeinen Wanderungen den Andres beſucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, ſo daß Andres ſeinen Wohlſtand ruhig und heiter genoß. Im Herbſt des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzuſprechen pflegte, ſchon vorüber war, pochte es in einer ſtürmiſchen Nacht hart an Andres' Tür, und mehrere rauhe Stimmen riefen ſeinen Namen. Erſchrocken ſprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenſter herausfrug, wer ihn in finſtrer Nacht ſo ſtöre, und wie er gleich ſeine Doggen loslaſſen werde,

um ſolche ungebetene Gäſte wegzuhetzen, da ſagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund ſei da, und Andres erkannte Denners Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Haustür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen ſeinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuſcht haben müſſe. Als ſie in die Stube traten, erſtaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und ſeinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen ſchlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrotes Wams und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilett und vier Piſtolen ſtaken; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, ſelbſt das Geſicht ſchien verändert, indem auf der ſonſt glatten Stirn nun buſchichte Augenbrauen lagen und ein ſtarker ſchwarzer Bart ſich über Lippe und Wangen zog. „Andres!“ ſprach Denner, indem er ihn mit ſeinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünſchteſt du, daß Gott es dir verleihen möge, mir die dir erzeigte Wohltat mit deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunſch iſt erfüllt denn es iſt nunmehr der Augenblick gekommen, in dem du mir deine Dankbarkeit, deine Treue beweiſen kannſt. Kleide dich an; nimm deine Büchſe und komme mit mir, nur wenige Schritte von deiner Wohnung ſollſt du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Denners Zumutung halten ſollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indeſſen wohl eingedenk, verſicherte er, wie er bereit ſei, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, ſobald es nicht der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion zuwiderlaufe. „Darüber kannſt du ganz ruhig ſein,“ rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgeſprungen war und vor Angſt zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er ſie bei den Armen und ſprach, ſie ſanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann

nur immer mit mir ziehen, in wenigen Stunden ist er wieder gesund bei Euch und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böse mit euch gemeint? Habe ich selbst dann, wenn ihr mich verkanntet, nicht immer euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, ihr seid recht besondere mißtrauische Leute." Andres zauderte noch immer sich anzukleiden, da wandte Denner sich zu ihm und sprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, du wirst deine Zusage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweisen mit der Tat, was du gesprochen!" Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Türe herausschritt, sprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch tun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wohl von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinste, was wider mein Gewissen liefe, nicht vollbringen würde." Denner antwortete nichts, sondern schritt rasch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Rasenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den schaurigen Klüften widerhallte, und überall in den Büschen flackerten Windlichter auf, und es rauschte und klirrte in den dunklen Gängen, bis sich schwarze gräßliche Gestalten gespenstisch hervordrängten und den Denner im Kreise umringten. Einer aus dem Kreise trat hervor und sprach auf Andres hindeutend: „Das ist ja wohl unser neuer Geselle, nicht wahr, Hauptmann?" „Ja," antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er soll sein Probestück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen." Andres erwachte bei diesen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne; aber er ermannte sich und rief heftig: „Was, du schändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabst du dich aus und treibst ein höllisches, verruchtes Gewerbe und bist ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich dein Geselle sein und teilnehmen an deinen Schandtaten, zu denen du mich wie der Satan selbst auf künstliche hämische Weise verlocken wolltest! Laß mich gleich fort, du frevelicher Bösewicht,

und räume mit deiner Rotte dies Gebiet, sonst verrate ich deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und du bekommst den Lohn für deine Schandtaten; denn nun weiß ich es wohl, daß du selbst der schwarze Ignaz bist, der mit seiner Bande an der Grenze gehauset und geraubt und gemordet hat. — Gleich lasse mich fort, ich will dich nie mehr schauen." Denner lachte laut auf. „Was, du feiger Bube!" sprach er: „du unterstehst dich, mir zu trotzen, dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Bist du nicht längst schon unser Geselle? lebst du nicht schon seit beinahe drei Jahren von unserm Gelde? schmückt sich dein Weib nicht mit unserm Raube? Nun stehst du unter uns und willst nicht arbeiten dafür, was du genossen? Folgst du uns nun nicht, zeigst du dich nicht gleich als unsern rüstigen Kumpan, so lasse ich dich gebunden in unsere Höhle werfen, und meine Gesellen ziehen nach deiner Wohnung, zünden sie an und ermorden dein Weib und deinen Knaben. Doch ich werde wohl diese Maßregel, die nur eine Folge deiner Halsstarrigkeit sein würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es ist Zeit, wir müssen fort!" — Andres sah nun wohl ein, daß die mindeste Weigerung seiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben kosten würde; den verräterischen, bübischen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beschloß er daher, in seinen Willen sich scheinbar zu fügen, rein von Diebstahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach diesem im stillen gefaßten Entschluß erklärte er dem Denner, wie trotz seines innern Widerstrebens doch die Dankbarkeit für Giorginas Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling soviel möglich mit dem tätigen Anteil daran zu verschonen. Denner lobte seinen Entschluß, indem er hinzufügte, wie er keineswegs verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten solle, vielmehr müsse er Revier-

jäger bleiben; denn so wäre er ihm und der Bande schon jetzt von großem Nutzen gewesen, was denn auch künftig der Fall sein würde.

Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die von dem Dorfe abgelegen unfern dem Walde stand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Kostbarkeiten, die er besaß, eben jetzt für verkauftes Getreide eine sehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei sich bewahrte, und um so mehr versprachen sich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöscht, und still zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis sie dicht an dem Gebäude standen, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen stiegen über die Mauer und sprengten von innen das Hoftor; einige wurden auf Wache ausgestellt, und unter diesen befand sich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Türen erbrachen und ins Haus stürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geschrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte sich zur Wehre setzen — dann wurde es stiller — aufgesprengte Schlösser klirrten, Räuber schleppten Kisten zum Hoftor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finsternis entwischt und ins Dorf gerannt sein; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf strömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber sammelten sich im Hofe und streckten alles nieder, was sich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe stand, konnte alles übersehen. Mit Entsetzen erblickte er unter den Bauern Jäger in der Liverei seines Herrn, des Grafen von Bach! — Was sollte er tun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die schnellste Flucht konnte ihn retten; aber wie festgezaubert stand er da, hinstarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer

mörderischer wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Bachschen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, sie drängten sich fechtend durch das Tor nach der Gegend hin, wo Andres stand. Er sah Dennern, der unaufhörlich lud und schoß und niemals fehlte. Ein junger reichgekleideter Mann, von Bachschen Jägern umgeben, schien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, stürzte er, von einer Kugel getroffen, mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — schon stürzten die Bachschen Jäger herbei, da sprang, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, stark wie er war, auf die Schultern warf und schnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüsse fielen hin und wieder, und bald wurde es ganz still; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen, und daß es den Jägern und Bauern nicht ratsam schien, in das Dickicht einzubrechen. „Setze mich nur nieder, Andres!" sprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umstürzte, denn, unerachtet mich die Wunde sehr schmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß sie bedeutend ist." Andres tat es, Denner holte eine kleine Phiole aus der Tasche, und als er sie öffnete, strahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau untersuchen konnte: Denner hatte recht; nur ein starker Streifschuß hatte den rechten Fuß getroffen, der stark blutete. Andres verband die Wunde mit seinem Schnupftuch, Denner ließ seine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet, und nun bat er den Andres, ihn sachte den schmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden sie an Ort und Stelle sein. Wirklich dauerte es auch nicht lange, so sahen sie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüsch brechen und hatten jenen Rasenplatz erreicht, von dem sie ausgegangen, und wo sie die übriggebliebenen Räuber bereits ver-

ſammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter ſie trat, und rühmten den Andres, der, tief in ſich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand ſich, daß über die Hälfte der Bande tot oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indeſſen hatten einige von den Räubern, die dazu beſtimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kiſten mit koſtbarem Gerät ſowie eine anſehnliche Summe Geld fortzuſchaffen gewußt, ſo daß, unerachtet das Unternehmen ſchlimm ausgegangen, doch die Beute anſehnlich blieb. Als nun das Nötige beſprochen, wandte ſich Denner, den man unterdeſſen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen ſchien, zu Andres und ſprach: „Ich habe dein Weib vom Tode errettet, du haſt mich in dieſer Nacht der Gefangenſchaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewiſſen Tode befreit, wir ſind quitt! du kannſt in deine Wohnung zurückkehren. In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir die Gegend; du magſt daher ganz ruhig darüber ſein, daß wir dir Ähnliches ſo wie heute zumuten werden. Du biſt ja ſo ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es iſt indeſſen billig, daß du teil am heutigen Raube nehmeſt und überdem für meine Rettung belohnt werdeſt. Nimm daher dieſen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn übers Jahr hoffe ich bei dir einzuſprechen.“ „Gott, der Herr, ſoll mich behüten,“ erwiderte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem ſchändlichen Raube nehmen ſollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abſcheulichſten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wohl mag es Sünde geweſen ſein, daß ich dich, du ſchändlicher Böſewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach ſeiner Langmut verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um dein Leben, da du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich dich mit Gefahr meines Lebens

und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes aufs Spiel setzend, der Gefahr entriß. Denn sprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erschlagen unter deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber sei überzeugt, daß, wenn du die Gegend nicht verlässest, wenn nur ein einziger hier geschehener Raub oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit deine Schlupfwinkel verrate." — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für seine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er sagte: „Laßt doch den albernen Kerl schwatzen, was tut das uns?" — „Andres," fuhr Denner fort, „du bist in meiner Gewalt sowie dein Weib und dein Knabe. Du sowohl als diese sollen aber ungefährdet bleiben, wenn du mir versprichst, dich ruhig in deiner Wohnung zu halten und über deine Mitwissenschaft von dem Vorfall dieser Nacht gänzlich zu schweigen. Das Letzte rate ich dir um so mehr, als meine Rache dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit dir selbst wohl deine Hülfe bei der Tat sowie, daß du schon lange von meinem Reichtum genossest, nicht so hingehen lassen würde. Dagegen verspreche ich dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigstens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden soll." Nachdem Andres notgedrungen diese Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich versprochen hatte zu schweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachsne Fußsteige auf den breiten Waldweg geführt, und es war längst heller Morgen worden, als er in sein Haus trat und die vor Sorge und Angst totenbleiche Giorgina umarmte. Er sagte ihr nur im allgemeinen, daß sich ihm Denner als der verruchteste Bösewicht offenbart, und er daher alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen habe; nie solle er mehr seine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkästchen?" unterbrach ihn Giorgina.

Da fiel es dem Andres wie eine schwere Last aufs Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelassen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich schien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit sich zu Rate, was er wohl mit diesem Kästchen anfangen solle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie sollte er aber den Besitz desselben beschönigen, ohne sich wenigstens dringender Gefahr auszusetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beschloß endlich, diesen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzustellen oder besser noch es, ohne sein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Überfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verursacht; denn es war das kühnste Wagestück, das die Räuber seit Jahren unternommen und ein sichrer Beweis, daß die Bande, welche sich erst durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reisenden kund tat, bedeutend verstärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten seines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete und auf den ersten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung seines Lebens und des größten Teils seiner Barschaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu genesen. Man hatte sie sorgfältig verbunden und in das Dorfgefängnis gesperrt; als man indessen am frühen Morgen des dritten Tages sie abführen wollte, fand man sie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte erraten können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen näheren Aufschluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. Andres schauderte im Innern, als er das alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des

Grafen von Bach zum Teil getötet, zum Teil schwer verwundet worden. Starke Patrouillen von Fuldaischen Reitern durchstreiften den Wald und sprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern selbst oder wenigstens einen von der Bande einbringen und dieser ihn dann als Genosse jener kühnen Freveltat erkennen und angeben werde. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die folternde Qual des bösen Gewissens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu seinem Weibe, zu dem Knaben gezwungen, dem frevelichen Ansinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforschungen blieben fruchtlos, es war unmöglich, den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte sich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit seiner Bande verlassen hatte. Das Geld, welches er noch von Denners Geschenken übrig behalten, sowie die goldene Nadel legte er zu den Kleinodien in das Kistchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf sich laden und von geraubtem Gelde sich gütlich tun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armut geriet; aber immer mehr erheiterte sich sein Inneres, je längere Zeit verstrich, ohne daß irgend etwas sein ruhiges Leben verstört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm sein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch wie das erstemal zu erkranken, wiewohl sie sich herzlich nach jener bessern Kost und Pflege sehnte, die ihr damals so wohl getan. Andres saß einst in der Abenddämmerung traulich mit seinem Weibe zusammen, die den jüngstgebornen Knaben an der Brust hatte, während der ältere sich mit dem großen Hunde herumbalgte, der als Liebling seines Herrn wohl in der Stube sein durfte. Da kam der Knecht hinein und sagte, wie ein Mensch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, schon seit beinahe einer Stunde um das Haus herumschleiche. Andres war im Begriff mit seiner Büchse hinauszugehen, als er vor dem Hause seinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenster und erkannte auf den ersten Blick den ver-

haßten Ignaz Denner, der sich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte und ein Felleisen unter dem Arme trug. „Andres," rief Denner, „du mußt mir diese Nacht Herberge geben in deinem Hause, morgen ziehe ich weiter." „Was? Du unverschämter verruchter Bösewicht?" rief Andres in vollem Zorn, „du wagst es, dich wieder hier sehen zu lassen? Habe ich dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit du dein Versprechen erfüllen und auf immer diese Gegend verlassen solltest? Du darfst nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne dich schnell, oder ich schieße dich mörderischen Buben nieder! — Doch warte, ich will dir dein Gold, dein Geschmeide, womit du Satan mein Weib verblenden wolltest, hinabwerfen; dann magst du schnell forteilen. Ich lasse dir drei Tage Zeit, spüre ich aber dann nur auf irgend eine Weise deine und deiner Bande Gegenwart, so eile ich schnell nach Fulda und entdecke alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magst du nun deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlasse mich auf den Beistand Gottes und werde dich Bösewicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wissen." Nun holte Andres schnell das Kästchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber ans Fenster trat, war Denner verschwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchspüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres sah nun wohl ein, wie er, Denners Bosheit ausgesetzt, nun in großer Gefahr schwebe; er war daher allnächtlich auf seiner Hut, indessen blieb alles ruhig, und Andres überzeugte sich, daß Denner nur allein den Wald durchstrichen hatte. Um indessen seinen ängstlichen Zustand zu enden, ja um sein Gewissen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beschloß er nun nicht länger zu schweigen, sondern dem Rat in Fulda sein ganzes unverschuldetes Verhältnis mit Denner zu berichten und zugleich das Kistchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er sich auf sein reuiges Bekenntnis eines Fehltritts,

zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner wie der Satan selbst verlockt und gezwungen, sowie auf die Fürsprache seines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günstiges Zeugnis nicht versagen konnte. Er hatte mit seinem Knechte mehrmals den Wald durchstreift, und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgestoßen; für sein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden, und er wollte nun ungesäumt nach Fulda gehen, um seinen Vorsatz auszuführen. An dem Morgen, als er sich zur Reise bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß seines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er also fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wohl dieser ganz ungewöhnliche Ruf seines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue dich, Andres," rief dieser ihm entgegen, „dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerst du dich wohl noch unsers alten mürrischen Hauswirts in Neapel, des Pflegevaters deiner Giorgina? Der ist gestorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewissen gerührt wegen der abscheulichen Behandlung des armen verwaisten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitausend Dukaten vermacht, die bereits in Wechselbriefen in Frankfurt angekommen sind, und die du bei meinem Bankier heben kannst. Willst du dich gleich nach Frankfurt aufmachen, so lasse ich dir auf der Stelle das nötige Zertifikat ausfertigen, damit dir das Geld ohne Anstand ausgezahlt werde." Den Andres machte die Freude sprachlos, und der Graf von Bach ergötzte sich nicht wenig an dem Entzücken seines treuen Dieners. Andres beschloß, als er sich gefaßt hatte, seinem Weibe eine unvermutete Freude zu bereiten; er nahm daher seines Herrn gnädiges Anerbieten an und machte sich, nachdem er die Urkunde zu seiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er sagen, wie ihn der Graf mit wichti-

gen Aufträgen verschickt habe und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er sich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der Auszahlung des Legats beauftragt sein sollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die ansehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für sie allerlei schöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geschenkt hatte, und da er nun das schwere Felleisen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verschaffte er sich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er sechs Tage abwesend gewesen, wohlgemut seine Rückreise an. Bald hatte er den Forst und seine Wohnung erreicht. Er fand das Haus fest verschlossen. Laut rief er den Knecht, seine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winselten im Hause eingesperrt. Da ahnete er großes Unglück und schlug heftig an die Tür und schrie laut: „Giorgina! — Giorgina!" — Nun rauschte es am Bodenfenster, Giorgina schaute heraus und rief: „Ach Gott! — Ach Gott! Andres, bist du es? — Gepriesen sei die Macht des Himmels, daß du nur wieder da bist." Als Andres nun durch die geöffnete Tür eintrat, fiel ihm sein Weib totenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos stand er da; endlich faßte er sein Weib, die mit erschlafften Gliedern zu Boden sinken wollte, und trug sie in die Stube. Aber wie mit eisigen Krallen packte ihn das Entsetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, sein jüngster Knabe mit zerschnittener Brust tot auf seinem Bettchen! — „Wo ist George, wo ist George?" schrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläser, Flaschen, Teller lagen umher. Der große schwere Tisch, sonst an der Wand stehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine sonderbar geformte Kohlpfanne, mehrere

Phiolen und eine Schüssel mit geronnenem Blut standen auf demselben. Andres nahm sein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verstand ihn, sie holte Tücher herbei, in die sie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres schnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und setzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem, düsterem Schweigen hatten sie die Arbeit vollendet und saßen nun vor dem Hause in der Abenddämmerung, den starren Blick in die Ferne gerichtet. Erst den andern Tag konnte Giorgina den Verlauf dessen, was sich in Andres' Abwesenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres sein Haus verlassen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Gestalten durch den Wald wanken gesehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünscht. Mitten in der Nacht wurde sie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hause aus dem Schlafe geweckt, der Knecht stürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken sei. Die Doggen wüteten, aber bald schien es, als würden sie beschwichtigt, und man rief laut: „Andres! — Andres!" — Der Knecht faßte sich ein Herz, öffnete ein Fenster und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hause sei. „Nun, es tut nichts," antwortete eine Stimme von unten herauf, öffne nur die Tür, denn wir müssen bei euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen." Was blieb dem Knecht übrig, als die Tür zu öffnen; da strömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Kameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Essen bereiten möge, weil sie nachts ein schweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen sei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu sie Wildbret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und

Kellermeister der Bande zu sein schien. Der Knecht mußte den Tisch decken und das Geschirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und schlich sich fort zu seiner Frau in die Küche. „Ach, wißt Ihr wohl," fing er voller Entsetzen an, „was für eine Tat die Räuber in dieser Nacht verübt haben? Nach langer Abwesenheit und nach langer Vorbereitung haben sie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen und nach tapferer Gegenwehr mehrere seiner Leute und ihn selbst getötet, das Schloß aber angezündet." Giorgina schrie unaufhörlich: „Ach, mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schlosse gewesen wäre — Ach, der arme Herr!" — Die Räuber tobten und sangen unterdessen in der Stube und ließen sich den Wein wohl schmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing schon an zu dämmern, als der verhaßte Denner erschien; nun wurden die Kisten und Felleisen, die sie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie sie vieles Geld zählten, und wie die Silbergeschirre klirrten; es schien alles verzeichnet zu werden. Endlich, als es schon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche leutselige Miene an und sprach zu Giorgina: „Ihr seid wohl recht erschreckt worden, liebe Frau; denn Euer Mann scheint Euch nicht gesagt zu haben, daß er schon seit geraumer Zeit unser Kamerad geworden. Es tut mir in der Tat leid, daß er nicht zu Hause gekommen ist; er muß einen andern Weg eingeschlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schlosse des Bösewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weise verfolgt hat, und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen. — Er fiel kämpfend von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und sagt dem Andres, daß er mich nun so bald nicht wieder sehen würde, da die Bande sich auf einige Zeit trennt. Heute abend verlasse ich Euch. — Ihr habt lauter hübsche Kinder, liebe Frau! Das ist ja wieder ein herrlicher Knabe." Mit diesen

Worten nahm er den Kleinen von Giorginas Arm und wußte mit ihm so freundlich zu spielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina sagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern spiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine ist jetzt gerade neun Wochen alt." Giorgina bejahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerstreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der sich mit ihm vor die Haustür setzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendessen zu bereiten, weil er in einer Stunde fort müßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als sie sah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete sich ein seltsam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen schien. Giorgina wurde von unbeschreiblicher Angst ergriffen; sie lief schnell nach der Stube und fand die Tür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre sie das Kind leise wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Bösewichts!" so schrie sie, eine gräßliche Tat ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieser ergriff schnell die Axt und sprengte die Tür. Dicker stinkender Dampf schlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüssel, in die sein Blut tröpfelte. Sie sah nur noch, wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieser dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre sie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenstern, bewußtlos sank sie zu Boden. Als sie wieder erwachte, war es finstre Nacht worden, aber ganz betäubt vermochte sie nicht die erstarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag, und nun sah sie mit Entsetzen, wie das Blut im Zimmer

schwamm. Stücke von Denners Kleidern lagen überall umher — ein ausgerissener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tische herabgeschleudert mit zerschnittener Brust. Aufs neue wurde Giorgina ohnmächtig, sie glaubte zu sterben, aber sie erwachte wie aus dem Todesschlummer, als es schon Mittag geworden. Sie raffte sich mühsam auf, sie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte sie, auch Georg sei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, sie floh aus dem Zimmer in den Hof und schrie laut: „Georg! — Georg!" Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenster herab: „Mutter, ach liebe Mutter, bist du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert sehr!" — Schnell sprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angst bei dem Lärm im Hause in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Brust. Sie verschloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den sie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab gesehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Dennern einen toten Menschen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die schönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, so ist es doch wahr?" schrie sie entsetzt auf, „so bist du doch" — Andres ließ sie nicht ausreden, sondern erzählte ausführlich, welches Glück sie betroffen, und wie er in Frankfurt gewesen sei, wo er sich ihre Erbschaft habe auszahlen lassen. Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Besitzer der Güter worden; bei diesem wollte sich Andres melden, getreulich alles Geschehene erzählen, Denners Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn seines Dienstes zu entlassen, der ihm soviel Not und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hause nicht zurückbleiben. Andres beschloß daher, seine besten leicht fortzuschaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuspannen und so mit seinem

Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlaſſen, die ihm nur die ſchrecklichſten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreiſe beſtimmt, und eben packten ſie einen Kaſten, als ein ſtarkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bach'ſchen Förſter, der bei dem Schloſſe wohnte; hinter ihm ritt ein Kommando Fuldaiſcher Dragoner. „Nun da finden wir ja den Böſewicht gerade bei der Arbeit, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Kommiſſarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erſtarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und ſein Weib mit Stricken und warfen ſie auf den Leiterwagen, der ſchon vor dem Hauſe ſtand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gotteswillen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit du deine Brut auch noch ins hölliſche Verderben bringen kannſt?" ſprach der Kommiſſarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorginas Armen. Schon ſollte es fortgehen, da trat der alte Förſter, ein rauher, aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und ſagte: „Andres, Andres, wie haſt du dich denn von dem Satan verlocken laſſen, ſolche Freveltaten zu begehen? Immer warſt du ja ſonſt ſo fromm und ehrlich!" „Ach lieber Herr!" ſchrie Andres auf im höchſten Jammer, „ſo wahr Gott im Himmel lebt, ſo wie ich dereinſt ſelig zu ſterben hoffe, ich bin unſchuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie ſollte ich, der ich niemals Unrechtes getan, ſolch ein abſcheulicher Böſewicht geworden ſein? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Teilnehmer an der Freveltat haltet, die auf dem Schloſſe meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden iſt. Aber ich bin unſchuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!" „Nun," ſagte der alte Förſter, „wenn du unſchuldig biſt, ſo wird das an den Tag kommen, mag auch noch ſo viel wider dich ſprechen. Deines Knaben und des Be-

sitztums, was du zurücklässest, will ich mich getreulich annehmen, so daß, wenn deine und deines Weibes Unschuld erwiesen, du den Jungen frisch und munter und deine Sachen unversehrt wiederfinden sollst." Das Geld nahm der Kommissarius des Gerichts in Beschlag. Unterweges frug Andres Giorginen, wo sie denn das Kästchen verwahrt habe; sie gestand, wie es ihr jetzt leid tue, daß sie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von seinem Weibe und warf ihn in ein tiefes finstres Gefängnis. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beschuldigte ihn der Teilnahme an dem im Bachschen Schlosse verübten Raubmorde und ermahnte ihn die Wahrheit zu gestehen, da schon alles wider ihn so gut als ausgemittelt sei. Andres erzählte nun getreulich alles, was sich mit ihm zugetragen, von dem ersten Eintritt des abscheulichen Denners in sein Haus bis zu dem Augenblick seiner Verhaftung. Er klagte sich selbst voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und beteuerte seine gänzliche Unschuld rücksichts des letzten von der Dennerschen Bande verübten Raubmordes, da er zu ebenderselben Zeit in Frankfurt gewesen sei. Jetzt öffneten sich die Türen des Gerichtssaals, und der abscheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teuflischem Hohn und sprach: „Nun, Kamerad, hast du dich auch erwischen lassen? Hat dir deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?" Die Richter forderten Dennern auf, sein Bekenntnis rücksichts des Andres zu wiederholen, und er sagte aus, daß eben der Bachsche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm stehe, schon seit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus sein bester und sicherster Schlupfwinkel gewesen sei. Andres habe immer den ihm gebührenden Anteil vom Raube erhalten, wiewohl er nur zweimal tätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmal nämlich bei der Beraubung des Pachters, wo

er ihn, den Denner, aus der dringendsten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Aloys von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getötet worden sei. — Andres geriet in Wut, als er diese schändliche Lüge hörte. „Was?" schrie er, „du verruchter teuflischer Bösewicht, du wagst es, mich der Ermordung meines lieben armen Herrn anzuklagen, die du selbst verübt? — Ja! ich weiß es, nur du selbst bist solcher Tat fähig; aber deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinschaft mit dir entsagt habe, weil ich drohte, dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuschießen, sowie du meine Schwelle betreten würdest. Darum hast du mit deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abwesend war; darum hast du mein armes unschuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber du wirst der schrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, sollte ich auch deiner Bosheit unterliegen." Nun wiederholte Andres sein voriges Bekenntnis unter den heiligsten Beteurungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhnisch und meinte, warum er denn aus allzu großer Furcht vor dem Tode noch erst das Gericht zu belügen sich unterfange, und daß es sich schlecht mit der Frömmigkeit, von der er soviel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung seiner falschen Aussagen anrufe. — Die Richter wußten in der Tat nicht, was sie von dem Andres, dessen Miene und Sprache die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen schien, sowie von Denners kalter Festigkeit denken sollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenlosem Jammer laut weinend auf den Mann zustürzte. Sie wußte nur Unzusammenhängendes zu erzählen, und unerachtet sie den Denner des entsetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, schien Denner doch keineswegs entrüstet, sondern behauptete, wie er schon früher getan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, sondern ganz unschuldig sei. Andres wurde in sein Gefängnis zurückgeführt. Einige Tage nachher

ſagte ihm der ziemlich gutmütige Gefangenwärter, daß ſein Weib, da ſowohl Denner als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unſchuld behauptet, ſonſt auch nichts wider ſie ausgemittelt worden, der Haft entlaſſen ſei. Der junge Graf von Bach, ein edelmütiger Herr, der ſogar an ſeiner, des Andres, Schuld zu zweifeln ſcheine, habe Kaution geſtellt, und der alte Förſter Giorginen in einem ſchönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann ſehen zu dürfen; das ſei ihr vom Gericht gänzlich abgeſchlagen worden. Den armen Andres tröſtete dieſe Nachricht nicht wenig, da mehr als ſein Unglück ihm ſeines Weibes elender Zuſtand im Gefängnis zu Herzen ging. Sein Prozeß verſchlimmerte ſich indeſſen von Tage zu Tage. Es war erwieſen, daß eben, wie Denner es angegeben, ſeit fünf Jahren Andres in einen gewiſſen Wohlſtand geriet, deſſen Quelle nur die Teilnahme an den Räubereien ſein konnte. Ferner geſtand Andres ſelbſt ſeine Abweſenheit von Hauſe während der auf dem Bachſchen Schloſſe verübten Tat, und ſeine Angabe wegen ſeiner Erbſchaft und ſeines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Bach ſowie der Hauswirt in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, verſicherten einſtimmig, wie ſie ſich des beſchriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Zertifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war geſtorben, und niemand von den Bachſchen Dienern wußte etwas von der Erbſchaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geſchwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, ſein Weib mit dem Gelde überraſchen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweiſen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt geweſen und das Geld ehrlich erworben ſei, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei ſeiner frühern Behauptung, und ihm ſtimmten ſämtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieſes

hätte aber die Richter noch nicht so von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt als die Aussage von zwei Bachschen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und gesehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergestreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verstockter, heuchlerischer Bösewicht, und gestützt auf das Resultat aller jener Aussagen und Beweise, wurde ihm die Tortur zuerkannt, um seinen starren Sinn zu beugen und ihn zum Geständnis zu bringen. Schon über ein Jahr schmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte seine Kräfte aufgezehrt, und sein sonst robuster, starker Körper war schwach und ohnmächtig geworden. Der schreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geständnis einer Tat, welche er niemals begangen, abdringen sollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entsetzlichen, mit sinnreicher Grausamkeit erfundenen Instrumente lagen, und die Henkersknechte sich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die Tat, deren er so dringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugnis jener Jäger überführt worden, zu gestehen. Er beteuerte wiederum seine Unschuld und wiederholte alle Umstände seiner Bekanntschaft mit Dennern in denselben Worten, wie er es im ersten Verhör getan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem sie seine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleisch. Andres vermochte nicht die Qual zu ertragen: vom Schmerz gewaltsam zerrissen, den Tod wünschend gestand er alles, was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeschleppt. Man stärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein, und er fiel in einen zwischen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zustand. Da war es ihm, als lösten sich die Steine aus der Mauer, und als fielen sie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutroter Schimmer drang durch, und in ihm trat eine Gestalt hinein, die, unerachtet sie Denners Züge hatte, ihm

doch nicht Denner zu ſein ſchien. Glühender funkelten die Augen, ſchwärzer ſtarrte das ſtruppige Haar auf der Stirn empor, und tiefer ſenkten ſich die finſtern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krummgebogenen Habichtsnaſe lag. Auf gräßlich ſeltſame Weiſe war das Geſicht verſchrumpft und verzerrt und die Kleidung fremd und abenteuerlich, wie er Dennern niemals geſehen. Ein feuerroter, mit Gold ſtark verbrämter weiter Mantel hing in bauſchichten Falten der Geſtalt über die Schultern, ein breiter niedergekrempter ſpaniſcher Hut mit herabhängender roter Feder ſaß ſchief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Geſtalt ein kleines Kiſtchen. So ſchritt der geſpenſtiſche Unhold auf Andres zu, in hohlem dumpfen Tone ſprechend: „Nun, Kamerad, wie hat dir die Folter geſchmeckt? Du haſt das alles bloß deinem Eigenſinn zu verdanken; hätteſt du dich als zur Bande gehörig bekannt, ſo wärſt du nun ſchon gerettet. Verſprichſt du aber, dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnſt du es über dich, von dieſen Tropfen zu trinken, die aus deines Kindes Herzblut gekocht ſind, ſo biſt du augenblicklich aller Qual entledigt. Du fühlſt dich geſund und kräftig, und für deine weitere Rettung will ich dann ſorgen.“ — Andres konnte vor Schreck, Angſt und Ermattung nicht ſprechen; er ſah, wie ſeines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Geſtalt hinhielt, in roten Flämmchen ſpielte; inbrünſtig betete er zu Gott und den Heiligen, daß ſie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, ſollte er auch eines ſchimpflichen Todes ſterben. Nun lachte die Geſtalt, daß es im Kerker widergellte, und verſchwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte ſich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er ſah, daß das Stroh, was unter ſeinem Haupte gelegen, ſich ſtärker und ſtärker zu rühren begann und endlich weggeſchoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fuß-

boden von unten herausgedrängt worden, und hörte mehrmals ſeinen Namen leiſe rufen. Er erkannte Denners Stimme und ſprach: „Was willſt du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit dir nichts zu ſchaffen!“ „Andres,“ ſprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um dich zu retten; denn, wenn du auf den Richtplatz kommſt, von dem ich errettet wurde, biſt du verloren. Bloß um deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als du wohl denken magſt, helfe ich dir. Du biſt ein mutloſer Feigling. Was hat dir nun dein erbärmliches Leugnen gefruchtet? Bloß, daß du vom Bach'ſchen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hauſe zurückkehrteſt und ich mich zu lange bei deinem Weibe aufhielt, iſt ſchuld, daß man mich auffing. Da! – nimm die Feile und die Säge, befreie dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchſäge das Schloß der Kerkertüre; ſchleiche durch den Gang! Die äußere Tür linker Hand wird offen ſtehn, und draußen wirſt du einen von uns finden, der dich weiter geleitet. Halte dich gut!“ Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hineinreichte, und hob dann den Stein wieder in die Öffnung. Er war entſchloſſen, das zu tun, wozu ihn die innere Stimme des Gewiſſens aufforderte. – Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hineintrat, da ſagte er, wie er ſehnlich wünſche, vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demſelben Vormittage wurde ſein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene Freveltaten der Bande geſtehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Inſtrumente und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unſchuldig leide, ſo ſoll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten ſollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weiſe zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod geſtürzt hat, in die Hände liefern, und ich dann erſt durch mein ſündliches, freveliches Unternehmen die Strafe verdienen, die ich

jetzt unschuldig leiden werde." So beschloß Andres seinen Vortrag. Die Richter schienen erstaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewohl sie durch die mannigfachen Tatsachen, die wider ihn sprachen, zu sehr von seiner Schuld überzeugt waren, um sein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umstand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabsichtigten Flucht in der Stadt und zwar in der nächsten Umgebung des Gefängnisses wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohltätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdischen Kerker, in den er gesperrt gewesen, herausgenommen wurde und eine lichte Gefängnisstube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er seine Zeit mit Gedanken an sein treues Weib, an seinen Knaben und mit gottseligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er sich ermutigt, das Leben auch auf schmerzliche Weise wie eine Bürde abzuwerfen. Nicht genug konnte sich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern, und er mußte notgedrungen beinahe an seine Unschuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verflossen, war der schwierige verwickelte Prozeß wider Denner und seine Mitschuldigen geschlossen. Es hatte sich gefunden, daß die Bande bis an die Grenze von Italien ausgebreitet war und schon seit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner sollte gehängt und dann sein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; seiner Reue halber, und da er durch das Bekenntnis der ihm von Denner geratenen Flucht die Entdeckung des Anschlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch sein Körper herabgenommen und auf der Gerichtsstätte verscharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden sollten, war angebrochen; da ging die Tür des Gefängnisses auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum

Andres, der auf den Knien lag und still betete. „Andres," sprach der Graf, „du mußt sterben. Erleichtere dein Gewissen noch durch ein offnes Geständnis! Sage mir, hast du deinen Herrn getötet? Bist du wirklich der Mörder meines Oheims?" — Da stürzten dem Andres die Tränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals alles, was er vor Gericht ausgesagt, ehe ihm die unleidliche Qual der Tortur eine Lüge auspreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit seiner Aussage und seine gänzliche Unschuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So ist hier," fuhr der Graf von Vach fort, ein „unerklärliches Geheimnis im Spiele. Ich selbst, Andres, war von deiner Unschuld überzeugt, unerachtet vieles wider dich sprach; denn ich wußte ja, daß du von Jugend auf der treuste Diener meines Oheims gewesen bist und ihn selbst einmal in Neapel mit Gefahr deines Lebens aus Räuberhänden errettet hast. Allein nur noch gestern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims, Franz und Nikolaus, geschworen, daß sie dich leibhaftig unter den Räubern gesehen und genau bemerkt hätten, wie du selbst meinen Oheim niederstreckte st." Andres wurde von den peinlichsten, schrecklichsten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan selbst seine Gestalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja sogar im Kerker davon gesprochen, daß er den Andres wirklich gesehen, und so schien selbst die falsche Beschuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Überzeugung zu beruhen. Andres sagte dies alles unverhohlen, indem er hinzusetzte, daß er sich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den schmählichen Tod eines Verbrechers sterben solle, daß aber, sei es auch lange Zeit nachher, seine Unschuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Vach schien tief erschüttert; er konnte kaum noch dem Andres sagen, daß nach seinem Wunsche der Tag der Hinrichtung seinem unglücklichen Weibe verschwiegen geblieben sei, und daß sie sich nebst

dem Knaben bei dem alten Förſter aufhalte. Die Rathausglocke erklang dumpf und ſchauerlich in abgemeſſenen Pulſen. Andres wurde angekleidet, und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuſtrömen unzähligen Volks nach der Richtſtätte. Andres betete laut und rührte durch ſein frommes Betragen alle, die ihn ſahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verſtockten Böſewichts. Er ſchaute munter und kräftig um ſich und lachte oft den armen Andres tückiſch und ſchadenfroh an. Andres ſollte zuerſt hingerichtet werden; er beſtieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreiſchte ein Weib auf und ſank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Faſſung und Stärke. „Dort, dort ſehe ich dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich ſterbe unſchuldig!“ rief er, indem er den Blick ſehnſuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge ſich fördern, denn es entſtand ein Murren unter dem Volke, und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls ſchon die Leiter beſtiegen hatte und die Zuſchauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da ſcholl es aus der Ferne her: „Halt – halt – um Chriſtus willen halt! – Der Mann iſt unſchuldig! – ihr richtet einen Unſchuldigen hin!“ – „Halt – halt!“ ſchrieen tauſend Stimmen, und kaum vermochte die Wache zu ſteuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreißen wollte. Näher ſprengte nun der Mann zu Pferde, der erſt gerufen hatte, und Andres erkannte auf den erſten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorginas Erbſchaft ausgezahlt hatte. Seine Bruſt wollte zerſpringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er ſich aufrecht erhalten, als er von der Leiter herabgeſtiegen. Der Kaufmann ſagte dem Richter, daß zu derſelben Zeit, als der Raubmord im Bachſchen Schloſſe verübt worden, Andres in Frankfurt, alſo viele Meilen davon entfernt, geweſen ſei, und

daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteste Weise durch Urkunden und Zeugen dartun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keineswegs geschehen; denn dieser höchstwichtige Umstand beweiset, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unschuld des Angeklagten. Man führe ihn sogleich nach dem Gefängnisse zurück.“ Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angesehen; als aber der Richter diese Worte gesprochen, da rollten seine glühenden Augen, er knirschte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich wie der namenlose Jammer des wütenden Wahnsinns durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! du hast mich betrogen — weh mir! weh mir! es ist aus — aus — alles verloren!“ Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „Ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!“ Auch seine Hinrichtung wurde verschoben und er ins Gefängnis zurückgeführt, wo ihm jedes Entspringen unmöglich gemacht worden. Der Haß seiner Wächter war die beste Schutzwehr gegen die Schlauheit seiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in seinen Armen. „Ach Andres, Andres,“ rief sie, „nun habe ich dich ganz wieder, da ich weiß, daß du unschuldig bist; denn auch ich habe an deiner Redlichkeit, an deiner Frömmigkeit gezweifelt!“ — Unerachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verschwiegen, war sie doch, von unbeschreiblicher Angst, von seltsamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt und gerade auf die Richtstätte gekommen, als ihr Mann die verhängnisvolle Leiter bestieg, die ihn zum Tode führen sollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Untersuchung über auf Reisen in Frankreich und Italien gewesen und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall oder vielmehr eine besondere Schickung des Himmels wollte, daß er gerade in dem entscheidendsten Augenblick auf dem Richtplatze ankam und den armen Andres von dem schmählichen Tode des Verbrechers rettete. Im Gasthofe

erfuhr er die ganze Geschichte des Andres, und es fiel ihm gleich schwer aufs Herz, daß Andres wohl derselbe Revierjäger sein könne, der vor zwei Jahren eine Erbschaft, die seinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und überzeugte sich, als er nur Andres sah, sogleich von der Wahrheit seiner Vermutung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber seine völlige Unschuld an dem Raubmorde dargetan. Denner selbst gestand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältnis mit ihm und meinte nur, der Satan müsse ihn geblendet haben; denn in der Tat hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bachschen Schloß an seiner Seite. Für die erzwungene Teilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes sowie für die gesetzwidrige Rettung Denners hatte nach dem Ausspruch der Richter Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängnis und durch die ausgestandene Marter und Todesangst; er wurde daher durch Urtel und Recht von jeder weiteren Strafe freigesprochen und eilte mit seiner Giorgina auf das Bachsche Schloß, wo ihm der edle wohltätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienste fordernd, die des Grafen persönliche Liebhaberei notwendig machte. Auch die Gerichtskosten bezahlte der Graf, so daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Besitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsstätte schien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teuflischer Stolz war gebeugt, und aus seinem zerknirschten Innern brachen Geständnisse hervor, die den Richtern das Haar sträubten. Denner klagte sich selbst mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündnisses mit dem Satan an, das er von seiner frühen Jugendzeit unterhalten, und so wurde vorzüglich hierauf die fernere Untersuchung

mit dem Zutritt dazu verordneter Geistlichkeit gerichtet. Über seine früheren Lebensverhältnisse erzählte Denner so viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugnis wahnsinniger Überspannung hätte halten müssen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, seinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles bestätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geistlichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denners Herkunft folgende merkwürdige Umstände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man seiner geheimnisvollen, stets glücklichen Kuren wegen insgemein den Wunderdoktor zu nennen pflegte. Es schien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er schritt rasch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt sein müßte. Sein Gesicht war auf eine seltsame grausige Weise verzerrt und verschrumpft, und seinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewohl er oft den Kranken wohl tat, so daß man sagte, bloß durch den scharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals schwere hartnäckige Übel. Über seinen schwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten roten Mantel mit goldnen Tressen und Troddeln, unter dessen bauschichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiste seiner Arzneien, die er selbst bereitete, durch die Straßen von Neapel zu seinen Kranken, und jeder wich ihm scheu aus. Nur in der höchsten Not wandte man sich an ihn, aber niemals schlug er es aus, einen Kranken zu besuchen, hatte er dabei auch nicht sonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber starben ihm schnell; immer waren sie ausnehmend schön und insgemein Landdirnen gewesen. Er sperrte sie ein und erlaubte ihnen nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Messe zu hören. Diese Alte war unbestechlich; jeder noch so listig angelegte Versuch junger Lüstlinge, den schönen Frauen des Doktor Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet

Doktor Trabacchio von Reichen sich gut bezahlen ließ, so stand doch seine Einnahme mit dem Reichtum an Geld und Kleinodien, den er in seinem Hause aufgehäuft hatte, und den er niemanden verhehlte, in keinem Verhältnis. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verschwendung und hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn ihm eine Frau gestorben, ein Gastmahl zu geben, dessen Aufwand wohl doppelt soviel betrug als die reichste Einnahme, die ihm seine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verschaffte. Mit seiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er ebenso einsperrte wie seine Weiber; niemand bekam ihn zu sehen. Nur bei dem Gastmahl, das er nach dem Tode dieser Frau gab, saß der kleine dreijährige Knabe an seiner Seite, und alle Gäste waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verriet sein körperliches Ansehen nicht sein Alter, seinem Benehmen nach wenigstens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei diesem Gastmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr sein Wunsch einen Sohn zu haben, erreicht sei, er nicht mehr heiraten werde. Sein übermäßiger Reichtum, aber noch mehr sein geheimnisvolles Wesen, seine wunderbaren Kuren, die bis ins Unglaubliche gingen, da bloß einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja oft bloß seiner Betastung, seinem Blick die hartnäckigsten Krankheiten wichen, gaben endlich Anlaß zu allerlei seltsamen Gerüchten, die sich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymisten, für einen Teufelsbeschwörer, ja man gab ihm endlich schuld, daß er mit dem Satan im Bündnis stehe. Die letzte Sage entstand aus einer seltsamen Begebenheit, die sich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Diese kehrten einst spät in der Nacht von einem Gastmahl zurück und gerieten, da sie im Weinrausch den Weg verfehlt, in eine einsame verdächtige Gegend. Da rauschte und raschelte es vor ihnen, und sie wurden mit Entsetzen gewahr, daß ein großer leuchtendroter Hahn, ein zackicht Hirschgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daherschritt

und sie mit menschlichen funkelnden Augen anstarrte. Sie drängten sich in eine Ecke, der Hahn schritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur im glänzenden goldverbrämten Mantel. Sowie die Gestalten vorüber waren, sagte einer von den Edelleuten leise: „Das war der Wunderdoktor Trabacchio". Alle nüchtern geworden durch den entsetzlichen Spuk ermutigten sich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, dessen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie sahen, wie die Gestalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen leeren öden Platze stand, zuschritten. Vor dem Hause angekommen, rauschte der Hahn in die Höhe und schlug mit den Flügeln an das große Fenster über dem Balkon, das sich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm ist das Bett, und Liebchen wartet lange schon — lange schon!" Da war es, als stiege der Doktor auf einer unsichtbaren Leiter empor und rausche nach dem Hahn durch das Fenster, welches zugeschlagen wurde, daß es die einsame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im schwarzen Dunkel der Nacht verschwunden, und die Edelleute standen stumm und starr vor Grausen und Entsetzen. Dieser Spuk, die Überzeugung der Edelleute, daß die Gestalt, der der teuflische Hahn vorleuchtete, niemand anders als der verrufene Doktor Trabacchio gewesen, war für das geistliche Gericht, dem alles zu Ohren kam, genug, dem satanischen Wundermann sorglich in aller Stille nachzuspüren. Man brachte in der Tat heraus, daß in den Zimmern des Doktors sich oft ein roter Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weise zu sprechen und zu disputieren schien, als sprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenstände ihres Wissens. Das geistliche Gericht war im Begriff, den Doktor Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeister; aber das weltliche Gericht kam dem geistlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängnis schleppen, da er eben von dem Besuch

eines Kranken heimkehrte. Die Alte war schon früher aus dem Hause geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Türen der Zimmer wurden verschlossen und versiegelt, Wachen rings um das Haus gestellt. – Folgendes war der Grund dieses gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit starben mehrere angesehene Personen in Neapel und in der umliegenden Gegend und zwar nach der Ärzte einstimmigem Urteil an Gift. Dies hatte viele Untersuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Mensch in Neapel, ein bekannter Lüstling und Verschwender, dessen Oheim vergiftet worden, die gräßliche Tat mit dem Zusatz eingestand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchios, gekauft habe. Man spürte der Alten nach und ertappte sie, als sie eben ein festverschlossenes kleines Kistchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln versehen waren, unerachtet sie flüssiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingestehen; als man ihr indessen mit der Tortur drohte, da bekannte sie, daß der Doktor Trabacchio schon seit vielen Jahren jenes künstliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt sei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieses Gifts, der durch sie bewirkt worden, beständig seine reichste Erwerbsquelle gewesen. Ferner sei es nur zu gewiß, daß er mit dem Satan im Bündnis stehe, der in verschiedenen Gestalten bei ihm einkehre. Jedes seiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hause geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen oder neun Monate alt worden, unter besonderen Zurüstungen und Feierlichkeiten auf unmenschliche Weise geschlachtet, indem er ihm die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal sei der Satan bei dieser Operation, bald in dieser bald in jener Gestalt, meistens aber als Fledermaus mit menschlicher Larve, erschienen und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köstliche Tropfen bereitet,

die jeder Siechheit kräftig widerständen. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf diese oder jene heimliche Weise getötet, so daß der schärfste Blick des Arztes wohl nie auch die kleinste Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchios letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, sei des natürlichen Todes gestorben. —

Der Doktor Trabacchio gestand alles unverhohlen ein und schien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den schauerlichen Erzählungen seiner Untaten und vorzüglich der nähern Umstände seines entsetzlichen Bündnisses mit dem Satan in Verwirrung zu setzen. Die Geistlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntnis seiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio sie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurteilt. — Man hatte unterdessen das Haus des Doktors untersucht und alle seine Reichtümer hervorgeholt, die nach Abzug der Gerichtskosten an die Hospitäler verteilt werden sollten. In Trabacchios Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch, und noch viel weniger gab es Gerätschaften, die auf die satanische Kunst, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten sollen. Nur ein verschlossenes Gewölbe, dessen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verrieten, widerstand, als man es öffnen wollte, aller Kunst und aller Gewalt. Ja, wenn Schlosser und Maurer unter der Aufsicht des Gerichts sich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, so daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreischten im Innern des Gewölbes entsetzliche Stimmen, es rauschte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln schlug es an die Gesichter der Arbeiter, und ein schneidender Zugwind pfiff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, so daß von Grausen und Entsetzen ergriffen alle flohen und am Ende niemand mehr sich an die Tür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht wahnsinnig zu werden vor

Angst und Schrecken. Den Geistlichen, die sich der Tür nahten, ging es nicht besser, und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, dessen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künste des Satans weichen mußten. Als dieser Mönch sich nun in Neapel befand, war er bereit, den teuflischen Spuk in Trabacchios Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte sich hin, ausgerüstet mit Kreuz und Weihwasser, begleitet von mehreren Geistlichen und Gerichtspersonen, die aber weit von der Tür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Tür los; aber da erhob sich heftiger das Rauschen und Brausen, und die entsetzlichen Stimmen verworfener Geister lachten gellend heraus. Der Geistliche ließ sich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger, das Kruzifix emporhaltend und die Tür mit Weihwasser besprengend. „Man gebe mir ein Brecheisen!" rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerbursche hin, aber kaum setzte es der alte Mönch an die Türe, als sie mit furchtbar erschütterndem Knall aufsprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf, und eine betäubende, erstickende Hitze strömte aus dem Innern. Demunerachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da stürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte, und Flammen prasselten aus dem Abgrunde hervor, die wütend um sich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit seiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen oder verschüttet zu werden. Kaum waren sie auf der Straße, als das ganze Haus des Doktor Trabacchio in Flammen stand. Das Volk lief zusammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeisters Wohnung brennen sah, ohne auch nur das mindeste zur Rettung zu tun. Schon war das Dach eingestürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus, und nur die starken Balken des obern Stocks widerstanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entsetzen schrie das Volk auf, als es

Trabacchios zwölfjährigen Sohn mit einem Kistchen unter dem Arm einen dieser glimmenden Balken entlang schreiten sah. Nur einen Moment dauerte diese Erscheinung, sie verschwand plötzlich in den hochaufschlagenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio schien sich herzinniglich zu freuen, als er diese Begebenheit erfuhr, und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf und sagte zu dem Henker, der ihn mordlustig recht fest anschnürte: „Sieh dich vor, Geselle, daß diese Stricke nicht an deinen Fäusten brennen." Dem Mönch, der sich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubst du denn, daß ich so dumm sein werde, euch zu Gefallen einen schmerzlichen Tod zu leiden? — noch ist meine Stunde nicht gekommen." — Nun fing das angezündete Holz an zu prasseln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter sich hören ließ. Alles schaute hin, und Grausen ergriff das Volk, als es den Doktor Trabacchio leibhaftig in dem schwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten spanischen Hut mit der roten Feder auf dem Kopfe, das Kistchen unter dem Arm, ganz wie er sonst durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volk stürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verschwunden. Die Alte gab ihren Geist auf unter den entsetzlichsten Qualen, unter den gräßlichsten Verwünschungen ihres verruchten Herrn, mit dem sie unzählige Verbrechen geteilt. —

Der sogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer als eben der Sohn des Doktors, der sich damals durch die höllischen Künste seines Vaters mit einem Kistchen der seltensten und geheimnisvollsten Kostbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon seit der frühesten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wissenschaften, und seine Seele war dem Teufel ver-

schrieben, noch ehe er sein volles Bewußtsein erlangt. Als man den Doktor Trabacchio ins Gefängnis warf, blieb der Knabe in dem geheimnisvollen verschlossenen Gewölbe unter den verworfenen Geistern, die des Vaters höllischer Zauber hineingebannt; da aber endlich dieser Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechanischen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten sich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand steckten, während der Knabe selbst unversehrt durch das Feuer fort zum Tore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, so erschien auch Doktor Trabacchio und floh schnell mit dem Sohne, bis sie wohl an drei Tagereisen von Neapel in die Ruinen eines alten römischen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höhle versteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längst in Verbindung gestanden, und der er durch seine geheime Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts Geringerem lohnen als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er sich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem südlichen Deutschland verbreitet waren, aufgeschwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte, diese Würde nicht annehmen zu können, da er der besondern Konstellation wegen, die über ihn walte, nunmehr ein ganz unstetes Leben führen müsse und von keinem Verhältnis gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit seiner Kunst und Wissenschaft beistehn und sich dann und wann sehen lassen. Da beschlossen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen, und damit war der Doktor höchlich zufrieden, so daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb und, als er funfzehn Jahr alt worden, schon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greueltaten und Teufelskünsten, in welche ihn der Vater, der sich oftmals

blicken ließ und zuweilen wochenlang einsam mit seinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entstandenen Zwistigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündnis unter einem Oberhaupte auf, und den Trabacchio selbst, der sich durch seinen Stolz und durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten seine vom Vater erlernte Teufelskünste nicht vor den Dolchen seiner Untergebenen schützen. Er floh nach der Schweiz, gab sich den Namen Ignaz Denner und besuchte als reisender Kaufmann die Messen und Jahrmärkte in Deutschland, bis sich aus den zerstreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio versicherte, wie sein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängnis besucht und Rettung von der Gerichtsstätte versprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wohl einsehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, sei die Macht seines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünsten abschwören und geduldig die gerechte Todesstrafe erleiden. —

Andres, der alles dieses aus dem Munde des Grafen von Vach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wohl eben Trabacchios Bande gewesen, die ehemals im Neapolitanischen seinen Herrn anfiel, so wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio selbst im Gefängnis ihm wie der leibhaftige Satan erschien und verlocken wollte zum bösen Beginnen. Nun sah er erst recht ein, in welch großer Gefahr er geschwebt hatte seit der Zeit, als Trabacchio in sein Haus getreten; wiewohl er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte so ganz und gar auf ihn und sein Weib gemünzt hatte, da der Vorteil, den er aus seinem Aufenthalt in dem Jägerhause zog, nicht so bedeutend sein konnte.

Andres befand sich nach den entsetzlichen Stürmen nun in

ruhiger glücklicher Lage, allein zu erschütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in seinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außerdem, daß Andres, sonst ein starker, kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängnis, ja durch den unsäglichen Schmerz der Tortur körperlich zugrunde gerichtet, siech und krank daherschwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, so welkte auch Giorgina, deren südliche Natur von dem Grame, von der Angst, von dem Entsetzen wie von brennender Glut aufgezehrt wurde, zusehends hin. Keine Hülfe war für sie mehr vorhanden, sie starb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln, und nur der wunderschöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu trösten. Um dieses willen tat er alles, sein Leben zu erhalten und sich soviel als möglich zu kräftigen, so daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wohl an Gesundheit zugenommen und manchen lustigen Jägergang in den Forst unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich sein Ende erreicht, und er war, so wie vor alter Zeit sein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden sollte.

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung schon eingebrochen, mit seinem Knaben aus dem Forst zurück; schon war er dem Schlosse nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen schien. Er eilte näher und erblickte einen Menschen, der in elende schmutzige Lumpen gehüllt im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geist aufgeben zu wollen schien. Andres warf Flinte und Büchsensack ab und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menschen ins Gesicht blickte, erkannte er mit Entsetzen den Trabacchio. Zurückschaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, bist du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn du mich rettest, rettest du eine Seele von ewiger Ver-

dammnis; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet iſt meine Buße!" „Verdammter Heuchler," ſchrie Andres auf; „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit du mich vielleicht noch verderbeſt? Ich habe mit dir nichts zu ſchaffen. Stirb und vermodere wie ein Aas, Verruchter!" Andres wollte ihn zurückſtoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! du retteſt den Vater deines Weibes, deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchſten!" Andres ſchauderte zuſammen; mit Giorginas Namen fühlte er ſich von ſchmerzlicher Wehmut ergriffen. Mitleid mit dem Mörder ſeiner Ruhe, ſeines Glücks durchdrang ihn, er faßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach ſeiner Wohnung, wo er ihn mit ſtärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er verſunken. —

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entſetzlichſte Todesangſt; er war überzeugt, daß ihn nichts mehr von der namenloſen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnſinniger Verzweiflung die Eiſenſtäbe des Gitterfenſters, und zerbröckelt blieben ſie in ſeinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine Seele. Man hatte ihn in einen Turm dicht neben dem trocknen Stadtgraben geſperrt; er ſchaute in die Tiefe, und der Entſchluß, ſich hinabzuſtürzen und ſo ſich zu retten oder zu ſterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er ſich bald mit geringer Anſtrengung entledigt. Als er ſich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell ſtrahlte. Da ſah er, wie er zwiſchen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verſtaucht und verrenkt, vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer ſetzten ſich auf ſeinen halbnackten Körper und ſtachen und leckten ſein Blut, ohne daß er ſie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erſt des Nachts gelang es ihm, weiter zu kriechen, und

er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo sich etwas Regenwasser gesammelt hatte, welches er begierig einschlürfte. Er fühlte sich gestärkt und vermochte mühsam hinanzuklimmen und sich fortzuschleichen, bis er den Forst erreichte, der unfern von Fulda anhob und sich beinahe bis an das Bachsche Schloß erstreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entsetzliche Anstrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erschöpft, und wenige Minuten später hätte ihn Andres sicherlich tot gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden sollte, brachte ihn Andres in ein einsames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weise, aber so behutsam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anwesenheit des Fremden ahnte; denn selbst der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verschwieg getreulich das Geheimnis. Andres frug nun den Trabacchio, ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorginas Vater sei. „Allerdings bin ich das," erwiderte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einst ein bildschönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt du schon, Andres, daß eines der größten Kunststücke meines Vaters die Bereitung jenes köstlichen wundersamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern ist, die neun Wochen, neun Monate oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut sein müssen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung stehen, desto wirkungsvoller entsteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, stete Verjüngung, ja selbst die Bereitung des künstlichen Goldes. Deshalb schlachtete mein Vater seine Kinder, und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf solche verruchte Weise höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weise mein Weib die böse Absicht ahnte; aber sie war vor Ablauf der neunten Woche verschwunden, und erst nach mehrern Jahren erfuhr ich, daß sie

in Neapel gestorben sei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen geizhalsigen Gastwirt erzogen würde. Ebenso wurde mir ihre Verheiratung mit dir und dein Aufenthalt bekannt. Nun kannst du dir erklären, Andres, warum ich deinem Weibe gewogen war, und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünsten, deinen Kindern so nachstellte. — Aber dir, Andres, dir allein und deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirschung. Übrigens ist das Kistchen mit Kleinodien, das ich deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, du kannst es getrost aufbewahren für deinen Knaben." „Das Kistchen," fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wiedergegeben an jenem schrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet?"

„Allerdings," erwiderte Trabacchio; „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in euern Besitz. Seht nur nach in der großen schwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur steht, da werdet Ihr das Kistchen auf dem Boden finden." Andres suchte in der Truhe und fand das Kistchen wirklich ganz in dem Zustande wieder, wie er es damals zum erstenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in sich unheimlichen Unmut, ja er konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Trabacchio tot gewesen sein möge, als er ihn im Graben fand. Freilich schien Trabacchios Reue und Buße wahrhaft zu sein; denn ohne seine Klause zu verlassen, brachte er seine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu lesen, und seine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über alles zu lieben schien. Andres beschloß indessen doch auf seiner Hut zu sein und eröffnete bei erster Gelegenheit das ganze Geheimnis dem Grafen von Bach, der über das seltene Spiel des Schicksals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbst war eingetreten, und Andres mehr auf der Jagd als sonst. Der Kleine

blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimnis wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach seiner treuherzigen Weise anfing: „Herr, Ihr habt einen bösen Kumpan im Hause. Zu dem kommt der Gottseibeiuns! durchs Fenster und geht wieder ab in Rauch und Dampf." Dem Andres wurde es bei dieser Rede zumut, als hätt' ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte; als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er schon mehrere Tage hintereinander in später Abenddämmerung in Trabacchios Zimmer seltsame Stimmen gehört, die wie im Zank durcheinander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchios Türe schnell geöffnet, geschienen, als rausche eine Gestalt im roten goldverbrämten Mantel zum Fenster hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was sein Jäger ausgesagt, und kündigte ihm an, daß er sich's gefallen lassen müsse, ins Schloßgefängnis gesperrt zu werden, wenn er nicht allen bösen Tritten entsage. Trabacchio blieb ruhig und erwiderte im wehmütigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr ist es, daß mein Vater, dessen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weise peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entsage, allein ich bin standhaft geblieben und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er gesehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei dir als ein frommer Christ versöhnt mit Gott sterben!" In der Tat schien auch die feindliche Gestalt auszubleiben, indessen war es, als würden Trabacchios Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen so seltsam höhnisch wie sonst. Während der Betstunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, schien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen strich eine seltsam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raschelnd umschlug, ja die Bücher selbst dem Andres aus

den Händen warf. „Gottloser Trabacchio, verruchter Satan! Du bist es, der hier hölliſchen Spuk treibt! Was willst du von mir? hebe dich weg, denn du hast keine Macht über mich! — hebe dich weg!“ — So rief Andres mit starker Stimme! Da lachte es höhniſch durch das Zimmer hin und ſchlug wie mit ſchwarzen Fittichen an das Fenſter. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenſter geſchlagen, und der Herbſtwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unweſen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angſt weinte.

„Nein,“ rief Andres: „Euer gottloſer Vater könnte hier nicht ſo herumſpuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung iſt Euch längſt bereitet. Ihr müßt fort ins Schloßgefängnis; dort möget Ihr Euern Spuk treiben, wie Ihr wollt.“ Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen, ihn im Hauſe zu dulden, und Georg, ohne zu begreifen, was das alles wohl bedeute, ſtimmte in ſeine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier,“ ſagte Andres, „ich will ſehen, wie es mit der Betſtunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd.“ Am andern Tage gab es herrliches Herbſtwetter, und Andres verſprach ſich eine reiche Beute. Als er von dem Anſtand zurückkehrte, war es ganz finſter geworden. Er fühlte ſich im innerſten Gemüt beſonders bewegt; ſeine merkwürdigen Schickſale, Giorginas Bild, ſein ermordeter Knabe traten ihm ſo lebendig vor Augen, daß er tief in ſich gekehrt immer langſamer und langſamer den Jägern nachſchlenderte, bis er ſich endlich unverſehends auf einem Nebenwege allein im Forſt befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickſte Gebüſch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare verworrene Ahnung großer Greueltat, die verübt werde; er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da ſtand des alten Trabacchio Geſtalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten Hut

mit roter Feder auf dem Kopfe, das Arzneikistchen unterm Arm. Mit glühenden Augen blickte die Gestalt in das Feuer, das wie in rot und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Rost, und der verruchte Sohn des satanischen Doktors hatte hoch das funkelnde Messer erhoben zum Todesstoß. Andres schrie auf vor Entsetzen; aber sowie der Mörder sich umblickte, sauste schon die Kugel aus Andres' Büchse, und Trabacchio stürzte mit zerschmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erlosch. Die Gestalt des Doktors war verschwunden. Andres sprang hinzu, stieß den Leichnam beiseite, band den armen Georg los und trug ihn schnell fort bis ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangst hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte sich von Trabacchios Tode überzeugen und den Leichnam gleich verscharren; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrscheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf gesunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber sowie Andres sich näherte, richtete er sich mit halbem Leibe auf, starrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters deines Weibes, aber meine Teufel sollen dich quälen!" „Fahre zur Hölle, du satanischer Bösewicht," schrie Andres, der dem Entsetzen, das ihn übermannen wollte, widerstand; „fahre hin zur Hölle, du, der du den Tod hundertfältig verdient hast, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde seiner Tochter verüben wollte! Du hast nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um schändlichen Verrats willen, aber nun bereitet der Satan manche Qual deiner Seele, die du ihm verkauft." Da sank Trabacchio heulend zurück, und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er seinen Geist auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das sie Trabacchios Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!" sprach Andres,

„aber ich konnte nicht anders, ich war dazu ausersehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für seine Seele beten und ein kleines Kreuz auf sein Grab stellen.“ Als andern Tages Andres dieses Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verschwunden. Ob das nun von wilden Tieren oder wie sonst bewirkt, blieb in Zweifel. Andres ging mit seinem Knaben und dem alten Jäger zum Grafen von Bach und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die Tat des Andres, der zur Rettung seines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergestreckt hatte, und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederschreiben und im Archiv des Schlosses aufbewahren. —

Die schreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innersten erschüttert, und wohl mochte er sich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, schlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er so zwischen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer knistern und rauschen, und ein roter Schein fuhr hindurch und verschwand wieder. Sowie er anfing zu horchen und zu schauen, da murmelte es dumpf: „Nun bist du Meister — du hast den Schatz — du hast den Schatz — gebeut über die Kraft, sie ist dein! —“ Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebenslust in ihm aufgehen; aber sowie die Morgenröte durch die Fenster brach, da ermannte sich Andres und betete, wie er es zu tun gewohnt, kräftig und inbrünstig zu dem Herrn, der seine Seele erleuchtete. „Ich weiß, was nun noch meines Amts und Berufs ist, um den Versucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hause!“ — So sprach Andres, nahm Trabacchios Kistchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergschlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerstören vermochte.

Die Jeſuiterkirche in G.

In eine elende Poſtchaiſe gepackt, die die Motten, wie die Ratten Proſperos Fahrzeug, aus Inſtinkt verlaſſen hatten, hielt ich endlich, nach halsbrechender Fahrt halbgerädert, vor dem Wirtshauſe auf dem Markte in G. Alles Unglück, das mir ſelbſt begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Poſtmeiſter der letzten Station lag. Vier magere abgetriebene Pferde ſchleppten nach mehrern Stunden endlich mit Hülfe mehrerer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reiſehaus herbei; die Sachverſtändigen kamen, ſchüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nötig ſei, die zwei, auch wohl drei Tage dauern könne. Der Ort ſchien mir freundlich, die Gegend anmutig, und doch erſchrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt. Warſt du, günſtiger Leſer! jemals genötigt, in einer kleinen Stadt, wo du niemanden — niemanden kannteſt, wo du jedem fremd bliebſt, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemütlicher Mitteilung in dir weggezehrt, ſo wirſt du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erſt der Geiſt des Lebens auf in allem um uns her; aber die Kleinſtädter ſind wie ein in ſich ſelbſt verübtes, abgeſchloſſenes Orcheſter eingeſpielt und eingeſungen, nur ihre eignen Stücke gehen rein und richtig, jeder Ton des Fremden diſſoniert ihren Ohren und bringt ſie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig ſchritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimat, der ehemals ein paar Jahre hindurch in G. geweſen, oft von einem gelehrten geiſtreichen Manne ſprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens er-

innerte ich mich: es war der Professor im Jesuiter-Kollegio Aloysius Walther. Ich beschloß, hinzugehen und meines Freundes Bekanntschaft für mich selbst zu nutzen. Man sagte mir im Kollegio, daß Professor Walther zwar eben lese, aber in kurzer Zeit endigen werde, und stellte mir frei, ob ich wiederkommen oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Überall sind die Klöster, die Kollegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italienischen Stil gebaut, der auf antike Form und Manier gestützt die Anmut und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geschmückt, und sonderbar genug stachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwischen ionischen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze oder gar Früchte und Leckerbissen der Küche darstellten. — Der Professor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts seine Gastlichkeit in Anspruch. Ganz, wie ihn mein Freund beschrieben, fand ich den Professor; hellgesprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höheren Geistlichen, der wissenschaftlich ausgebildet oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geschaut hat, um genau zu wissen, wie es darin hergeht. Als ich sein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Professor laut werden ließ. „Es ist wahr," erwiderte er, „wir haben jenen düstern Ernst, jene sonderbare Majestät des niederschmetternden Tyrannen, die im gotischen Bau unsere Brust beklemmt, ja wohl ein unheimliches Grauen erregt, aus unseren Gebäuden verbannt, und es ist wohl verdienstlich, unsern Werken die regsame Heiterkeit der Alten anzueignen." „Sollte aber," erwiderte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel strebende Majestät des gotischen Baues recht von dem wahren Geist des Christentums erzeugt sein, der, übersinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis

des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt?" – Der Professor lächelte. „Ei," sprach er, „das höhere Reich soll man erkennen in dieser Welt, und diese Erkenntnis darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie sie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdische Leben herabgekommene Geist darbietet. Unsere Heimat ist wohl dort droben; aber solange wir hier hausen, ist unser Reich auch von dieser Welt." Ja wohl, dachte ich: in allem, was ihr tatet, bewieset ihr, daß euer Reich von dieser Welt, ja nur allein von dieser Welt ist. Ich sagte aber das, was ich dachte, keineswegs dem Professor Aloysius Walther, welcher also fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unserer Gebäude hier am Orte sagen, möchte sich wohl nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerschwinglich ist, wo große Meister der Malerkunst nicht arbeiten mögen, hat man sich der neuern Tendenz gemäß mit Surrogaten behelfen müssen. Wir tun viel, wenn wir uns zum polierten Gips versteigen, mehrenteils schafft nur der Maler die verschiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unserer Kirche geschieht, die, Dank sei es der Freigebigkeit unserer Patronen, neu dekoriert wird." Ich äußerte den Wunsch, die Kirche zu sehen; der Professor führte mich hinab, und als ich in den korinthischen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältnisse. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüste errichtet, auf dem ein Mann stand, der die Wände in Giallo antik übermalte. „Nun wie geht es, Berthold?" rief der Professor hinauf. Der Maler wandte sich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer, beinahe unvernehmbarer Stimme sprach: „Viel Plage – krummes verworrenes Zeug – Kein Lineal zu brauchen – Tiere – Affen – Menschengesichter – Menschengesichter – o, ich elender Tor!" Das Letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefste im Innersten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die seltsamste Weise an-

geregt, jene Worte und der Ausdruck des Gesichts, der Blick, womit er zuvor den Professor anschaute, brachten mir das ganze zerrissene Leben eines unglücklichen Künstlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt sein; seine Gestalt, war sie auch durch den unförmlichen schmutzigen Maleranzug entstellt, hatte was unbeschreiblich Edles, und der tiefe Gram konnte nur das Gesicht entfärben, das Feuer, was in den schwarzen Augen strahlte, aber nicht auslöschen. Ich frug den Professor, was es mit dem Maler wohl für eine Bewandtnis hätte. „Es ist ein fremder Künstler," erwiderte er, „der sich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beschlossen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der Tat war seine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler auftreiben können, der für alles, dessen es hier zu malen bedarf, so tüchtig gewesen wäre. Übrigens ist es der gutmütigste Mensch von der Welt, den wir alle recht lieben, und so kommt es denn, daß er in unserm Kollegio gut aufgenommen wurde. Außer dem ansehnlichen Honorar, das er für seine Arbeit erhält, verköstigen wir ihn; dies ist aber für uns ein sehr geringer Aufwand, denn er ist beinahe zu mäßig, welches freilich seinem kränklichen Körper zusagen mag."

„Aber," fiel ich ein, „er schien heute so mürrisch — so aufgeregt." „Das hat seine besondere Ursache," erwiderte der Professor, „doch lassen Sie uns einige schöne Gemälde der Seiten-Altäre anschauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verschaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, ist dabei, die anderen sind von unbekannten Meistern der italienischen Schule, aber, sind Sie vorurteilsfrei, so werden Sie gestehen müssen, daß jedes den berühmtesten Namen tragen dürfte." Ich fand es ganz so, wie der Professor gesagt hatte. Es war seltsam, daß das einzige Original gerade zu den schwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das schwächste, und daß dagegen die Schönheit

mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderstehlich hinriß. Über das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelassen; ich frug nach der Ursache. „Dies Bild," sprach der Professor, „ist das schönste, was wir besitzen, es ist das Werk eines jungen Künstlers der neueren Zeit — gewiß sein letztes, denn sein Flug ist gehemmt — Wir mußten in diesen Tagen das Gemälde aus gewissen Gründen verhängen lassen, doch bin ich vielleicht morgen oder übermorgen imstande, es Ihnen zu zeigen." — Ich wollte weiter fragen, indessen schritt der Professor rasch durch den Gang fort, und das war genug, um seine Unlust zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Kollegium zurück, und gern nahm ich des Professors Einladung an, der mit mir nachmittags einen nahgelegenen Lustort besuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgestiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabströmte. Es mochte wohl schon Mitternacht sein, da klärte sich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenster wehte die laue, mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürrischen Hausknecht, der schon seit zwei Stunden schnarchen mochte, zu erwecken und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnsinn sei, noch um Mitternacht spazieren zu gehen, bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jesuitenkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenster strahlte. Die kleine Seitenpforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgespannt war, hinter dem eine dunkle Gestalt eine Leiter hinauf- und hinuntersprang und in die Blende etwas hineinzuzeichnen schien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit schwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei stand die

Zeichnung eines Altars. Ich erſtaunte über den ſinnreichen Einfall. Biſt du, günſtiger Leſer, mit der edlen Malerkunſt was weniges vertraut, ſo wirſt du ohne weitere Erklärung ſogleich wiſſen, was es mit dem Netz, deſſen Schattenſtriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Bewandtnis hat. Berthold ſollte in die Blende einen hervorſpringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden ſollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehn. Nun war es aber keine Fläche, ſondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden ſollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektoniſchen Verhältniſſe, die ſich herausſpringend darſtellen ſollten, war daher nicht anders zu finden als auf jene einfache geniale Weiſe. Wohl hütete ich mich vor die Fackel zu treten und mich ſo durch meinen Schlagſchatten zu verraten, aber nahe genug zur Seite ſtand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er ſchien mir ganz ein anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Fackelſcheins, aber ſein Geſicht war gerötet, ſeine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er ſeine Linien fertig gezeichnet, ſtellte er ſich mit in die Seite geſtemmten Händen vor die Blende hin und pfiff, die Arbeit beſchauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er ſich um und riß das aufgeſpannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Geſtalt ins Auge, „He da! he da!“ rief er laut: „ſeid Ihr es, Chriſtian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm, was mich in die Kirche gelockt, und den ſinnreichen Einfall mit dem Schattennetz hochpreiſend, gab ich mich als Kenner und Ausüber der edlen Malerkunſt zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, ſprach Berthold: „Chriſtian iſt auch weiter nichts als ein Faulenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr! — Mein Werk muß

vorrücken, denn morgen malt sich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig schlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen." Ich erbot mich, ihm behülflich zu sein. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „Das ist ein exzellenter Spaß; was wird Christian sagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Esel ist und ich seiner gar nicht bedurft habe? Nun so kommt, fremder Geselle und Bruder, helft mir erst fein bauen." Er zündete einige Kerzen an, wir liefen durch die Kirche, schleppten Böcke und Bretter herbei, und bald stand ein hohes Gerüst in der Blende. „Nun frisch zugereicht," rief Berthold, indem er heraufstieg. Ich erstaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er seine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt half ich dem Maler treulich, indem ich, bald oben bald unter ihm stehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einsetzte und festhielt, die Kohlen spitz schliff und ihm zureichte usw. „Ihr seid ja gar ein wackerer Gehülfe," rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr," erwiderte ich, „in der Tat einer der geübtesten Architektur-Maler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen kecken Faust nie andere Malerei getrieben als diese? — Verzeiht meine Frage." „Was meint Ihr denn eigentlich?" sprach Berthold. „Nun," erwiderte ich, „ich meine, daß Ihr zu etwas Besserem taugt, als Kirchenwände mit Marmorsäulen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas Untergeordnetes; der Historien-Maler, der Landschafter steht unbedingt höher. Geist und Fantasie, nicht in die engen Schranken geometrischer Linien gebannt, erheben sich in freiem Fluge. Selbst das einzige Fantastische Eurer Malerei, die sinnetäuschende Perspektive, hängt von genauer Berechnung ab, und so ist die Wirkung das Erzeugnis nicht des genialen Gedankens sondern nur mathematischer Spekulation." Der Maler hatte, während ich dies sprach, den Pinsel abgesetzt und den Kopf in die Hand gestützt. „Unbekannter Freund," fing er jetzt

mit dumpfer feierlicher Stimme an: „unbekannter Freund, du frevelst, wenn du die verschiedenen Zweige der Kunst in Rangordnung stellen willst wie die Vasallen eines stolzen Königs. Und noch größerer Frevel ist es, wenn du nur die Verwegenen achtest, welche taub für das Klirren der Sklavenkette, fühllos für den Druck des Irdischen sich frei, ja selbst sich Gott wähnen und schaffen und herrschen wollen über Licht und Leben. – Kennst du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer sein wollte und das Feuer vom Himmel stahl, um seine toten Figuren zu beleben? – Es gelang ihm, lebendig schritten die Gestalten daher, und aus ihren Augen strahlte jenes himmlische Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der sich angemaßt, Göttliches zu fahen, verdammt zu ewiger fürchterlicher Qual. Die Brust, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnsucht nach dem Überirdischen aufgegangen, zerfleischte der Geier, den die Rache geboren, und der sich nun nährte von dem eignen Innern des Vermessenen. Der das Himmlische gewollt, fühlte ewig den irdischen Schmerz." – Der Maler stand in sich versunken da. „Aber," rief ich: „aber, Berthold, wie beziehen Sie das alles auf Ihre Kunst? Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für vermessenen Frevel halten kann, Menschen zu bilden, sei es durch Malerei oder Plastik." Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha – Kinderspiel ist kein Frevel! – Kinderspiel ist's, wie sie's machen, die Leute, die getrost ihre Pinsel in die Farbentöpfe stecken und eine Leinwand beschmieren mit der wahrhaftigen Begier, Menschen darzustellen; aber es kommt so heraus, als habe, wie es in jenem Trauerspiele steht, irgend ein Handlanger der Natur versucht, Menschen zu bilden, und es sei ihm mißlungen. – Das sind keine freveliche Sünder, das sind nur arme unschuldige Narren! Aber Herr! – wenn man nach dem Höchsten strebt – nicht Fleischeslust wie Titian – nein das Höchste der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menschen – Herr! – es ist eine Klippe – ein schmaler Strich,

auf dem man steht — der Abgrund ist offen! — über ihm schwebt der kühne Segler, und ein teuflischer Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er oben über den Sternen erschauen wollte!" — Tief seufzte der Maler auf, er fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte dann in die Höhe. „Aber was schwatze ich mit Euch, Geselle, da drunten für tolles Zeug und male nicht weiter? — Schaut her, Geselle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich ist die Regel! — alle Linien einen sich zum bestimmten Zweck, zu bestimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemessene ist rein menschlich; was drüber geht, vom Übel. Das Übermenschliche muß Gott oder Teufel sein; sollten beide nicht in der Mathematik von Menschen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar sein, daß Gott uns ausdrücklich erschaffen hätte, um das, was nach gemessenen erkennbaren Regeln darzustellen ist, kurz, das rein Kommensurable, zu besorgen für seinen Hausbedarf, so wie wir unsrerseits wieder Sägemühlen und Spinnmaschinen bauen als mechanische Werkmeister unseres Bedarfs. Professor Walther behauptete neulich, daß gewisse Tiere bloß erschaffen wären, um von andern gefressen zu werden, und das käme doch am Ende zu unserm Nutzen heraus, so wie z. B. die Katzen den angebornen Instinkt hätten, Mäuse zu fressen, damit diese uns nicht den Zucker, der zum Frühstück bereit läge, wegknappern sollten. Am Ende hat der Professor recht — Tiere und wir selbst sind gut eingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu verarbeiten und zu verkneten für den Tisch des unbekannten Königs — Nun frisch — frisch, Geselle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich gestern beim lieben Sonnenlicht abgestimmt, damit mich der Fackelschein nicht trüge, sie stehn numeriert im Winkel. Reich' mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockne mühselige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht so manches bunte Spielzeug in die Hände gegeben hätte! — Wer artig ist, trachtet nicht wie der neugierige Bube, den Kasten zu

zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man sagt, es ist ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — Indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich bestimmt, daß es sich dem Beschauer plastisch darstellt — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich es aus in den regelrecht abgestimmten Farben — es erscheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles gewiß; o! man ist erstaunlich klug — Wie kommt es, daß die Gegenstände in der Ferne sich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chinesen könnte selbst den Professor Eytelwein in Verlegenheit setzen; doch könnte er sich mit dem orgelnden Kasten helfen und sprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht und immer dieselbe Wirkung erfahren — Violett Numero eins, Junge! — ein anderes Lineal — dicken ausgewaschenen Pinsel! Ach, was ist all' unser Ringen und Streben nach dem Höheren anderes als das unbeholfene bewußtlose Hantieren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohltätig nährt! — Violett Numero zwei — frisch Junge! — das Ideal ist ein schnöder lügnerischer Traum vom gärenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge — ich steige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittiche angeleimt." — Nicht möglich ist es mir, alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold sprach, indem er rasch fortmalte und mich ganz wie seinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beschränktheit alles irdischen Beginnens auf das Bitterste zu verhöhnen; ach, er schaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüts, dessen Klage sich nur in schneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenstrahlen. Berthold malte eifrig fort, aber er wurde stiller und stiller, und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Brust. Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabstufung angelegt, und schon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu sein, sprang das Gemälde

wunderbar hervor. „In der Tat herrlich – ganz herrlich," rief ich voll Bewunderung aus. „Meinen Sie," sprach Berthold mit matter Stimme: „meinen Sie, daß etwas daraus werden wird? – Ich gab mir wenigstens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr." – „Keinen Pinselstrich weiter, lieber Berthold!" sprach ich: „es ist beinahe unglaublich, wie Sie mit einem solchen Werk in wenigen Stunden so weit vorrücken konnten; aber Sie greifen sich zu sehr an und verschwenden Ihre Kraft." „Und doch," erwiderte Berthold, „sind das meine glücklichsten Stunden. – Vielleicht schwatzte ich zu viel, aber es sind ja nur Worte, in die sich der das Innere zerreißende Schmerz auflöst." „Sie scheinen sich sehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund," sprach ich: „irgend ein furchtbares Ereignis trat feindlich zerstörend in Ihr Leben!" – Der Maler trug langsam seine Gerätschaften in die Kapelle, löschte die Fackel aus, kam dann auf mich zu, faßte meine Hand und sprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen, heitern Geistes sein, wenn Sie sich eines gräßlichen, nie zu sühnenden Verbrechens bewußt wären?" – Erstarrt blieb ich stehen. Die hellen Sonnenstrahlen fielen in des Malers leichenblasses zerstörtes Gesicht, und er war beinahe gespenstisch anzusehen, als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Kollegiums.

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Professor Walther zum Wiedersehen bestimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich schilderte mit den lebendigsten Farben des Malers wunderliches Benehmen und verschwieg kein Wort, das er gesprochen, selbst das nicht, was ihn selbst betroffen. Je mehr ich aber auf des Professors Teilnahme hoffte, desto gleichgültiger schien er mir, ja er lächelte selbst über mich auf eine höchst widrige Weise, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wüßte, zu sagen. „Es ist ein wunderlicher Mensch,

dieser Maler," fing der Professor an: „sanft — gutmütig — arbeitsam — nüchtern, wie ich Ihnen schon früher sagte, aber schwachen Verstandes; denn sonst hätte er sich nicht durch irgend ein Ereignis im Leben, sei es selbst ein Verbrechen, das er beging, herabstimmen lassen vom herrlichen Historienmaler zum dürftigen Wandpinsler." Der Ausdruck Wandpinsler ärgerte mich so wie des Professors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich suchte ihm darzutun, daß noch jetzt Berthold ein höchst achtungswerter Künstler und der höchsten regsamen Teilnahme wert sei. „Nun," fing der Professor endlich an: „wenn Sie einmal unser Berthold in solch hohem Grade interessiert, so sollen Sie alles, was ich von ihm weiß, und das ist nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung dessen lassen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anstrengung gearbeitet hat, wird er heute vormittags rasten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt." Wir gingen nach der Kirche, der Professor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen, und in zauberischem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie gesehen. Die Komposition war wie Raphaels Stil, einfach und himmlisch erhaben! — Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Christus mit Blumen spielend, im Hintergrunde seitwärts eine betende männliche Figur! — Marias holdes himmlisches Gesicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war schön, schöner als je ein Weib auf Erden, aber so wie Raphaels Maria in der Dresdner Galerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor diesen wunderbaren, von tiefem Schatten umflossenen Augen nicht in des Menschen Brust die ewigdürstende Sehnsucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröstend wie in holden Engels-Melodien von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr,

der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeschreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohnegleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Elisabeths schien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt. Näher getreten erkannte ich in dem Gesicht dieses Mannes Bertholds Züge. Ich ahnte, was mir der Professor gleich darauf sagte: „Dieses Bild," sprach er, „ist Bertholds letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberschlesien, wo es von einem unserer Kollegen in einer Versteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet ist, ließen wir es doch statt des elenden Altarblatts, das sonst hier stand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, schrie er laut auf und stürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er sorgfältig es anzublicken und vertraute mir, daß es seine letzte Arbeit in diesem Fache sei. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entsetzen und Abscheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen lassen, solange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, so lief er, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, hin, warf sich laut schluchzend nieder, bekam seinen Paroxysmus und war auf mehrere Tage unbrauchbar." — „Armer — armer unglücklicher Mann!" — rief ich aus, „welch eine Teufelsfaust griff so grimmig zerstörend in dein Leben." „O!" sprach der Professor: „die Hand samt dem Arm ist ihm an den Leib gewachsen — Ja ja! — er selbst war gewiß sein eigner Dämon — sein Luzifer, der in sein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigstens geht das aus seinem Leben sehr deutlich hervor." Ich bat den Professor, mir doch nur jetzt gleich alles zu sagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wüßte. „Das würde viel zu weitläuftig sein und viel zu viel Atem kosten," erwiderte der Professor. „Verderben wir uns den

heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Lassen Sie uns frühstücken und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet." Ich hörte nicht auf, in den Professor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Bertholds sich ein Jüngling, der auf dem Kollegio studierte, mit voller Liebe an ihn anschloß, daß diesem Berthold nach und nach die Begebenheiten seines Lebens vertraute, die der junge Mann sorglich aufschrieb und dem Professor Walther das Manuskript übergab. „Es war," sprach der Professor: „solch ein Enthusiast wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubnis! Aber das Aufschreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der Tat zur trefflichen Stilübung." Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Professor das Versprechen, daß er mir abends nach geendeter Lustpartie das Manuskript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die gespannte Neugierde war, oder war der Professor wirklich selbst daran schuld, kurz, niemals hab' ich mehr Langeweile empfunden als den Tag. Schon die Eiskälte des Professors rücksichts Bertholds war mir fatal; aber seine Gespräche, die er mit den Kollegen, die an dem Mahl teilnahmen, führte, überzeugten mich, daß trotz aller Gelehrsamkeit, aller Weltgewandtheit, sein Sinn fürs Höhere gänzlich verschlossen und er der krasseste Materialist war, den es geben konnte. Das System von dem Fressen und Gefressenwerden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptiert. Alles geistige Streben, Erfindungs-, Schöpfungskraft leitete er aus gewissen Konjunkturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närrische abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. sehr ernsthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weise der Professor mit solchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günstige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen und in die noch blutenden Wunden spitze Dolche

einsetzen mußte. Endlich am Abend gab mir der Professor ein paar beschriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthusiast, ist das Studenten-Machwerk. Es ist nicht übel geschrieben, aber höchst sonderbar, und wider alle Regel rückt der Herr Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Malers wörtlich in der ersten Person ein. Übrigens mache ich Ihnen mit dem Aufsatz, über den ich von Amtswegen verfügen kann, ein Geschenk, da ich weiß, daß Sie kein Schriftsteller sind. Der Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier hätte es eben nach seiner tollen Manier arg zugeschnitten und gleich drucken lassen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe."

Der Professor Aloysius Walther wußte nicht, daß er wirklich den reisenden Enthusiasten vor sich hatte, wiewohl er es hätte merken können, und so gebe ich dir, mein günstiger Leser! des Jesuiten-Studenten kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Weise, wie er sich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und du, o mein Leser! wirst dann auch gewahren, wie des Schicksals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Irrtum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getrost nach Italien reisen! Schon jetzt ist er ein wackrer Künstler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, nach den trefflichsten Originalen jeder Art zu studieren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künstlerleben muß ihm in dem heitern Kunstlande aufgehen, sein Studium wird dort sich erst lebendig gestalten und den eignen Gedanken erzeugen. Das Kopieren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufsprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüt' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künstlergemüt, darum seid um alles übrige unbesorgt!" So sprach der alte Maler Stephan Birkner zu Bertholds Eltern. Die rafften alles zusammen, was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnte, und

statteten den Jüngling aus zur langen Reise. So ward Bertholds heißester Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birkner den Entschluß meiner Eltern verkündete, sprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch bis zu meiner Abreise. Es war mir nicht möglich, auf der Galerie einen Pinsel anzusetzen. Der Inspektor, alle Künstler, die in Italien gewesen, mußten mir erzählen von dem Lande, wo die Kunst gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abschied von den Eltern, die von düstrer Ahnung gequält, daß sie mich nicht wiedersehen würden, mich nicht lassen wollten. Selbst der Vater, sonst ein entschlossener fester Mann, hatte Mühe, Fassung zu erringen. ‚Italien — Italien wirst du sehen,' riefen die Kunstbrüder, da loderte, von tiefer Wehmut nur stärker entzündet, das Verlangen auf, und rasch schritt ich fort — vor der Eltern Hause schien mir die Bahn des Künstlers zu beginnen." —

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte sich doch vorzüglich der Landschaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für diesen Zweig der Kunst zu finden; es war dem nicht so. Gerade in dem Kreis der Künstler und Kunstfreunde, in dem er sich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Historienmaler allein auf der höchsten Spitze stehe und ihm alles übrige untergeordnet sei. Man riet ihm, wolle er ein bedeutender Künstler werden, doch nur gleich von seinem Fach abzugehen und sich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie sonst gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko-Gemälde im Vatikan auf ihn machten, bestimmte ihn wirklich, die Landschaft zu verlassen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopierte kleine Ölgemälde anderer berühmter Meister; alles fiel bei seiner tüchtigen Praktik recht wohl und schicklich aus, aber nur zu sehr fühlte er, daß das Lob der Künstler und Kenner ihn nur trösten, aufmuntern sollte. Er sah es ja selbst, daß seinen Zeichnungen,

ſeinen Kopien alles Leben des Originals fehle. Raphaels, Correggios himmliſche Gedanken begeiſterten (ſo glaubte er) zum eignen Schaffen, aber ſowie er ſie in der Fantaſie feſthalten wollte, verſchwammen ſie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte kein Regen, keine Bedeutung. Über dieſes vergebliche Ringen und Streben ſchlich trüber Unmut in ſeine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landſchaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies geriet nicht mehr wie ſonſt, und zum erſtenmal zweifelte er an ſeinem wahren Künſtlerberuf. Die ſchönſten Hoffnungen ſchienen untergehn zu wollen. „Ach, mein hochverehrter Freund und Lehrer," ſchrieb Berthold an Birkner, „Du haſt mir Großes zugetraut, aber — hier, wo es erſt recht licht werden ſollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künſtlergenie nannteſt, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß ich bald zurückkehren würde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre uſw." Birkner ſchrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir ſein, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmut. Aber glaube mir, Deine Zweifel ſind es gerade, die für Dich, für Deinen Künſtlerberuf ſprechen. Der, welcher in ſtetem unwandelbaren Vertrauen auf ſeine Kraft immer fortzuſchreiten gedenkt, iſt ein blöder Tor, der ſich ſelbſt täuſcht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirſt Du Dich erkräftigen und dann ruhig, nicht durch das Urteil, durch den Rat der Freunde, die Dich zu verſtehen vielleicht gar nicht imſtande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeſchrieben. Ob Du Landſchafter bleiben, ob Du Hiſtorienmaler werden willſt, wirſt Du dann ſelbſt entſcheiden können und an keine feindliche Abſonderung der Zweige eines Stammes denken."

Es begab sich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold diesen tröstenden Brief von seinem alten Lehrer und Freunde erhielt, sich Philipp Hackerts Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgestellte Stücke von wunderbarer Anmut und Klarheit bewährten des Künstlers Ruf, und selbst die Historienmaler gestanden, es läge auch in dieser reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold schöpfte Atem — er hörte nicht mehr seine Lieblingskunst verhöhnen, er sah einen Mann, der sie trieb, hochgestellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in seine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert studieren müsse. Ganz jubilierend schrieb er an Birkner und an seine Eltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe und bald in seinem Fach ein tüchtiger Künstler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutsche Hackert den deutschen Schüler auf, und bald strebte dieser dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verschiedenen Baum- und Gesträucharten der Natur getreu darzustellen; auch leistete er nicht Geringes in dem Dunstigen und Duftigen, wie es auf Hackertschen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weise schien es ihm bisweilen, als wenn seinen, ja selbst den Landschaften des Lehrers etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja selbst in Salvator Rosas rauhen Wüsteneien entgegentrat. Es erhoben sich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmutig, wenn Hackert mit angestrengter Mühe totes Wild malte, das ihm der König zugeschickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, freveliche Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutschem Fleiß nach seines Lehrers Muster zu arbeiten, sodaß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleichtat. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landschaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausstellung, die mehrenteils aus Hackertschen Landschaften und Still-

leben bestand, hergeben mußte. Alle Künstler und Kenner bewunderten des Jünglings treue saubre Arbeit und priesen ihn laut. Nur ein ältlicher, sonderbar gekleideter Mann sagte selbst zu Hackerts Gemälden kein Wort, sondern lächelte nur bedeutsam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelassen und toll daherbrausten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde, als er vor seiner Landschaft stand, mit einer Miene des tiefsten Bedauerns den Kopf schüttelte und dann sich entfernen wollte. Berthold etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zuteil geworden, konnte sich des innern Ärgers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte schärfer betonte als gerade nötig: „Ihr scheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackre Künstler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligst, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rat abändere und bessere." Mit scharfem Blicke schaute der Fremde Berthold an und sprach sehr ernst: „Jüngling, aus dir hätte viel werden können." Berthold erschrak bis ins Innerste vor des Mannes Blick und seinen Worten; er hatte nicht den Mut, etwas weiter zu sagen oder ihm zu folgen, als er langsam zum Saale hinausschritt. Hackert trat bald darauf selbst hinein, und Berthold eilte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!" rief Hackert lachend: „Laß dir das ja nicht zu Herzen gehen! Das war ja unser brummige Alte, dem nichts recht ist, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorsaal. Er ist auf Malta von griechischen Eltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber alles, was er macht, hat ein fantastisches Ansehen, welches wohl daher rührt, weil er über jede Darstellung durch die Kunst ganz tolle absurde Meinungen und sich ein künstlerisches System gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbnen Ruhm nicht streitig machen wird." Dem Berthold

war es zwar, als habe der Malteſer irgend einen wunden Fleck ſeines Innerſten ſchmerzhaft berührt, aber ſo wie der wohltätige Wundarzt, um zu forſchen und zu heilen; indeſſen ſchlug er ſich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort wie zuvor.

Das große wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Mut gemacht, das Gegenſtück zu beginnen. Einen der ſchönſten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert ſelbſt aus, und ſo wie jenes Bild den Sonnenuntergang darſtellte, ſollte dieſe Landſchaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, ſaß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen in der Tat!“ ſprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Malteſer ſah in ſein Blatt hinein und fügte mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergeſſen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Türe ſteht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagſchatten — die halbgeöffnete Türe macht erſtaunliche Wirkung!“ „Ihr ſpottet,“ erwiderte Berthold, „ohne Urſache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten ſind keineswegs ſo verächtlich, wie Ihr glaubt, und deshalb mag ſie mein Meiſter wohl anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landſchaft eines alten niederländiſchen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr ſcheint überhaupt kein Freund der Landſchaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bitt' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du biſt in großem Irrtum befangen, Jüngling,“ ſprach der Malteſer. „Noch einmal ſage ich, aus dir hätte viel werden können; denn ſichtlich zeugen deine Werke das raſtloſe Beſtreben nach dem Höheren, aber nimmer wirſt du dein Ziel

erreichen, denn der Weg, den du eingeschlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich dir sagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in deinem Innern, die du, Unverständiger! zu überbauen trachtest, anzufachen, daß sie hell auflodert und dich erleuchtet; dann wirst du den wahren Geist, der in dir lebt, zu erschauen vermögen. Hältst du mich denn für so töricht, daß ich die Landschaft dem historischen Gemälde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem beide, Landschafter und Historienmaler, streben sollen, erkenne? — Auffassung der Natur in der tiefsten Bedeutung des höhern Sinns, der alle Wesen zum höheren Leben entzündet, das ist der heilige Zweck aller Kunst. Kann denn das bloße genaue Abschreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie steif und gezwungen sieht die nachgemalte Handschrift in einer fremden Sprache aus, die der Abschreiber nicht verstand und daher den Sinn der Züge, die er mühsam abschnörkelte, nicht zu deuten wußte. So sind die Landschaften deines Meisters korrekte Abschriften eines in ihm fremder Sprache geschriebenen Originals. — Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer von unerforschlichem Geheimnis spricht, die in seiner Brust sich zu frommer Ahnung gestalten; dann kommt wie der Geist Gottes selbst die Gabe über ihn, diese Ahnung sichtlich in seine Werke zu übertragen. Ist dir, Jüngling! denn bei dem Beschauen der Landschaften alter Meister nicht ganz wunderbarlich zumute geworden? Gewiß hast du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Wasser klarer sein könnte; aber der Geist, der aus dem Ganzen wehte, hob dich empor in ein höheres Reich, dessen Abglanz du zu schauen wähntest. — Daher studiere die Natur zwar auch im Mechanischen fleißig und sorgfältig, damit du die Praktik des Darstellens erlangen mögest, aber halte die Praktik nicht für die Kunst selbst. Bist du ein-

gedrungen in den tiefern Sinn der Natur, so werden selbst in deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen." – Der Malteser schwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig dastand, verließ ihn der Malteser mit den Worten: „Ich habe dich durchaus nicht verwirren wollen in deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geist in dir schlummert; ich rief ihn an mit starken Worten, damit er erwache und frisch und frei seine Fittiche rege. Lebe wohl!" –

Dem Berthold war es so, als habe der Malteser nur dem, was in seiner Seele gärte und brauste, Worte gegeben; die innere Stimme brach hervor – Nein! Alles dieses Streben – dieses Mühen ist das ungewisse, trügerische Umhertappen des Blinden, weg – weg mit allem, was mich geblendet bis jetzt! – Er war nicht imstande, auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ seinen Meister und streifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntnis, von der der Malteser gesprochen, ihm aufgehen möge. –

„Nur in süßen Träumen war ich glücklich – selig. Da wurde alles wahr, was der Malteser gesprochen. Ich lag von zauberischen Düften umspielt im grünen Gebüsch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodisch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. – ‚Horch – horch auf – Geweihter! – Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die sich gestalten zu Wesen deinem Sinn empfänglich.' – Und indem ich die Akkorde deutlicher und deutlicher erklingen hörte, war es, als sei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforschlich geschienen. – Wie in seltsamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeschlossene Geheimnis mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landschaft, auf der Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer wie in lautem wonnigem Klingen sich regten und bewegten." –

Doch eben nur im Traume kam solche Seligkeit über den

armen Berthold, dessen Kraft gebrochen, und der im Innersten verwirrter war als in Rom, da er Historienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, so überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus und schaute in die fernen Berge, so griff es wie mit eiskalten Krallen in seine Brust – sein Atem stockte – er wollte vergehen vor innerer Angst. Die ganze Natur, ihm sonst freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die sonst in des Abendwindes Säuseln, in dem Plätschern des Baches, in dem Rauschen des Gebüsches mit süßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume trösteten, desto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu sein, und so kam es, daß er sich zu ein paar muntern deutschen Malern gesellte und mit ihnen häufig Ausflüge nach den schönsten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblick nicht sowohl auf tiefes Studium seiner Kunst als auf heitern Lebensgenuß abgesehen, seine Mappe zeugte davon. – Gruppen tanzender Bauermädchen – Prozessionen – ländliche Feste – alles das wußte Florentin, so wie es ihm aufstieß, mit sichrer leichter Hand schnell aufs Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war sie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentins Sinn keineswegs für das Höhere verschlossen; im Gegenteil drang er mehr als je ein moderner Maler tief ein in den frommen Sinn der Gemälde alter Meister. In sein Malerbuch hatte er die Fresko-Gemälde einer alten Klosterkirche in Rom, ehe die Mauern eingerissen wurden, in bloßen Umrissen hineingezeichnet. Sie stellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts Herrlicheres, reiner Aufgefaßtes sehen als jene Umrisse, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er sah Blitze leuchten durch die finstre Öde, die ihn umfangen, und es kam dahin, daß er für Florentins heiteren Sinn empfänglich wurde

und, da dieſer zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beſtändig mehr das menſchliche Prinzip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieſes Prinzip für den Stützpunkt erkannte, an den er ſich halten müſſe, um nicht geſtaltlos im leeren Raum zu verſchwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, ſchnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Malerbuch aufgeſchlagen und verſuchte Katharinas wunderholde Geſtalt nachzubilden, welches ihm endlich ſo ziemlich glückte, wiewohl er ſo wie in Rom vergebens darnach ſtrebte, ſeine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an wahrer Künſtlergenialität ihm weit überlegenen Florentin und erzählte zugleich, wie der Malteſer zu ihm über die Kunſt geſprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold!“ ſprach Florentin: „der Malteſer hat in der Tat recht, und ich ſtelle die wahre Landſchaft den tief bedeutſamen heiligen Hiſtorien, wie ſie die alten Maler darſtellen, völlig gleich. Ja, ich halte ſogar dafür, daß man erſt durch das Darſtellen der uns näher liegenden organiſchen Natur ſich ſtärken müſſe, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rate dir, Berthold, daß du dich gewöhnſt, Figuren zu zeichnen und in ihnen deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um dich werden.“ Berthold tat ſo, wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finſtern Wolkenſchatten, die ſich über ſein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphiſch darzuſtellen, aber die Züge dieſer Hieroglyphen-Schrift waren menſchliche Figuren, die ſich in wunderlicher Verſchlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieſer Lichtpunkt ſollte die herrlichſte Geſtalt ſein, die je eines Bildners Fantaſie aufgegangen; aber vergebens ſtrebte ich, wenn ſie im Traume von Himmelsſtrahlen umfloſſen mir erſchien, ihre Züge zu erfaſſen. Jeder Verſuch, ſie darzuſtellen, mißlang auf ſchmähliche Weiſe, und ich verging in heißer Sehnſucht.“ — Florentin bemerkte den bis zur Krank-

heit aufgeregten Zustand des Freundes, er tröstete ihn, so gut er es vermochte. Oft sagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung sei; aber wie ein Träumer schlich Berthold einher, und alle seine Versuche blieben nur ohnmächtige Anstrengungen des kraftlosen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil sie die schönste Aussicht nach dem Vesuv und ins Meer hinein gewährte, den fremden Künstlern, vorzüglich den Landschaftern, gastlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit sich dem Spiel seiner fantastischen Träume hingegeben. Hier in dieser Grotte saß er eines Tages, von glühender Sehnsucht, die seine Brust zerriß, gemartert, und weinte heiße Tränen, daß der Stern des Himmels seine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauschte es im Gebüsch, und die Gestalt eines hochherrlichen Weibes stand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenstrahlen fielen in das Engelsgesicht. — Sie schaute mich an mit unbeschreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als sie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnsinnig vor Entzücken stürzte ich nieder, da verschwebte die Gestalt freundlich lächelnd! — Erhört war mein heißestes Gebet! —"

Florentin trat in die Grotte, er erstaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an sein Herz drückte. — Tränen stürzten ihm aus den Augen — „Freund — Freund!" stammelte er: „ich bin glücklich — selig — sie ist gefunden — gefunden!" Rasch schritt er fort in seine Werkstatt — er spannte die Leinwand auf, er fing an zu malen. Wie von göttlicher Kraft beseelt, zauberte er mit der vollen Glut des Lebens das überirdische Weib, wie es ihm erschienen, hervor. — Sein Innerstes war von diesem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübsinns, der an seinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohsinn und Heiterkeit. Er studierte mit Fleiß und Anstrengung die Meister-

werke der alten Maler. Mehrere Kopien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an selbst Gemälde zu schaffen, die alle Kenner in Erstaunen setzten. An Landschaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte selbst, daß der Jüngling nun erst seinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrenteils heitere Gegenstände christlicher Legenden, aber überall strahlte die wunderherrliche Gestalt seines Ideals hervor. Man fand, daß Gesicht und Gestalt der Prinzessin Angiola T . . . . zum Sprechen ähnlich sei, man äußerte dies dem jungen Maler selbst, und Schlauköpfe gaben spöttisch zu verstehen, der deutsche Maler sei von dem Feuerblick der wunderschönen Donna tief ins Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäsch der Leute, die das Himmlische in das Gemeinirdische herabziehen wollten. „Glaubt ihr denn," sprach er, „daß solch ein Wesen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Vision wurde mir das Höchste erschlossen; es war der Moment der Künstlerweihe." — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonapartes Siegen in Italien sich die französische Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ruhigen glücklichen Verhältnisse furchtbar zerstörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlassen, die Citta war angeordnet. Der General-Vikar schloß mit dem französischen General einen schmachvollen Waffenstillstand, und bald kamen die französischen Kommissarien, um die Summe, die gezahlt werden sollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Vikar entfloh, um der Wut des Volks, das sich von ihm, von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlassen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der Gesellschaft aufgelöst; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Gesetz, und unter dem Geschrei: „Viva la santa fede" rannten seine wahnsinnigen Horden durch die Straßen, die Häuser der Großen, von welchen sie sich an

den Feind verkauft wähnten, plündernd und in Brand steckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliternos und Rocca Romanas, Günstlinge des Volks und zu Anführern gewählt, die Rasenden zu bändigen. Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber noch war des wütenden Pöbels Blutdurst nicht gestillt. — Berthold hatte sich aus einem brennenden Hause nur halb angekleidet gerettet, er stieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Messern nach dem Palast des Herzogs von T. eilte. Ihn für ihresgleichen haltend drängten sie ihn mit sich fort — „viva la santa fede" brüllten die Wahnsinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten, alles was sich widersetzte, ermordet, und der Palast loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer fort und fort in den Palast hineingedrängt. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. — Er lief schnell durch die aufgesprengten Zimmer, aufs neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen — vergebens den Ausgang suchend. — Ein schneidendes Angstgeschrei schallt ihm entgegen — er stürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit starker Faust erfaßt hat und im Begriff ist, ihm das Messer in die Brust zu stoßen — Es ist die Prinzessin — es ist Bertholds Ideal! — Bewußtlos vor Entsetzen springt Berthold hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, ihm sein eignes Messer in die Kehle stoßen — die Prinzessin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab — fort fort, durch das dickste Volksgewühl — alles das ist die Tat eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden Berthold auf, mit dem blutigen Messer in der Hand, vom Dampfe schwarz gefärbt, in zerrissenen Kleidern sah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer und gönnte ihm seine Beute. In einem öden Winkel der Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er wie aus Instinkt, sich vor der Gefahr zu verbergen, gelaufen, sank er ohnmächtig nieder. Als er er-

wachte, kniete die Prinzessin neben ihm und wusch seine Stirne mit kaltem Wasser. „O Dank!" – lispelte sie mit wunderlieblicher Stimme: „Dank den Heiligen, daß du erwacht bist, du mein Retter, mein Alles!" – Berthold richtete sich auf, er wähnte zu träumen, er blickte mit starren Augen die Prinzessin an – ja, sie war es selbst – die herrliche Himmelsgestalt, die den Götterfunken in seiner Brust entzündet. – „Ist es möglich – ist es wahr – lebe ich denn?" rief er aus. „Ja, du lebst," sprach die Prinzessin – „du lebst für mich; was du nicht zu hoffen wagtest, geschah wie durch ein Wunder. O, ich kenne dich wohl, du bist der deutsche Maler Berthold, du liebtest mich ja und verherrlichtest mich in deinen schönsten Gemälden. – Konnte ich denn dein sein? – Aber nun bin ich es immerdar und ewig. – Laß uns fliehen, o laß uns fliehen!" – Ein sonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz süße Träume zerstört, durchzuckte Berthold bei diesen Worten der Prinzessin. Doch als das holde Weib ihn mit den vollen schneeweißen Armen umfing, als er sie ungestüm an seinen Busen drückte, da durchbebten ihn süße nie gekannte Schauer, und im Wahnsinn des Entzückens höchster Erdenlust rief er aus: – „O, kein Trugbild des Traumes – nein! es ist mein Weib, das ich umfange, es nie zu lassen – das meine glühende dürstende Sehnsucht stillt!"

Aus der Stadt zu fliehen, war unmöglich; denn vor den Toren stand das französische Heer, dem das Volk, war es gleich schlecht bewaffnet und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt streitig machte. Endlich gelang es Berthold, mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verschmähte es in Italien zu bleiben, die Familie sollte sie für tot halten und so Bertholds Besitz ihr gesichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und kostbare Ringe, die sie getragen, waren hinlänglich, in Rom (bis dahin waren sie langsam fortgepilgert) sich mit allen nötigen Bedürfnissen zu

versehen, und so kamen sie glücklich nach M. im südlichen Deutschland, wo Berthold sich niederzulassen und durch die Kunst sich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahnetes Glück, daß Angiola, das himmlisch-schöne Weib, das Ideal seiner wonnigsten Künstlerträume sein werden müßte, unerachtet sich alle Verhältnisse des Lebens wie eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und der Geliebten auftürmten? — Berthold konnte in der Tat dies Glück kaum fassen und schwelgte in namenlosen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, seiner Kunst zu gedenken. In M. beschloß er seinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der einfache Gedanke, Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, die Kinder Christus und Johannes vor ihnen im Grase spielend, sollte der ganze Vorwurf des Bildes sein, aber vergebens war alles Ringen nach einer reinen geistigen Anschauung des Gemäldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Krisis verschwammen ihm die Gestalten, und nicht die himmlische Maria, nein, ein irdisches Weib, ach seine Angiola selbst, stand auf greuliche Weise verzerrt vor seines Geistes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfassen schien, er bereitete die Farben, er fing an zu malen; aber seine Kraft war gebrochen, all sein Bemühen, so wie damals, nur die ohnmächtige Anstrengung des unverständigen Kindes. Starr und leblos blieb, was er malte, und selbst Angiola — Angiola, sein Ideal, wurde, wenn sie ihm saß und er sie malen wollte, auf der Leinwand zum toten Wachsbilde, das ihn mit gläsernen Augen anstierte. Da schlich sich immer mehr und mehr trüber Unmut in seine Seele, der alle Freude des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und so kam es, daß er in Dürftigkeit geriet, die ihn desto mehr niederbeugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerstes hereinzehrende Gram,

erzeugt von stets getäuschter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, versetzte mich bald in einen Zustand, der dem Wahnsinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn, das vollendete mein Elend, und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie, sie allein schuf mein Unglück. Nein — Sie war nicht das Ideal, das mir erschien, nur mir zum rettungslosen Verderben hatte sie trügerisch jenes Himmelsweibes Gestalt und Gesicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unschuldigen Kinde. — Ich wünschte beider Tod, damit ich erlöst werden möge von der unerträglichen Qual, die wie mit glühenden Messern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle stiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiolas leichenblassem Gesicht, in ihren Tränen mein rasendes freveliches Beginnen — „du hast mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib," brüllte ich auf und stieß sie mit dem Fuße von mir, wenn sie ohnmächtig niedersank und meine Knie umfaßte." —

Bertholds grausames wahnsinniges Betragen gegen Weib und Kind erregte die Aufmerksamkeit der Nachbaren, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in seine Wohnung traten, war er samt Frau und Kind spurlos verschwunden. Berthold erschien bald darauf zu N. in Oberschlesien; er hatte sich seines Weibes und Kindes entledigt und fing voll heitern Mutes an das Bild zu malen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Christus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünschte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle seine Gerätschaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen sich wieder erkräftigt, als ein siecher, elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er sich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

„Bertholds Geschichte hat etwas Entsetzliches und Grauenvolles," sprach ich zu dem Professor, „ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgesprochen, für den ruchlosen Mörder seines unschuldigen Weibes und seines Kindes." „Es ist ein wahnsinniger Tor," erwiderte der Professor, „dem ich den Mut zu solcher Tat gar nicht zutraue. Über diesen Punkt läßt er sich niemals deutlich aus, und es ist die Frage, ob er sich nicht bloß einbildet, an dem Tode seiner Frau und seines Kindes schuld zu sein; er malt eben wieder Marmor, erst in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann ist er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm herausbekommen." — Ich muß gestehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich seine Geschichte gelesen, ein leiser Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was weniges der Teufel sein, trotz seiner Gutmütigkeit und seines treuherzigen Wesens, und wollte mich deshalb lieber gleich mittags im lieben heitern Sonnenschein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüste mürrisch und in sich gekehrt, Marmoradern sprenkelnd; zu ihm heraufgestiegen, reichte ich ihm stillschweigend die Töpfe. Erstaunt sah er sich nach mir um: „Ich bin ja Ihr Handlanger," sprach ich leise, das zwang ihm ein Lächeln ab. Nun fing ich an von seinem Leben zu sprechen, so daß er merken mußte, ich wisse alles, und er schien zu glauben, er habe mir alles selbst in jener Nacht erzählt. Leise — leise kam ich auf die gräßliche Katastrophe, dann sprach ich plötzlich: „Also in heillosem Wahnsinn mordeten Sie Weib und Kind?" — Da ließ er Farbentopf und Pinsel fallen und rief, mich mit gräßlichem Blick anstarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein sind diese Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein solches Wort, und ich stürze mich mit Euch hier vom Gerüste herab, daß unsere Schädel zerschellen auf dem steinernen Boden der Kirche!" — Ich befand mich in dem Augen-

blick wirklich in seltsamer Lage, am besten schien es mir, mit ganz Fremden hineinzufahren. „O sehn Sie doch, lieber Berthold," sprach ich so ruhig und kalt, als es mir möglich war, „wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort so verfließt." Er schauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinsel verstrich, stieg ich leise das Gerüste herab, verließ die Kirche und ging zum Professor, um mich über meinen bestraften Vorwitz tüchtig auslachen zu lassen.

Mein Wagen war repariert, und ich verließ G., nachdem mir der Professor Aloysius Walther feierlich versprochen, sollte sich etwas Besonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu schreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als ich wirklich von dem Professor einen Brief erhielt, in welchem er sehr weitschweifig unser Beisammensein in G. rühmte. Über Berthold schrieb er mir folgendes: „Bald nach Ihrer Abreise trug sich mit unserm wunderlichen Maler viel Sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter und vollendete auf die herrlichste Weise das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menschen in Erstaunen setzt. Dann verschwand er, und da er nicht das Mindeste mitgenommen und man ein paar Tage darauf Hut und Stock unfern des O—Stromes fand, glauben wir alle, er habe sich freiwillig den Tod gegeben."

Das Sanctus

Der Doktor ſchüttelte bedenklich den Kopf. – „Wie," rief der Kapellmeiſter heftig, indem er vom Stuhle aufſprang, „wie! ſo ſollte Bettinas Katarrh wirklich etwas zu bedeuten haben?" – Der Doktor ſtieß ganz leiſe drei oder viermal mit ſeinem ſpaniſchen Rohr auf den Fußboden, nahm die Doſe heraus und ſteckte ſie wieder ein, ohne zu ſchnupfen, richtete den Blick ſtarr empor, als zähle er die Roſetten an der Decke, und hüſtelte mißtönig, ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeiſter außer ſich, denn er wußte ſchon, ſolches Gebärdenſpiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders als: „Ein böſer, böſer Fall – und ich weiß mir nicht zu raten und zu helfen, und ich ſteure umher in meinen Verſuchen wie jener Doktor im Gilblas di Santillana." „Nun, ſo ſag' Er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeiſter erzürnt, „ſag' Er es heraus, ohne ſo verdammt wichtig zu tun mit der ſimplen Heiſerkeit, die ſich Bettina zugezogen, weil ſie unvorſichtigerweiſe den Shawl nicht umwarf, als ſie die Kirche verließ – das Leben wird es ihr doch eben nicht koſten, der Kleinen." „Mit nichten," ſprach der Doktor, indem er nochmals die Doſe herausnahm, jetzt aber wirklich ſchnupfte, „mit nichten, aber höchſt wahrſcheinlich wird ſie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr ſingen!" Da fuhr der Kapellmeiſter mit beiden Fäuſten ſich in die Haare, daß der Puder weit umherſtäubte, und rannte im Zimmer auf und ab und ſchrie wie beſeſſen: „Nicht mehr ſingen? – nicht mehr ſingen? – Bettina nicht mehr ſingen? – Geſtorben all' die herrlichen Kanzonette – die wunderbaren Bolleros und Seguidillas, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen ſtrömten?

– Kein frommes Agnus, kein tröstendes Benedictus von ihr mehr hören? – O! o! – Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken – das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloser Kirchenthemas aufgehen ließ? – Du lügst, Doktor, du lügst! – Der Satan versucht dich, mich aufs Eis zu führen. – Der Dom-Organist, der mich mit schändlichem Neide verfolgt, seitdem ich ein achtstimmiges Qui tollis ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat dich bestochen! Du sollst mich in schnöde Verzweiflung stürzen, damit ich meine neue Messe ins Feuer werfe, aber es gelingt ihm – es gelingt dir nicht! – Hier – hier trage ich sie bei mir, Bettinas Soli" (er schlug auf die rechte Rocktasche, so daß es gewaltig darin klatschte) „und gleich soll herrlicher als je die Kleine sie mir mit hocherhabener Glockenstimme vorsingen." Der Kapellmeister griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er sehr sanft und leise sprach: „Ich ehre Ihren werten Enthusiasmus, holdseligster Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organisten gar nicht, es ist nun einmal so! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholischen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo gesungen, ist sie von einer solch seltsamen Heiserkeit oder vielmehr Stimmlosigkeit befallen, die meiner Kunst trotzt, und die mich, wie gesagt, befürchten läßt, daß sie nie mehr singen wird." „Gut denn," rief der Kapellmeister wie in resignierter Verzweiflung, „gut denn, so gib ihr Opium – Opium und so lange Opium, bis sie eines sanften Todes dahinscheidet, denn singt Bettina nicht mehr, so darf sie auch nicht mehr leben, denn sie lebt nur, wenn sie singt – sie existiert nur im Gesange – himmlischer Doktor, tu mir den Gefallen, vergifte sie je eher desto lieber. Ich habe Konnexionen im Kriminal-Kollegio, mit dem Präsidenten studierte ich in Halle, es war ein großer Hornist, wir bliesen Bizinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater Hündelein und Kater! – Sie sollen dir nichts tun des ehrlichen Mords

wegen – Aber vergifte sie – vergifte sie –" „Man ist," unterbrach der Doktor den sprudelnden Kapellmeister, „man ist doch schon ziemlich hoch in Jahren, muß sich das Haar pudern seit geraumer Zeit, und doch noch vorzüglich die Musik anlangend vel quasi ein Hasenfuß. Man schreie nicht so, man spreche nicht so verwegen vom sündlichen Mord und Totschlag, man setze sich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnstuhl und höre mich gelassen an." Der Kapellmeister rief mit sehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören" und tat übrigens, wie ihm geheißen. „Es ist," fing der Doktor an, „es ist in der Tat in Bettinas Zustand etwas ganz Sonderbares und Verwunderliches. Sie spricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel ist gar nicht zu denken, sie ist selbst imstande, einen musikalischen Ton anzugeben, aber sowie sie die Stimme zum Gesange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das sich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder sonst als ein affirmatives krankhaftes Prinzip dartut, ihre Kraft, so daß jeder versuchte Ton, ohne gepreßt-unrein, kurz katarrhalisch zu klingen, matt und farblos dahinschwindet. Bettina selbst vergleicht ihren Zustand sehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollsten Bewußtsein der Kraft zum Fliegen doch vergebens strebt in die Höhe zu steigen. Dieser negative krankhafte Zustand spottet meiner Kunst, und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen soll, gleicht einem körperlosen Spuk, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr recht, Kapellmeister, daß Bettinas ganze Existenz im Leben durch den Gesang bedingt ist, denn eben im Gesange kann man sich den kleinen Paradiesvogel nur denken, deshalb ist sie aber schon durch die Vorstellung, daß ihr Gesang und mit ihm sie selbst untergehe, so im Innersten aufgeregt, und fast bin ich überzeugt, daß eben diese fortwährende geistige Agitation ihr Übelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie ist, wie sie sich selbst ausdrückt, von Natur sehr apprehensiv, und so

glaube ich, nachdem ich monatelang wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter haſcht, nach dieſem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettinas ganze Krankheit mehr pſychiſch als phyſiſch iſt.“ „Recht, Doktor,“ rief hier der reiſende Enthuſiaſt, der ſo lange ſchweigend mit übereinander geſchlagenen Armen im Winkel geſeſſen, „recht Doktor, mit einemmal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettinas krankhaftes Gefühl iſt die phyſiſche Rückwirkung eines pſychiſchen Eindrucks, eben deshalb aber deſto ſchlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann euch alles erklären, ihr Herren!“ „Was werd' ich hören,“ ſprach der Kapellmeiſter noch weinerlicher als vorher, der Doktor rückte ſeinen Stuhl näher heran zum reiſenden Enthuſiaſten und guckte ihm mit ſonderbar lächelnder Miene ins Geſicht. Der reiſende Enthuſiaſt warf aber den Blick in die Höhe und ſprach, ohne den Doktor oder den Kapellmeiſter anzuſehen: „Kapellmeiſter! ich ſah einmal einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der ſich zwiſchen den Saiten Eures Doppelklavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte luſtig auf und nieder, und mit den glänzenden Flügelein um ſich ſchlagend, berührte es bald die obern bald die untern Saiten, die dann leiſe leiſe nur dem ſchärfſten geübteſten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, ſo daß zuletzt das Tierchen nur in den Schwingungen wie in ſanftwogenden Wellen zu ſchwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden ſchien. Aber oft kam es, daß eine ſtärker berührte Saite wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers ſchlug, ſo daß ſie wund geworden den Schmuck des bunten Blütenſtaubs von ſich ſtreuten; doch deſſen nicht achtend kreiſte der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis ſchärfer und ſchärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinabſank in die Öffnung des Reſonanzbodens.“ „Was wollen wir damit ſagen,“ frug der Kapellmeiſter, „fiat applicatio, mein Beſter!“ ſprach der Doktor. „Von einer beſonderen Anwendung iſt hier nicht

die Rede," fuhr der Enthusiast fort, „ich wollte, da ich obbesagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeisters Klavichord spielen gehört habe, nur im allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettinas Übel sagen werde, so ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehen und es in das Stammbuch irgend einer reisenden Virtuosin hineinzeichnen. Es schien mir nämlich damals, als habe die Natur ein tausendchörichtes Klavichord um uns herum gebaut, in dessen Saiten wir herumhantierten, ihre Töne und Akkorde für unsere eigne willkürlich hervorgebrachte haltend, und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnden, daß der unharmonisch berührte Ton uns die Wunde schlug." „Sehr dunkel," sprach der Kapellmeister. „O," rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf seinem Steckenpferde sitzen und gestreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien usw. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus absitzt und ein Frühstück nimmt." „Gemach, gemach, mein weiser Doktor," sprach der reisende Enthusiast, „schmäht nicht auf Dinge, die Ihr, sträuben mögt Ihr Euch auch, wie Ihr wollt, doch mit Demut anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht selbst eben erst ausgesprochen, daß Bettinas Krankheit von psychischer Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein psychisches Übel ist?" „Wie kommt," unterbrach der Doktor den Enthusiasten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückseligen Schmetterling zusammen?" „Wenn man," fuhr der Enthusiast fort, „wenn man nun alles haarklein auseinandersieben soll und jedes Körnchen beäugeln und bekucken, so wird das eine Arbeit, die, selbst langweilig, Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Klavichordkasten des Kapellmeisters ruhen! — Übrigens, sagt selbst, Kapellmeister! ist es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Musik ein integrierender Teil unserer Konversation geworden ist? Die herrlichsten Talente werden herabgezogen in

das gemeine dürftige Leben! Statt daß sonst aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche selbst Ton und Gesang auf uns herniederstrahlte, hat man jetzt alles hübsch bei der Hand, und man weiß genau, wie viel Tassen Tee die Sängerin oder wie viel Gläser Wein der Bassist trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine gibt, die ergriffen von dem wahren Geist der Musik sie untereinander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miserablen geschmückten, geschniegelten — doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — sie war, wie man sagt, recherchiert, es konnte kaum Tee getrunken werden ohne Zutat einer spanischen Romanze, einer italienischen Kanzonetta oder auch wohl eines französischen Liedleins: Souvent l'amour etc., zu dem sich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der Tat, daß das gute Kind mit samt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Teewasser, das man über sie ausschüttete, das geschah nun nicht, aber die Katastrophe trat ein." „Was für eine Katastrophe?" riefen Doktor und Kapellmeister. „Seht, liebe Herren!" fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich ist die arme Bettina — wie man so sagt, verwünscht oder verhext worden, und so hart es mir ankommt, es zu bekennen, ich — ich selbst bin der Hexenmeister, der das böse Werk vollbracht hat und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu lösen vermag." „Possen — Possen, und wir sitzen hier und lassen uns mit der größten Ruhe von dem ironischen Bösewicht mystifizieren." So rief der Doktor, indem er aufsprang. „Aber zum Teufel, die Katastrophe — die Katastrophe," schrie der Kapellmeister. „Ruhig, ihr Herren," sprach der Enthusiast, „jetzt kommt eine Tatsache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht schwer aufs Herz fällt, daß ich ohne Wissen und Willen einer unbekannten psychischen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag.

Gleichsam als Leiter, mein' ich, so wie in der elektrischen Reihe einer den andern ohne Selbsttätigkeit und eignen Willen prügelt." „Hop hop," rief der Doktor, „seht, wie das Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt." „Aber die Geschichte — die Geschichte," schrie der Kapellmeister dazwischen! „Ihr erwähntet," fuhr der Enthusiast fort, „Ihr erwähntet, Kapellmeister, schon zuvor, daß Bettina das letztemal, ehe sie die Stimme verlor, in der katholischen Kirche sang. Erinnert Euch, daß dies am ersten Osterfeiertage vorigen Jahres geschah. Ihr hattet Euer schwarzes Ehrenkleid angetan und dirigiertet die herrliche Haydnsche Messe aus dem D-Moll. In dem Sopran tat sich ein Flor junger anmutig gekleideter Mädchen auf, die zum Teil sangen, zum Teil auch nicht; unter ihnen stand Bettina, die mit wunderbar starker voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angestellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefsten Andacht mich durchbeben, da rauschte es hinter mir störend, unwillkürlich drehte ich mich um und erblickte zu meinem Erstaunen Bettina, die sich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte, um den Chor zu verlassen. „Sie wollen fort?" redete ich sie an. „Es ist die höchste Zeit," erwiderte sie sehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich versprochen, dort in einer Kantate mitzusingen, auch muß ich noch vormittag ein paar Duetts probieren, die ich heute abend in dem Singetee bei *** vortragen werde, dann ist Souper bei ***. Sie kommen doch hin? es werden ein paar Chöre aus dem Händelschen Messias und das erste Finale aus Figaros Hochzeit gemacht." Während dieses Gesprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wissen Sie denn nicht," sprach ich, „daß es sündlich ist, daß es nicht straflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden so bald nicht mehr in der Kirche singen!" — Es sollte Scherz sein,

aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einemmal meine Worte so feierlich klangen. Bettina erblaßte und verließ schweigend die Kirche. Seit diesem Moment verlor sie die Stimme —.“ Der Doktor hatte sich während der Zeit wieder gesetzt und das Kinn auf den Stockknopf gestützt, er blieb stumm, aber der Kapellmeister rief: „Wunderbar in der Tat, sehr wunderbar!“ „Eigentlich,“ fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts Bestimmtes in den Sinn, und ebensowenig setzte ich Bettinas Stimmlosigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindesten Bezug. Erst jetzt, als ich wieder hieher kam und von Euch, Doktor, erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich schon damals an eine Geschichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da sie mir anmutig und rührend scheint, mitteilen will.“ „Erzählen Sie,“ rief der Kapellmeister, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ „Könnt Ihr,“ sprach der Doktor, „könnt Ihr, Kapellmeister, Träume — Ahnungen — magnetische Zustände in Musik setzen, so wird Euch geholfen, auf so was wird die Geschichte doch wieder herauslaufen.“ Ohne dem Doktor zu antworten, räusperte sich der reisende Enthusiast und fing mit erhabener Stimme an: „Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinands von Aragonien vor den Mauern von Granada aus.“ „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der Doktor den Erzähler, „das fängt an, als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich sitze hier, und die Patienten lamentieren. Ich schere mich den Teufel um Eure maurischen Geschichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich gelesen, und Bettinas Seguidillas gehört, aber damit Basta, alles, was recht ist — Gott befohlen!“ Schnell sprang der Doktor zur Türe heraus, aber der Kapellmeister blieb ruhig sitzen, indem er sprach: „Es wird eine Geschichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, so was hätt' ich längst gar

zu gern komponiert. – Gefechte – Tumult – Romanzen – Aufzüge – Cymbeln – Choräle – Trommeln und Pauken – ach, Pauken! – Da wir nun einmal so zusammen sind, erzählen Sie, liebenswürdiger Enthusiast, wer weiß, welches Samenkorn die erwünschte Erzählung in mein Gemüt wirft, und was für Riesenlilien daraus entsprießen." „Euch wird," erwiderte der Enthusiast, „Euch wird nun, Kapellmeister! alles einmal gleich zur Oper, und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Musik behandeln wie einen starken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenstärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget Ihr, wandelt Euch die Lust an, manchmal ein paar Akkorde dazwischen werfen." – Schreiber dieses fühlt sich gedrungen, ehe er dem Enthusiasten die Erzählung nachschreibt, dich, günstigen Leser, zu bitten, du mögest ihm der Kürze halber zu gute halten, wenn er den dazwischen anschlagenden Akkorden den Kapellmeister vorzeichnet. Statt also zu schreiben: Hier sprach der Kapellmeister, heißt es bloß der Kapellmeister.

Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinands von Aragonien vor den festen Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfe hoffend, immer enger und enger eingeschlossen, verzagte der feige Boabdil, und im bittern Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verspottet, fand er nur in den Opfern blutdürstiger Grausamkeit augenblicklichen Trost. Aber eben in dem Grade, wie die Mutlosigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampfeslust im spanischen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte sich, die Wälle zu beschießen und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Diese kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernsten Kämpfen, und selbst der Tod der im Kampfe Gefallnen konnte die Gemüter nur erheben, da sie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Kultus wie in der strahlenden Glorie des Märtyrtums

für den Glauben erschienen. Gleich nachdem Isabella in das Lager eingezogen, ließ sie in dessen Mitte ein hohes hölzernes Gebäude mit Türmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloster und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienst übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, kam jeden Morgen, die Messe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Gesange der im Chor versammelten Nonnen unterstützt. Da begab es sich, daß Isabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor übertönte. Der Gesang war anzuhören wie das siegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürstin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Aussprache der Worte so fremdartig und selbst die sonderbare, ganz eigentümliche Art des Gesanges tat kund, daß eine Sängerin, des kirchlichen Stils noch ungewohnt, vielleicht zum erstenmal das Amt singen müsse. Verwundert schaute Isabella um sich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demselben Erstaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte sie wohl, daß hier ein besonderes Abenteuer im Spiel sein müsse, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der sich eben im Gefolge befand, ins Auge fiel. Im Betstuhl kniend, die Hände gefaltet starrte er zum Gitter des Chors herauf, glühende inbrünstige Sehnsucht im düstern Auge. Als die Messe geendet war, begab sich Isabella nach Donna Marias, der Priorin, Zimmern und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch, o Königin," sprach Donna Maria, „wollet Euch erinnern, daß vor Mondesfrist Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terrasse geziert den Mauren zum Lustort dient. In jeder Nacht schallen die üppigen Gesänge der Heiden in unser Lager herüber wie verlockende Sirenenstimmen, und eben deshalb wollte der tapfere Aguillar das Nest der Sünde zerstören. Schon war das Werk genommen, schon wurden die gefangenen Weiber

während des Gefechts abgeführt, als eine unvermutete Verstärkung ihn tapferer Wehr unerachtet nötigte, abzulassen und sich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht, ihn zu verfolgen, und so kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute sein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand sich eine, deren trostloses Jammern, deren Verzweiflung Don Aguillars Aufmerksamkeit erregte. Er nahte sich der Verschleierten mit freundlichen Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Gesang, fing sie, nachdem sie auf der Zither, die ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, einige seltsame Akkorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tiefaufseufzenden, herzzerschneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar, tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beschloß das Weib zurückbringen zu lassen nach Granada; sie stürzte vor ihm nieder, indem sie den Schleier zurückschlug. Da rief Aguillar wie außer sich: ‚Bist du denn nicht Zulema, das Licht des Gesanges in Granada?‘ — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdils Hof gesehen, deren wunderbarer Gesang seitdem tief in seiner Brust widerhallte, war es wirklich. ‚Ich gebe dir die Freiheit,‘ rief Aguillar, aber da sprach der ehrwürdige Vater Agostino Sanchez, der das Kreuz in der Hand mitgezogen: ‚Erinnere dich, Herr! daß du, indem du die Gefangene freiläßest, ihr großes Unrecht tust, da sie, dem Götzendienst entrissen, vielleicht bei uns, von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schoß der Kirche zurückgekehrt wäre.‘ Aguillar sprach: ‚Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt sie sich nicht durchdrungen von dem Geist des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada.‘ So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloster aufgenommen wurde. Anfangs überließ sie sich ganz dem trostlosesten Schmerz, und bald waren es wild und schauerlich tönende, bald tieftlagende Romanzen, mit denen sie das Kloster erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenstimme. Es begab sich, daß wir einst um Mitternacht

im Chor der Kirche versammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weise absangen, die der hohe Meister des Gesanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors stehend und mit ernstem Blick still und andächtig hineinschauend; als wir paarweise daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag sang sie keine Romanze, sondern blieb still und in sich gekehrt. Bald versuchte sie auf der tiefgestimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche gesungen, und dann fing sie an leise, leise zu singen, ja selbst die Worte unsers Gesanges zu versuchen, die sie freilich wunderlich wie mit gebundener Zunge aussprach. Ich merkte wohl, daß der Geist des Herrn mit milder tröstender Stimme im Gesange zu ihr gesprochen, und daß sich ihre Brust öffnen würde seiner Gnade, daher schickte ich Schwester Emanuela, die Meisterin des Chors, zu ihr, daß sie den glimmenden Funken anfache, und so geschah es, daß im heiligen Gesange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch ist Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schoß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr, unserm Chor sich beizugesellen und so ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben." Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillars Innerm vorgegangen, als er auf Agostinos Einrede Zulema nicht zurücksandte nach Granada, sondern sie im Kloster aufnehmen ließ, und um so mehr war sie erfreut über Zulemas Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin selbst, der Marquis von Cadix, Heinrich von Gusman, die Feldherren Mendoza, Villena waren die Zeugen des heiligen Akts. Man hätte glauben sollen, daß Julias Gesang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müssen, und so geschah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, indessen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf seltsame Weise von dem Choral abwich,

fremdartige Töne einmiſchend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgeſtimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauſchter Saiten. Dann wurde Julia unruhig, und es geſchah ſogar, daß ſie wie willkürlos in den lateiniſchen Hymnus ein mohriſches Wort einwarf. Emanuela warnte die Neubekehrte, ſtandhaft zu widerſtehen dem Feinde, aber leichtſinnig achtete Julia deſſen nicht, und zum Ärgernis der Schweſtern ſang ſie oft, wenn eben die ernſten heiligen Choräle des alten Ferreras erklungen, tändelnde mohriſche Liebeslieder zur Zither, die ſie wieder hochgeſtimmt hatte. Sonderbarerweiſe klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor ſauſten, auch hoch und recht widrig beinahe wie das gellende Gepfeife der kleinen mohriſchen Flöten.

Der Kapellmeiſter. Flauti piccoli – Oktavflötchen. Aber, mein Beſter, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper – keine Expoſition, und das iſt immer die Hauptſache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenoriſt iſt? Er iſt falſch wie der Teufel, und daher macht er alles im Falſett!

Der Enthuſiaſt. Gott im Himmel! – Ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeiſter! Aber Ihr habt recht, laſſen wir dem teufliſchen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequieke ꝛc. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutſauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegzuſpringen.

Es begab ſich, daß die Königin, begleitet von den edlen Feldherren des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Nonnen ſchritt, um wie gewöhnlich die Meſſe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortſchaffen, doch halb erhoben riß er ſich wieder los und warf ſich heulend nieder, ſo daß er die Königin berührte. Ergrimmt ſprang Aguillar hervor und wollte den Elenden mit dem Fuße fortſtoßen. Der richtete ſich aber mit halbem Leibe gegen ihn

empor und schrie: „Tritt die Schlange – tritt die Schlange, sie wird dich stechen zum Tode!“ und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen versteckten Zither, daß sie im gellenden widrig pfeifenden Tone zerrissen, und alle, von unheimlichem Grauen ergriffen, zurückbebten. Die Trabanten schafften das widrige Gespenst fort, und es hieß: der Mensch sei ein gefangener wahnsinniger Mohr, der aber durch seine tollen Späße und durch sein verwunderliches Zitherspiel die Soldaten im Lager belustige. Die Königin trat ein, und das Amt begann. Die Schwestern im Chor intonierten das Sanctus, eben sollte Julia mit mächtiger Stimme wie sonst eintreten: „Pleni sunt coeli gloria tua,“ da ging ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia schlug schnell das Blatt zusammen und wollte den Chor verlassen. „Was beginnst du?“ rief Emanuela. „O!“ sagte Julia, „hörst du denn nicht die prächtigen Töne des Meisters? – dort bei ihm, mit ihm muß ich singen!“ damit eilte Julia nach der Türe, aber Emanuela sprach mit sehr ernster feierlicher Stimme: „Sünderin, die du den Dienst des Herrn entweihst, da du mit dem Munde sein Lob verkündest und im Herzen weltliche Gedanken trägst, flieh von hinnen, gebrochen ist die Kraft des Gesanges in dir, verstummt sind die wunderbaren Laute in deiner Brust, die der Geist des Herrn entzündet!“ – Von Emanuelas Worten wie vom Blitz getroffen schwankte Julia fort. – Eben wollten die Nonnen zur Nachtzeit sich versammeln, um die Hora zu singen, als ein dicker Qualm schnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen zischend und prasselnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloster. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner schmetterten durch das Lager, aus dem ersten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man sah den Feldherrn Aguillar mit versengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloster stürzen, er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten gesucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos

blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der sich erhoben, angefacht, immer mehr um sich griff: in kurzer Zeit lag Isabellens ganzes reiches herrliches Lager in Asche. Die Mauren im Vertrauen, daß der Christen Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall, glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf gewesen als eben dieser, und als sie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten sieggekrönt in ihre Verschanzungen zurückzogen, da bestieg die Königin Isabella den Thron, den man im Freien errichtet hatte, und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen sollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeister. Dürfte man sich nur mit geistlichen Dingen auf das Theater wagen; hat man nicht schon seine Not mit dem lieben Publikum, wenn man hie und da ein bißchen Choral anbringt? Sonst wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Stil, in welchem sie glänzen kann, erst die Romanzen, dann die Kirchengesänge. Einige allerliebste spanische und mohrische Lieder hab' ich bereits fertig, auch ist der Sieges-Marsch der Spanier gar nicht übel, so wie ich das Gebot der Königin melodramatisch zu behandeln willens bin, wie indessen das Ganze sich zusammenfügen soll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt sein wird.

Der Enthusiast. Denkt Euch, liebster Kapellmeister, daß jene Stadt, die die Spanier in einundzwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch stehende Santa Fe ist. Doch indem ich das Wort so unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein sich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte, Ihr spieltet eins von Palestrinas Responsorien, die dort auf dem Pult des Fortepianos aufgeschlagen liegen.

Der Kapellmeister tat es, und hierauf fuhr der reisende Enthusiast also fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weise zu beunruhigen, die Verzweiflung trieb sie zur verwogensten Kühnheit, und so wurden die Gefechte ernster als jemals. Aguillar hatte einst ein maurisches Geschwader, das die spanischen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurückgetrieben. Er kehrte mit seinen Reitern zurück und hielt unfern den ersten Verschanzungen bei einem Myrtenwäldchen, sein Gefolge fortschickend, um so ernstem Gedanken und wehmütiger Erinnerung sich mit ganzem Gemüt hingeben zu können. Julias Bild stand lebendig vor seines Geistes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen, und auch jetzt war es ihm, als säusle ein seltsamer Gesang, halb mohrisches Lied halb christlicher Kirchengesang, durch die dunklen Myrten. Da rauschte plötzlich ein mohrischer Ritter im silbernen Schuppenharnisch auf leichtem arabischen Pferde aus dem Walde hervor, und gleich sauste auch der geworfene Speer dicht bei Aguillars Haupt vorbei. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind losstürzen, als der zweite Speer flog und seinem Pferde tief in der Brust stecken blieb, daß es sich vor Wut und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar sich schnell von der Seite herabschwingen mußte, um schwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herangesprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguillars entblößtem Haupt. Aber geschickt parierte Aguillar den Todesstreich und hieb so gewaltig nach, daß der Mohr sich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demselben Augenblick drängte sich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, sodaß er keinen zweiten Hieb führen konnte, der Mohr riß seinen Dolch hervor, aber noch ehe er zustoßen konnte, hatte ihn Aguillar mit Riesenstärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Brust, und indem

er mit der linken Faust des Mohren rechten Arm so gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er seinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mohren Kehle zu durchstoßen, als dieser tief aufseufzte: „Zulema!" — Zur Bildsäule erstarrt vermochte Aguillar nicht die Tat zu vollenden. „Unseliger," rief er, „welch einen Namen nanntest du?" „Stoße zu," stöhnte der Mohr, „stoße zu, du tötest den, der dir Tod und Verderben geschworen hat. Ja! wisse, verräterischer Christ, wisse, daß es Hichem, der letzte des Stammes Alhamar, ist, dem du Zulema raubtest! — Wisse, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Gebärden des Wahnsinns in eurem Lager umherschlich, Hichem war, wisse, daß es mir gelang, das dunkle Gefängnis, in dem ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeschlossen, anzuzünden und Zulema zu retten." — „Zulema — Julia lebt?" rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im grausigen Hohn: „Ja, sie lebt, aber euer blutiges dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber sie befangen und die duftende glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahnsinnigen Weiber, die ihr Bräute eures Götzen nennt. Wisse, daß Ton und Gesang in ihrer Brust, wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums, erstorben ist. Dahin ist alle Lust des Lebens mit Zulemas süßen Liedern, darum töte mich — töte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an dir, der du mir schon mehr als mein Leben entrissest." Aguillar ließ ab von Hichem und erhob sich, sein Schwert von dem Boden aufnehmend, langsam. „Hichem," sprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn entsagte sie Mahoms schnödem Dienst, und was du verblendeter Mohr bösen Zauber eines Götzenbildes nennst, war nur die Versuchung des Bösen, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Nennst du Zulema deine Geliebte, so sei Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und *sie* im

Herzen zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen dich bestehen im wackern Kampf. Nimm deine Waffen und falle gegen mich aus, wie du willst, nach deiner Sitte.“ Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartsche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf sich auf das Pferd, das neben ihm stehen geblieben, und sprengte gestreckten Galopps davon. Aguillar wußte nicht, was das zu bedeuten haben könnte, aber in dem Augenblick stand der ehrwürdige Greis Agostino Sanchez hinter ihm und sprach sanft lächelnd: „Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und dessen Liebe er verschmäht?“ Aguillar erzählte alles, was er von Julia vernommen, und beide erinnerten sich nun wohl an die prophetischen Worte Emanuelas, als Julia, verlockt von Hichems Zithertönen alle Andacht im Innern ertötend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeister. Ich denke an keine Oper mehr, aber das Gefecht zwischen dem Mohren Hichem im Schuppenharnisch und dem Feldherrn Aguillar ging mir auf in Musik. – Hol' es der Teufel! – wie kann man nun besser gegen einander ausfallen lassen, als es Mozart im Don Giovanni getan hat. Ihr wißt doch – in der ersten –

Der reisende Enthusiast. Still, Kapellmeister! Ich werde nun meiner schon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerlei kommt vor, und es ist nötig, die Gedanken zusammenzuhalten, umsomehr, da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß sie jemals etwas von meiner spanischen Geschichte erführe, und doch ist es mir so, als wenn sie dort an jener Türe lauschte, welches natürlicherweise pure Einbildung sein muß. Also weiter. –

Immer und immer geschlagen in allen Gefechten, von der täglich, stündlich zunehmenden Hungersnot gedrückt, sahen sich die Mauren endlich genötigt, zu kapitulieren, und im festlichen

Gepränge unter dem Donner des Geschützes zogen Ferdinand und Isabella in Granada ein. Priester hatten die große Moschee eingeweiht zur Kathedrale, und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Messe, im feierlichen Te deum laudamus dem Herrn der Heerscharen zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falschen Propheten. Man kannte die nur mühsam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wut der Mohren, und daher deckten Truppenabteilungen, die durch entferntere Straßen schlagfertig zogen, die durch die Hauptstraße sich bewegende Prozession. So geschah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abteilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege sich nach der Kathedrale, wo das Amt schon begonnen, begeben wollte, als er sich plötzlich durch einen Pfeilschuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demselben Augenblick stürzte ein Haufen Mohren aus einem dunkeln Bogengange hervor und überfiel die Christen mit verzweifelnder Wut. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, dieser nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend parierte geschickt den gewaltigen Hieb, und in demselben Augenblick lag auch Hichem mit gespaltenem Kopf zu seinen Füßen. Die Spanier drangen wütend ein auf die verräterischen Mohren, die bald heulend flohen und sich in ein steinernes Haus warfen, dessen Tor sie schnell verschlossen. Die Spanier stürmten heran, aber da regnete es Pfeile aus den Fenstern, Aguillar befahl Feuerbrände hineinzuwerfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geschützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: „Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth." „Julia — Julia!" rief Aguillar in trostlosem Schmerz, da öffneten sich die Pforten, und Julia im Gewande der Benediktiner-Nonne trat hervor, mit starker Stimme singend: „Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth," hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung, die Hände auf der Brust zum Kreuz verschränkt. Erstaunt wichen die Spanier

zurück, und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Kathedrale – hineintretend intonierte sie das: Benedictus, qui venit in nomine domini. Unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel gesendet, Heiliges zu verkünden den Gesegneten des Herrn, beugte das Volk die Knie. Festen Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet trat Julia vor den Hochaltar zwischen Ferdinand und Isabellen, das Amt singend und die heiligen Gebräuche mit inbrünstiger Andacht übend. Bei den letzten Lauten des: Dona nobis pacem sank Julia entseelt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, selbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthusiast seine Geschichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräusch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde stieß und zornig schrie: „Da sitzen sie noch und erzählen sich tolle fantastische Geschichten ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und machen die Leute kränker." – „Was ist denn nun wieder geschehen, mein Wertester?" sprach der Kapellmeister ganz erschrocken. „Ich weiß es recht gut," fiel der Enthusiast ganz gelassen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns stark reden gehört hat, dort ins Kabinett gegangen ist und alles weiß." „Das habt Ihr nun," sprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geschichten, wahnsinniger Enthusiast, daß Ihr reizbare Gemüter vergiftet – ruiniert mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen." – „Herrlicher Doktor!" unterbrach der Enthusiast den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettinas psychische Krankheit psychische Mittel erfordert, und daß vielleicht meine Geschichte" – „Still still" fiel der Doktor ganz gelassen ein, „ich weiß schon, was Ihr sagen wollt." – „Zu einer Oper taugt es nicht, aber sonst gab es darin einige sonderbar klingende Akkorde." So murmelte der Kapellmeister, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drei Monat darauf der reisende Enthusiast der gesundeten Bettina, die mit herrlicher Glocken-Stimme Pergolesis Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, sondern im mäßig großen Zimmer) gesungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, sprach sie: „Ein Herenmeister sind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaarichter Natur," „wie alle Enthusiasten," setzte der Kapellmeister hinzu.

Nachtstücke

herausgegeben

von

dem Verfasser der Fantasiestücke

in Callots Manier

Zweiter Teil

Das öde Haus

— Man war darüber einig, daß die wirklichen Erscheinungen im Leben oft viel wunderbarer sich gestalteten als alles, was die regste Fantasie zu erfinden trachte. „Ich meine," sprach Lelio, „daß die Geschichte davon hinlänglichen Beweis gibt, und daß eben deshalb die sogenannten historischen Romane, worin der Verfasser in seinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien den Taten der ewigen, im Universum waltenden Macht beizugesellen sich unterfängt, so abgeschmackt und widerlich sind." „Es ist," nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforschlichen Geheimnisse, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreift, an der wir den über uns herrschenden, uns selbst bedingenden Geist erkennen." „Ach!" fuhr Lelio fort, „die Erkenntnis, von der du sprichst! — Ach, das ist ja eben die entsetzlichste Folge unserer Entartung nach dem Sündenfall, daß diese Erkenntnis uns fehlt!" „Viele," unterbrach Franz den Freund, „viele sind berufen und wenige auserwählt! Glaubst du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch schönere Ahnen der Wunder unseres Lebens manchem verliehen ist wie ein besonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die wir uns verlieren könnten, heraufzuspringen in den heitren Augenblick, werf' ich euch das skurrile Gleichnis hin, daß Menschen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu schauen, mir wohl wie die Fledermäuse bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen sechsten Sinn entdeckte, der als schalkhafter Stellvertreter nicht allein alles, sondern viel mehr ausrichtet als alle übrige Sinne zusammengenommen." „Ho ho," rief Franz lächelnd,

„so wären denn die Fledermäuse eigentlich recht die gebornen natürlichen Somnambulen! Doch in dem heitern Augenblick, dessen du gedachtest, will ich Posto fassen und bemerken, daß jener sechste bewundrungswürdige Sinn vermag an jeder Erscheinung, sei es Person, Tat oder Begebenheit, sogleich dasjenige Exzentrische zu schauen, zu dem wir in unserm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was ist denn aber gewöhnliches Leben? — Ach, das Drehen in dem engen Kreise, an den unsere Nase überall stößt, und doch will man wohl Courbetten versuchen im taktmäßigen Paßgang des Alltagsgeschäfts. Ich kenne jemanden, dem jene Sehergabe, von der wir sprechen, ganz vorzüglich eigen scheint. Daher kommt es, daß er oft unbekannten Menschen, die irgend etwas Verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, tagelang nachläuft, daß er über eine Begebenheit, über eine Tat, leichthin erzählt, keiner Beachtung wert und von niemanden beachtet, tiefsinnig wird, daß er antipodische Dinge zusammenstellt und Beziehungen herausfantasiert, an die niemand denkt." Lelio rief laut: „Halt, halt, das ist ja unser Theodor, der ganz was Besonderes im Kopfe zu haben scheint, da er mit solch seltsamen Blicken in das Blaue herausschaut." „In der Tat," fing Theodor an, der so lange geschwiegen, „in der Tat waren meine Blicke seltsam, solang darin der Reflex des wahrhaft Seltsamen, das ich im Geiste schaute. Die Erinnerung eines unlängst erlebten Abenteuers" — „O erzähle, erzähle," unterbrachen ihn die Freunde. „Erzählen," fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl, doch muß ich zuvörderst dir, lieber Lelio, sagen, daß du die Beispiele, die meine Sehergabe dartun sollten, ziemlich schlecht wähltest. Aus Eberhards Synonymik mußt du wissen, daß wunderlich alle Äußerungen der Erkenntnis und des Begehrens genannt werden, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen, wunderbar aber dasjenige heißt, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu übersteigen

oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu sein scheint. Daraus wirst du entnehmen, daß du vorhin rücksichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechselteſt. Aber gewiß iſt es, daß das anſcheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren ſproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht ſehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüten hervorſproſſen. In dem Abenteuer, das ich euch mitteilen will, miſcht ſich beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht ſchauerliche Weiſe." Mit dieſen Worten zog Theodor ſein Taſchenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerlei Notizen von ſeiner Reiſe her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dies Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mitteilung nicht unwert ſcheint:

Ihr wißt (ſo fing Theodor an), daß ich den ganzen vorigen Sommer in ***n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemütliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft, das alles hielt mich feſt. Nie war ich heitrer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln und mich an jedem ausgehängten Kupferſtich, an jedem Anſchlagzettel zu ergötzen oder die mir begegnenden Geſtalten zu betrachten, ja wohl manchem in Gedanken das Horoſkop zu ſtellen, hing ich hier mit Leidenſchaft nach, da nicht allein der Reichtum der ausgeſtellten Werke der Kunſt und des Luxus ſondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderſtehlich mich dazu antrieb. Die mit Gebäuden jener Art eingeſchloſſene Allee, welche nach dem ***ger Tore führt, iſt der Sammelplatz des höheren, durch Stand oder Reichtum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeſchoß der hohen breiten Paläſte werden meiſtenteils Waren des Luxus feilgeboten, indes in den obern Stockwerken Leute der beſchriebenen Klaſſe hauſen. Die vornehmſten Gaſthäuſer liegen in dieſer Straße, die fremden Geſandten wohnen

meiſtens darin, und ſo könnt ihr denken, daß hier ein beſonderes Leben und Regen mehr als in irgend einem andern Teile der Reſidenz ſtattfinden muß, die ſich eben auch hier volkreicher zeigt, als ſie es wirklich iſt. Das Zudrängen nach dieſem Orte macht es, daß mancher ſich mit einer kleineren Wohnung, als ſein Bedürfnis eigentlich erfordert, begnügt, und ſo kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht. Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche ſeltſame Weiſe von allen übrigen abſtach. Denkt euch ein niedriges, vier Fenſter breites, von zwei hohen ſchönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, deſſen Stock über dem Erdgeſchoß nur wenig über die Fenſter im Erdgeſchoß des nachbarlichen Hauſes hervorragt, deſſen ſchlecht verwahrtes Dach, deſſen zum Teil mit Papier verklebte Fenſter, deſſen farbloſe Mauern von gänzlicher Verwahrloſung des Eigentümers zeugen. Denkt euch, wie ſolch ein Haus zwiſchen mit geſchmackvollem Luxus ausſtaffierten Prachtgebäuden ſich ausnehmen muß. Ich blieb ſtehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenſter dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenſter des Erdgeſchoſſes eine Mauer aufgeführt ſchien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Torwege, der an der Seite angebracht zugleich zur Haustüre diente, fehlte, und daß an dem Torwege ſelbſt nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieſes Haus ganz unbewohnt ſein müſſe, da ich niemals, niemals, ſo oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menſchlichen Weſens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieſer Gegend der Stadt! Eine wunderliche Erſcheinung, und doch findet das Ding vielleicht darin ſeinen natürlichen einfachen Grund, daß der Beſitzer, auf einer lange dauernden Reiſe begriffen oder auf fernen Gütern hauſend, dies Grundſtück weder vermieten noch veräußern mag, um, nach ***n zurückkehrend, augenblicklich ſeine Wohnung dort aufſchlagen zu können. — So dacht' ich, und doch weiß ich

selbst nicht, wie es kam, daß bei dem öden Hause vorüberschreitend ich jedesmal wie festgebannt stehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht sowohl vertiefen als verstricken mußte. — Ihr wißt es ja alle, ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, ihr wißt es ja alle, wie ich mich von jeher als Geisterseher gebärdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt seltsame Erscheinungen ins Leben treten wollten, die ihr mit derbem Verstande wegzuleugnen wußtet! — Nun! zieht nur eure schlauen spitzfündigen Gesichter, wie ihr wollt, gern zugestehen darf ich ja, daß ich oft mich selbst recht arg mystifiziert habe, und daß mit dem öden Hause sich dasselbe ereignen zu wollen schien, aber — am Ende kommt die Moral, die euch zu Boden schlägt, horcht nur auf! — Zur Sache! — Eines Tages und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf und ab zu gehen, stehe ich, wie gewöhnlich in tiefen Gedanken hinstarrend, vor dem öden Hause. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzusehen, daß jemand neben mir sich hingestellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es ist Graf P., der sich schon in vieler Hinsicht als mir geistesverwandt kundgetan hat, und sogleich ist mir nichts gewisser, als daß auch ihm das Geheimnisvolle des Hauses aufgegangen war. Um so mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem seltsamen Eindruck sprach, den dies verödete Gebäude hier in der belebtesten Gegend der Residenz auf mich gemacht hatte, er sehr ironisch lächelte, bald war aber alles erklärt. Graf P. war viel weiter gegangen als ich, aus manchen Bemerkungen, Kombinationen ꝛc. hatte er die Bewandtnis herausgefunden, die es mit dem Hause hatte, und eben diese Bewandtnis lief auf eine solche ganz seltsame Geschichte heraus, die nur die lebendigste Fantasie des Dichters ins Leben treten lassen konnte. Es wäre wohl recht, daß ich euch die Geschichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mitteilte, doch schon jetzt fühle ich mich durch das, was sich wirklich mit mir zutrug, so gespannt, daß ich unaufhaltsam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zu

Mute, als er mit der Geschichte fertig erfuhr, daß das verödete Haus nichts anders enthalte als die Zuckerbäckerei des Konditors, dessen prachtvoll eingerichteter Laden dicht anstieß. Daher waren die Fenster des Erdgeschosses, wo die Öfen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebacknen im obern Stock bestimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefer verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dies mitteilte, so wie er die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigstens der allem Poetischen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und schmerzhaft bei der Nase. – Unerachtet der prosaischen Aufklärung mußte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hause hinschauen, und noch immer gingen im leisen Frösteln, das mir durch die Glieder bebte, allerlei seltsame Gebilde von dem auf, was dort verschlossen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte usw. gewöhnen. Eine seltsame Ideen-Kombination ließ mir das alles erscheinen wie süßes beschwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erschrecken Sie nicht, Bester! wir alle sind liebe, süße Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein bißchen einschlagen." Dann dachte ich wieder: „Bist du nicht ein recht wahnsinniger Tor, daß du das Gewöhnlichste in das Wunderbare zu ziehen trachtest, schelten deine Freunde dich nicht mit Recht einen überspannten Geisterseher?" – Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Bestimmung auch nicht anders sein konnte, immer unverändert, und so geschah es, daß mein Blick sich daran gewöhnte und die tollen Gebilde, die sonst ordentlich aus den Mauern hervorzuschweben schienen, allmählich verschwanden. Ein Zufall weckte alles, was eingeschlummert, wieder auf. – Daß, unerachtet ich mich, so gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt ihr euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren festhält, wohl denken. So geschah es, daß ich eines

Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsstunde in der Allee lustwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenster des öden Hauses richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenster dicht neben dem Konditorladen sich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorschein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, schön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit gerundeten Arm. Die Hand setzte eine hohe, seltsam geformte Krystallflasche hin auf die Fensterbank und verschwand hinter dem Vorhange. Erstarrt blieb ich stehen, ein sonderbar bänglich wonniges Gefühl durchströmte mit elektrischer Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich herauf nach dem verhängnisvollen Fenster, und wohl mag ein sehnsuchtsvoller Seufzer meiner Brust entflohen sein. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menschen allerlei Standes, die so wie ich mit neugierigen Gesichtern heraufguckten. Das verdroß mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptstadtvolk jenem gleiche, das zahllos vor dem Hause versammelt nicht zu gaffen und sich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem sechsten Stock herabgestürzt, ohne eine Masche zu zerreißen. — Ich schlich mich leise fort, und der prosaische Dämon flüsterte mir sehr vernehmlich in die Ohren, daß soeben die reiche, sonntäglich geschmückte Konditorsfrau eine geleerte Flasche feinen Rosenwassers o. s. auf die Fensterbank gestellt. — Seltner Fall! — mir kam urplötzlich ein sehr gescheuter Gedanke. — Ich kehrte um und geradezu ein in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hause nachbarlichen Konditors. — Mit kühlendem Atem den heißen Schaum von der Chokolade wegblasend fing ich leicht hingeworfen an: „In der Tat, Sie haben da nebenbei Ihre Anstalt sehr schön erweitert.“ — Der Konditor warf noch schnell ein paar bunte Bonbons in die Viertel-Tüte, und diese dem lieblichen Mädchen,

das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er sich mit aufgestemmtem Arm weit über den Ladentisch herüber und schaute mich mit solch lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verstanden. Ich wiederholte, daß er sehr zweckmäßig in dem benachbarten Hause seine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düster und traurig absteche. „Ei, mein Herr!" fing nun der Konditor an, „wer hat Ihnen denn gesagt, daß das Haus nebenan uns gehört? — Leider blieb jeder Versuch, es zu akquirieren, vergebens, und am Ende mag es auch gut sein, denn mit dem Hause nebenan hat es eine eigne Bewandtnis." — Ihr, meine treuen Freunde, könnt wohl denken, wie mich des Konditors Antwort spannte, und wie sehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hause zu sagen. „Ja, mein Herr!" sprach er, „recht Sonderliches weiß ich selbst nicht davon, soviel ist aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und seit vielen Jahren nicht in ***n gewesen ist. Als noch keins der Prachtgebäude existierte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dies Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesichert. Nur zwei lebendige Wesen hausen darin, ein steinalter menschenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher, lebenssatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage soll es in dem öden Gebäude häßlich spuken, und in der Tat, mein Bruder (der Besitzer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unser Geschäft hier im Laden wach erhielt, oft seltsame Klagelaute vernommen, die offenbar sich hier hinter der Mauer im Nebenhause erhoben. Und dann fing es an, so häßlich zu scharren und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zumute wurde. Auch ist es nicht lange her, daß sich zur Nachtzeit ein solch sonderbarer Gesang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beschreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die

wir vernahmen, aber die Töne waren so gellend klar und liefen in bunten Kadenzen und langen schneidenden Trillern so hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutschland soviel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war so, als würden französische Worte gesungen, doch konnt' ich das nicht genau unterscheiden und überhaupt das tolle gespenstige Singen nicht lange anhören, denn mir standen die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräusch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervor zu dröhnen scheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hause nebenan so seufzt und lacht. — Bemerken Sie" — (er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durchs Fenster) „bemerken Sie jene eiserne Röhre, die aus der Mauer hervorragt, die raucht zuweilen so stark, selbst im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder schon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der sich aber damit entschuldigt, daß er sein Essen koche, was der aber essen mag, das weiß der Himmel, denn oft verbreitet sich, eben wenn jene Röhre recht stark raucht, ein sonderbarer, ganz eigentümlicher Geruch" — Die Glastüre des Ladens knarrte, der Konditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinnickend, einen bedeutenden Blick zu. — Ich verstand ihn vollkommen. Konnte denn die sonderbare Gestalt jemand anders sein als der Verwalter des geheimnisvollen Hauses? — Denkt euch einen kleinen dürren Mann mit einem mumienfarbnen Gesichte, spitzer Nase, zusammengekniffenen Lippen, grünfunkelnden Katzenaugen, stetem wahnsinnigem Lächeln, altmodig mit aufgetürmtem Toupet und Klebelöckchen, frisiertem, stark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Postillon d'Amour, kaffeebraunem altem verbleichtem, doch wohlgeschontem, gebürstetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abgestumpften Schuhen mit Steinschnällchen. Denkt euch, daß diese kleine dürre Figur doch,

vorzüglich was die übergroßen Fäuste mit langen starken Fingern betrifft, robust geformt ist und kräftig nach dem Ladentisch hinschreitet, dann aber, stets lächelnd und starr hinschauend nach den in Krystallgläsern aufbewahrten Süßigkeiten, mit ohnmächtiger klagender Stimme herausweint: „Ein paar eingemachte Pomeranzen – ein paar Makronen – ein paar Zuckerkastanien usw.“ Denkt euch das und urteilt selbst, ob hier Grund war, Seltsames zu ahnen oder nicht. Der Konditor suchte alles, was der Alte gefordert, zusammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar,“ jammerte der seltsame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen ledernen Beutel aus der Tasche und suchte mühsam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentisch aufzählte, aus verschiedenen alten, zum Teil schon ganz aus dem gewöhnlichen Kurs gekommenen Münzsorten bestand. Er tat dabei sehr kläglich und murmelte: „Süß – süß – süß soll nun alles sein – süß meinethalben; der Satan schmiert seiner Braut Honig ums Maul – puren Honig.“ Der Konditor schaute mich lachend an und sprach dann zu dem Alten: „Sie scheinen nicht recht wohl zu sein, ja, ja das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr.“ Ohne die Miene zu ändern, rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? – Alter? – Kräfte abnehmen? – Schwach – matt werden! Ho ho – ho ho – ho ho!“ Und damit schlug er die Fäuste zusammen, daß die Gelenke knackten, und sprang, in der Luft ebenso gewaltig die Füße zusammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläser zitternd erklangen. Aber in dem Augenblick erhob sich auch ein gräßliches Geschrei, der Alte hatte den schwarzen Hund getreten, der hinter ihm hergeschlichen, dicht an seine Füße geschmiegt, auf dem Boden lag. „Verruchte Bestie! satanischer Höllenhund,“ stöhnte leise im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone hin. Der Hund, der in ein menschliches Weinen ausgebrochen, war sogleich still, setzte sich auf die Hinterpfoten und knapperte

an der Makrone wie ein Eichhörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit seiner Makrone, der Alte mit dem Verschließen und Einstecken seiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar," sprach er jetzt, reichte dem Konditor die Hand und drückte die des Konditors so, daß er laut aufschrie vor Schmerz. „Der alte schwächliche Greis wünscht Ihnen eine gute Nacht, bester Herr Nachbar Konditor," wiederholte er dann und schritt zum Laden heraus, hinter ihm der schwarze Hund, mit der Zunge die Makronenreste vom Maule wegleckend. Mich schien der Alte gar nicht bemerkt zu haben, ich stand da ganz erstarrt vor Erstaunen. „Sehn Sie," fing der Konditor an, „sehen Sie, so treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigstens in vier Wochen zwei, dreimal, aber nichts ist aus ihm herauszubringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet und jeden Tag (schon seit vielen Jahren) die Gräflich S—sche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermietet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit, da sprach er aber sehr gelassen: „Ja! — die Leute sagen alle, es spuke im Hause, glauben Sie es aber nicht, es tut nicht wahr sein." — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, diesen Laden zu besuchen, die Tür öffnete sich, elegante Welt strömte hinein, und ich konnte nicht weiter fragen. —

So viel stand nun fest, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigentum und die Benutzung des Hauses falsch waren, daß der alte Verwalter dasselbe seines Leugnens unerachtet nicht allein bewohnte, und daß ganz gewiß irgend ein Geheimnis vor der Welt dort verhüllt werden sollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem seltsamen schauerlichen Gesange mit dem Erscheinen des schönen Arms am Fenster in Verbindung setzen? Der Arm saß nicht, konnte nicht sitzen an dem Leibe eines alten verschrumpften Weibes, der Gesang nach des Konditors Beschreibung nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens

kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entschieden, konnt' ich leicht mich selbst überreden, daß vielleicht nur eine akustische Täuschung die Stimme alt und gellend klingen lassen, und daß ebenso vielleicht nur des vom Graulichen befangenen Konditors trügliches Ohr die Töne so vernommen. – Nun dacht' ich an den Rauch, den seltsamen Geruch, an die wunderlich geformte Kryſtallflasche, die ich sah, und bald stand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geschöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Herenmeister, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflich S–schen Familie geworden nun auf seine eigne Hand in dem verödeten Hause Unheilbringendes Wesen trieb. Meine Fantasie war im Arbeiten, und noch in selbiger Nacht, nicht sowohl im Traum, als im Delirieren des Einschlafens, sah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmütig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Gestalt eines Mädchens in voller anmutiger Jugendblüte hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Kryſtallflasche, die die Gestalt in den Händen hielt, in sich kreiselndem Gewirbel emporstieg. „O, du holdes Zauberbild," rief ich voll Entzücken, „o, du holdes Zauberbild, tu' es mir kund, wo du weilst, was dich gefangen hält? – O, wie du mich so voll Wehmut und Liebe anblickst! – Ich weiß es, die schwarze Kunst ist es, die dich befangen, du bist die unglückselige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen alles zerschmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem sie den satanischen Murki im Fünfachteltakt abgeheult. – O, ich weiß ja alles, du holdes, anmutiges Wesen! – Der Diamant ist der Reflex innerer Glut! – ach,

hätt'st du ihn nicht mit deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er so funkeln, so tausendfarbig strahlen in den allerherrlichsten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen. – Aber ich weiß es wohl, das Band, was deinen Arm umschlingt, ist das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune spricht, sie sei magnetisch – Glaub' es nicht, Herrliche! – ich sehe ja, wie sie herabhängt in die von blauem Feuer glühende Retorte. – Die werf' ich um, und du bist befreit! – Weiß ich denn nicht alles – weiß ich denn nicht alles, du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! – nun öffne den Rosenmund, o sage" – In dem Augenblick griff eine knotige Faust über meine Schulter weg nach der Krystallflasche, die in tausend Stücke zersplittert in der Luft verstäubte. Mit einem leisen Ton dumpfer Wehklage war die anmutige Gestalt verschwunden in finstrer Nacht. – Ha! – ich merk' es an euerm Lächeln, daß ihr schon wieder in mir den träumerischen Geisterseher findet, aber versichern kann ich euch, daß der ganze Traum, wollt ihr nun einmal nicht abgeben von dieser Benennung, den vollendeten Charakter der Vision hatte. Doch da ihr fortfahrt, mich so im prosaischen Unglauben anzulächeln, so will ich lieber gar nichts mehr davon sagen, sondern nur rasch weitergehen. – Kaum war der Morgen angebrochen, als ich voll Unruhe und Sehnsucht nach der Allee lief und mich hinstellte vor das öde Haus! – Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalousien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menschenleer, ich trat dicht an die Fenster des Erdgeschosses und horchte und horchte, aber kein Laut ließ sich hören, still blieb es wie im tiefen Grabe. – Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte sich, ich mußte fort. Was soll ich euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umschlich, ohne auch nur das mindeste zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forschen zu keiner bestimmten Notiz führte, und wie endlich das schöne Bild meiner Vision zu verblassen begann. – Endlich, als ich einst am späten Abend von einem Spaziergange heim-

kehrend bei dem öden Hause herangekommen, bemerkte ich, daß das Tor halb geöffnet war; ich schritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entschluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrat Binder hier in diesem Hause?" So frug ich den Alten, indem ich, ihn beinahe zurückdrängend, in den von einer Lampe matt erleuchteten Vorsaal trat. Der Alte blickte mich an mit seinem stehenden Lächeln und sprach leise und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt, wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. — Aber die Leute sagen, es spuke hier in diesem Hause, jedoch kann ich versichern, daß es nicht wahr ist, es ist ein ruhiges, hübsches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und — Gute Nacht, mein lieber Herr!" — Damit manövrierte mich der Alte zum Hause hinaus und verschloß hinter mir das Tor. Ich vernahm, wie er keuchend und hustend mit dem klirrenden Schlüsselbunde über den Flur wegscharrte und dann Stufen, wie mir vorkam, herabstieg. Ich hatte in der kurzen Zeit so viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt, und wie ein Saal mit großen, mit rotem Damast beschlagenen Lehnsesseln möbliert war, welches denn doch ganz verwunderlich aussah.

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnisvolle Haus, die Abenteuer auf! — Denkt euch, denkt euch, sowie ich den andern Tag in der Mittagsstunde die Allee durchwandere und mein Blick schon in der Ferne sich unwillkürlich nach dem öden Hause richtet, sehe ich an dem letzten Fenster des obern Stocks etwas schimmern. — Näher getreten bemerke ich, daß die äußere Jalousie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen ist. Der Diamant funkelt mir entgegen. — O Himmel! gestützt auf den Arm blickt mich wehmütig flehend jenes Antlitz meiner Vision an. — War es möglich, in der auf und abwogenden Masse stehen zu bleiben? — In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Lustwandler in der Allee in der Richtung des öden Hauses, wiewohl man sich darauf nieder-

lassend dem Hause den Rücken kehrte, angebracht war. Schnell sprang ich in die Allee, und mich über die Lehne der Bank wegbeugend, konnt' ich nun ungestört nach dem verhängnisvollen Fenster schauen. Ja! Sie war es, das anmutige, holdselige Mädchen, Zug für Zug! – Nur schien ihr Blick ungewiß. – Nicht nach mir, wie es vorhin schien, blickte sie, vielmehr hatten die Augen etwas Totstarres, und die Täuschung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich gewesen, hätten sich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt. Ganz versunken in den Anblick des verwunderlichen Wesens am Fenster, das mein Innerstes so seltsam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italienischen Tabulettkrämers gehört, der mir vielleicht schon lange unaufhörlich seine Waren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; schnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen. Noch gar nichts habe er heute verdient, nur ein paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnstocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Überlästigen nur geschwind los zu werden, griff ich in die Tasche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!" zog er den untersten Schub seines Kastens heraus und hielt mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schub unter andern Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vor. – Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenster und in den schärfsten, deutlichsten Zügen die holde Engelsgestalt meiner Vision. – Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen. – Doch, indem ich nun länger und länger das Gesicht im Fenster anblickte, wurd' ich von einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrsucht nicht sowohl mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können

von dem Spiegel. Mit Beschämung muß ich euch bekennen, daß mir jenes Ammenmärchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wart'frau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüsten ließ, abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer stehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie sagte nämlich, wenn Kinder nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen. Mir war das ganz entsetzlich graulich, aber in vollem Grausen konnt' ich doch oft nicht unterlassen, wenigstens nach dem Spiegel hinzublinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Gesicht. Einmal glaubt' ich ein Paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu sehen, ich schrie auf und stürzte dann ohnmächtig nieder. In diesem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt ist es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz, alles dieses tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir schleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Gestalt an — ja, ihr Blick war auf mich gerichtet und strahlte bis ins Herz hinein. — Jenes Grausen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz süßer Sehnsucht, die mich mit elektrischer Wärme durchglüht. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," sprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Gesichter erblickte. Mehrere Personen hatten auf derselben Bank Platz genommen, und nichts war gewisser, als daß ich ihnen mit dem starren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen seltsamen Gesichtern, die ich in meinem exaltiertem Zustande schnitt, auf meine Kosten ein ergötzliches Schauspiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber sagen

Sie mir, was soll das wahnsinnige Hineinstarren, erscheinen Ihnen Geister" ꝛc. Der Mann, schon ziemlich hoch in Jahren, sehr sauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmütiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anstand, ihm geradehin zu sagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenster des öden Hauses gelegen. — Noch weiter ging ich, ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz gesehen. „Dort drüben? — in dem alten Hause — in dem letzten Fenster?" so fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings," sprach ich; da lächelte der Alte sehr und fing an: „Nun das ist doch eine wunderliche Täuschung — nun, meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten Augen. Ei ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübsche Gesicht dort im Fenster gesehen, aber es war ja ein, wie es mir schien, recht gut und lebendig in Öl gemaltes Portrait." Schnell drehte ich mich um nach dem Fenster, alles war verschwunden, die Jalousie heruntergelassen. „Ja!" fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun ist's zu spät, sich davon zu überzeugen, denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Kastellan das Absteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgestäubt, vom Fenster fort und ließ die Jalousie herunter." „War es denn gewiß ein Bild?" fragte ich nochmals ganz bestürzt. „Trauen Sie meinen Augen," erwiderte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel sahen, vermehrte gewiß sehr die optische Täuschung und — wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines schönen Mädchens kraft meiner Fantasie ins Leben gerufen?" „Aber Hand und Arm bewegten sich doch," fiel ich ein. „Ja, ja, sie regten sich, alles regte sich," sprach der Alte, lächelnd und sanft mich auf die Schulter klopfend. Dann stand er auf und verließ mich, höflich sich verbeugend, mit den Worten: „Nehmen Sie sich doch vor Taschenspiegeln in acht, die so häßlich lügen. — Ganz gehorsamster

Diener.“ – Ihr könnt denken, wie mir zu Mute war, als ich mich so als einen törichten, blödsichtigen Fantasten behandelt sah. Mir kam die Überzeugung, daß der Alte recht hatte, und daß nur in mir selbst das tolle Gaukelspiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hause, zu meiner eignen Beschämung, so garstig mystifizierte.

Ganz voller Unmut und Verdruß lief ich nach Hause, fest entschlossen, mich ganz loszusagen von jedem Gedanken an die Mysterien des öden Hauses und wenigstens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden. Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geschäfte am Schreibtisch, an den Abenden aber geistreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreise festhielten, so muß es wohl geschehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimnisse dachte. Nur begab es sich in dieser Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnisvolle Wesen, das ich in meiner Vision und in dem Fenster des öden Hauses erblickt, mich geweckt hatte. Ja selbst während der Arbeit, während der lebhaftesten Unterhaltung mit meinen Freunden, durchfuhr mich oft plötzlich ohne weitern Anlaß jener Gedanke wie ein elektrischer Blitz. Doch waren dies nur schnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taschenspiegel, der mir so täuschend das anmutige Bildnis reflektiert, hatte ich zum prosaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde festzuknüpfen. So geschah es, daß er mir, als ich einst dies wichtige Geschäft abtun wollte, blind schien und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu polieren. – Alle meine Pulse stockten, mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen! – ja, so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, sowie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenem wehmütigem, das Herz durchbohrendem Blick anschaute! – Ihr lacht? – Ihr seid mit mir fertig, ihr

haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber sprecht, denkt, was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber sowie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funkeln des Spiegels. — Ich will euch nicht ermüden, ich will euch nicht herzählen alle Momente, die sich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervorzurufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnsinnig auf und ab vor dem öden Hause und starrte in die Fenster, aber kein menschliches Wesen wollte sich zeigen. — Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgestorben für mich, ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien. — Dieser Zustand, wollte er in mildern Schmerz, in träumerische Sehnsucht übergehen, ja schien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchsten Spitze gesteigert durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entsetzen denke. — Da ich von einem Seelenzustande rede, der mich hätte ins Verderben stürzen können, so ist für euch, ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu bespötteln, hört und fühlt mit mir, was ich ausgestanden. — Wie gesagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Übelbefinden, die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich sie zu erfassen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weise vor, ich sei selbst die Gestalt und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Brustschmerz und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine das innerste Mark wegzehrende Erschöpfung hinterließ. In diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt, und trat dann das Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, so mag ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir sonst fremder physischer Reiz verband. —

Dieſe ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein, blaß wie der Tod und zerſtört im ganzen Weſen ſchwankte ich umher, meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zuſtand, ſo wie ich es nur vermochte, ernſtlich nachzuſinnen. War es Abſicht oder Zufall, daß einer der Freunde, welcher Arzneikunde ſtudierte, bei einem Beſuch Reils Buch über Geiſteszerrüttungen zurückließ. Ich fing an zu leſen, das Werk zog mich unwiderſtehlich an, aber wie ward mir, als ich in allem, was über fixen Wahnſinn geſagt wird, mich ſelbſt wiederfand! — Das tiefe Entſetzen, das ich, mich ſelbſt auf dem Wege zum Tollhauſe erblickend, empfand, brachte mich zur Beſinnung und zum feſten Entſchluß, den ich raſch ausführte. Ich ſteckte meinen Taſchenſpiegel ein und eilte ſchnell zu dem Doktor K., berühmt durch ſeine Behandlung und Heilung der Wahnſinnigen, durch ſein tieferes Eingehen in das pſychiſche Prinzip, welches oft ſogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm alles, ich verſchwieg ihm nicht den kleinſten Umſtand und beſchwor ihn mich zu retten von dem ungeheuern Schickſal, von dem bedroht ich mich glaubte. Er hörte mich ſehr ruhig an, doch bemerkte ich wohl in ſeinem Blick tiefes Erſtaunen. „Noch," fing er an, „noch iſt die Gefahr keineswegs ſo nahe, als Sie glauben, und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich ſie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weiſe pſychiſch angegriffen ſind, leidet gar keinen Zweifel, aber die völlige klare Erkenntnis dieſes Angriffs irgend eines böſen Prinzips gibt Ihnen ſelbſt die Waffen in die Hand, ſich dagegen zu wehren. Laſſen Sie mir Ihren Taſchenſpiegel, zwingen Sie ſich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geiſteskräfte in Anſpruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, ſolange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spaziergange, fort in die Geſellſchaft Ihrer Freunde, die Sie ſo lange vermißt. Eſſen Sie nahrhafte Speiſen, trinken Sie ſtarken kräftigen Wein. Sie

ſehen, daß ich bloß die fixe Idee, das heißt, die Erſcheinung des Sie betörenden Antlitzes im Fenſter des öden Hauſes und im Spiegel vertilgen, Ihren Geiſt auf andere Dinge leiten und Ihren Körper ſtärken will. Stehen Sie ſelbſt meiner Abſicht redlich bei." – Es wurde mir ſchwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn ſchon genommen, ſchien es zu bemerken, er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?" „Nicht das Mindeſte," erwiderte ich, wie es ſich auch in der Tat verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an," ſprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich tat es, das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. „Da iſt ſie," rief ich laut. Der Arzt ſchaute hinein und ſprach dann: „Ich ſehe nicht das Mindeſte, aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel ſahe, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin und eben deshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Verſuch." Ich tat es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte ſeine Hand auf dem Rückenwirbel. – Die Geſtalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel ſchauend, erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, ſchauete nochmals hinein, verſchloß ihn in dem Pult und kehrte erſt, als er einige Sekunden hindurch die Hand vor der Stirn ſchweigend dageſtanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie," fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorſchriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie, außer ſich ſelbſt geſetzt, Ihr eignes Ich in phyſiſchem Schmerz fühlten, mir noch ſehr geheimnisvoll ſind, aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber ſagen zu können." – Mit feſtem, unabänderlichem Willen, ſo ſchwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorſchriften des Arztes gemäß, und ſo ſehr ich auch bald den wohltätigen Einfluß anderer Geiſtesanſtrengung und der übrigen verordneten Diät verſpürte, ſo blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die mittags um zwölf Uhr, viel ſtärker aber

nachts um zwölf Uhr sich einzustellen pflegten. Selbst in munterer Gesellschaft bei Wein und Gesang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres spitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geistes reichte dann nicht hin zum Widerstande, ich mußte mich entfernen und durfte erst wiederkehren, wenn ich aus dem ohnmachtähnlichen Zustande erwacht. – Es begab sich, daß ich mich einst bei einer Abendgesellschaft befand, in der über psychische Einflüsse und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetismus gesprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten psychischen Prinzips, sie wurde aus vielen Beispielen bewiesen, und vorzüglich führte ein junger dem Magnetismus ergebener Arzt an, daß er wie mehrere andere oder vielmehr wie alle kräftige Magnetiseurs es vermöge, aus der Ferne bloß durch den festfixierten Gedanken und Willen auf seine Somnambulen zu wirken. Alles was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber gesagt haben, kam nach und nach zum Vorschein. „Das Wichtigste," fing endlich einer der Anwesenden, ein als scharfsinniger Beobachter bekannter Mediziner, an, „das Wichtigste von allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimnis, das wir als gemeine schlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimnis erkennen wollen, zu erschließen scheint. Nur müssen wir freilich behutsam zu Werke gehn. – Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja unsere Ideenkette zerreißend, irgend eine Person oder wohl gar das treue Bild irgend einer Begebenheit so lebendig, so sich unsers ganzen Ichs bemeisternd uns in den Sinn kommt, daß wir selbst darüber erstaunen. Am merkwürdigsten ist es, daß wir oft im Traume auffahren. Das ganze Traumbild ist in den schwarzen Abgrund versunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden versetzt und plötzlich scheinbar uns ganz fremd gewordene Personen, an die wir seit Jahren nicht mehr dachten, uns entgegenführt. Ja,

noch mehr! oft schauen wir auf eben die Weise ganz fremde unbekannte Personen, die wir vielleicht Jahre nachher erst kennen lernen. Das bekannte: ‚Mein Gott, der Mann, die Frau kommt mir so zum Erstaunen bekannt vor, ich dächt', ich hätt' ihn, sie, schon irgendwo gesehen,' ist vielleicht, da dies oft schlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein solches Traumbild. Wie, wenn dies plötzliche Hineinspringen fremder Bilder in unsere Ideenreihe, die uns gleich mit besonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes psychisches Prinzip veranlaßt würde? Wie, wenn es dem fremden Geiste unter gewissen Umständen möglich wäre, den magnetischen Rapport auch ohne Vorbereitung so herbeizuführen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?" „So kämen wir," fiel ein anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verherungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unsinnigen abergläubischen Fantastereien längst verjährter alberner Zeit." „Ei," unterbrach der Mediziner den Ungläubigen, „keine Zeit kann verjähren, und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menschen zu denken sich unterfangen mögen, mithin auch die unsrige, für albern erkennen wollen. — Es ist ein eignes Ding, etwas geradezu wegleugnen zu wollen, was oft sogar durch streng juristisch geführten Beweis festgestellt ist, und so wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunklen geheimnisvollen Reiche, welches unseres Geistes Heimat ist, auch nur ein einziges, unserm blödem Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, so ist doch so viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht versagt hat. Wir suchen, verblindet wie wir sind, uns weiter zu arbeiten auf finstern Wegen. Aber so wie der Blinde auf Erden an dem flüsternden Rauschen der Bäume, an dem Murmeln und Plätschern des Wassers die Nähe des Waldes, der ihn in seinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durstenden labt, erkennt und so das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, so ahnen wir an dem

tönenden Flügelschlag unbekannter, uns mit Geisteratem berührender Wesen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unsere Augen sich auftun!" – Ich konnte mich nicht länger halten: „Sie statuieren also," wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geistigen Prinzips, dem man sich willenlos fügen muß?" „Ich halte," erwiderte der Mediziner, „ich halte, um nicht zu weit zu gehen, diese Einwirkung nicht allein für möglich, sondern auch andern, durch den magnetischen Zustand deutlicher gewordenen Operationen des psychischen Prinzips für ganz homogen." „So könnt' es auch," fuhr ich fort, „dämonischen Kräften verstattet sein, feindlich verderbend auf uns zu wirken?" „Schnöde Kunststücke gefallner Geister," erwiderte der Mediziner lächelnd. – „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt' ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keineswegs an unbedingte Herrschaft eines geistigen Prinzips über das andere glauben, sondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens, oder eine Wechselwirkung stattfinden muß, die jener Herrschaft Raum gibt." „Nun erst," fing ein ältlicher Mann an, der so lange geschwiegen und nur aufmerksam zugehört, „nun erst kann ich mich mit Ihren seltsamen Gedanken über Geheimnisse, die uns verschlossen bleiben sollen, einigermaßen befreunden. Gibt es geheimnisvolle tätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geistigen Organism Kraft und Mut zum sieghaften Widerstande rauben. Mit einem Wort, nur geistige Krankheit – die Sünde macht uns untertan dem dämonischen Prinzip. Merkwürdig ist es, daß von den ältesten Zeiten her die den Menschen im Innersten verstörendste Gemütsbewegung es war, an der sich dämonische Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll sind. In tollen Hexenprozessen kommt immer dergleichen vor, und selbst in dem Gesetzbuch eines

sehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestrünken gehandelt, die insofern auch rein psychisch zu wirken bestimmt sind, als sie nicht Liebeslust im allgemeinen erwecken, sondern unwiderstehlich an eine bestimmte Person bannen sollen. Ich werde in diesen Gesprächen an eine tragische Begebenheit erinnert, die sich in meinem eignen Hause vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unser Land mit seinen Truppen überschwemmt hatte, wurde ein Obrister von der italienischen Nobelgarde bei mir einquartiert. Er war einer von den wenigen Offizieren der sogenannten großen Armee, die sich durch ein stilles bescheidnes edles Betragen auszeichneten. Sein todbleiches Gesicht, seine düstern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermut. Nur wenige Tage war er bei mir, als sich auch der besondere Zufall kund tat, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf seinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Brust oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr sprechen, er war genötigt sich in den Sofa zu werfen, dann aber verloren plötzlich seine Augen die Sehkraft, und er erstarrte zur bewußtlosen Bildsäule. Mit einem Ruck, wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch sich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm sandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetisch, und dies schien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablassen mußte, da er selbst beim Magnetisieren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Übelseins ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obristen Zutrauen gewonnen, und dieser sagte ihm, daß in jenen Momenten sich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe, die er in Pisa gekannt; dann würde es ihm, als wenn ihre glühenden Blicke in sein Inneres führen, und er fühle die unerträglichsten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtlosigkeit versinke. Aus diesem Zustande bleibe ihm ein dumpfer Kopfschmerz und eine Abspannung, als habe er geschwelgt im Liebesgenuß,

zurück. Nie ließ er sich über die näheren Verhältnisse aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer stand. Die Truppen sollten aufbrechen, gepackt stand der Wagen des Obristen vor der Türe, er frühstückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, stürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war tot. Die Ärzte fanden ihn vom Nervenschlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obristen adressierter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obristen zu erfahren und ihnen Nachricht von seinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Pisa und enthielt ohne Unterschrift die wenigen Worte: ‚Unglückseliger! Heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag sank Antonia, dein trügerisches Abbild mit liebenden Armen umschlingend, tot nieder!‘ — Ich sah den Kalender nach, in dem ich des Obristen Tod angemerkt hatte, und fand, daß Antonias Todesstunde auch die seinige gewesen.“ — Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch seiner Geschichte hinzusetzte; denn in dem Entsetzen, das mich ergriffen, als ich in des italienischen Obristen Zustand den meinigen erkannte, ging mit wütendem Schmerz eine solche wahnsinnige Sehnsucht nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich, davon überwältigt, aufspringen und hineilen mußte nach dem verhängnisvollen Hause. Es war mir in der Ferne, als säh' ich Lichter blitzen durch die festverschlossenen Jalousien, aber der Schein verschwand, als ich näher kam. Rasend vor dürstendem Liebesverlangen stürzte ich auf die Tür; sie wich meinem Druck, ich stand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, schwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor seltsamer Angst und Ungeduld, da ging ein langer schneidender, aus weiblicher Kehle strömender Ton durch das Haus, und ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hellerleuchteten Saale befand, der in altertümlicher Pracht mit vergoldeten Möbeln und seltsamen japanischen

Gefäßen verziert war. Starkduftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu. „Willkommen — willkommen, süßer Bräutigam — die Stunde ist da, die Hochzeit nah!" — So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und ebensowenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, ebensowenig vermag ich zu sagen, wie es sich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Gestalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen, süßer Bräutigam," trat sie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen — und ein gelbes, von Alter und Wahnsinn gräßlich verzerrtes Antlitz starrte mir in die Augen. Von tiefem Entsetzen durchbebt wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperschlange festgezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem greulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, da war es mir, als sei das scheußliche Gesicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als sie laut aufkreischend vor mir zu Boden sank und hinter mir eine Stimme rief: „Hu hu! — treibt schon wieder der Teufel sein Bocksspiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigste, sonst setzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!" — Ich wandte mich rasch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitsche über dem Haupte schwingend. Er wollte losschlagen auf die Alte, die sich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von sich schleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr, der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwischen — fort, fort, fort." — Ich stürzte zum Saal heraus, vergebens sucht' ich in dicker Finsternis die Tür des Hauses. Nun hört' ich die zischenden Hiebe der Peitsche und das Jammergeschrei der Alten. Laut wollte ich um Hülfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen schwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Tür

so hart, daß sie aufsprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer stürzte. An dem Bette, das jemand soeben verlassen zu haben schien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab, der Hausverwalter stürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen," flehte er mit aufgehobenen Händen, „um aller Seligkeit willen, wer Sie auch sein mögen, wie der alte gnädige Hexensatan Sie auch hieher gelockt haben mag, verschweigen Sie, was hier geschehen, sonst komme ich um Amt und Brot! — Die wahnsinnige Exzellenz ist abgestraft und liegt gebunden im Bette. O schlafen Sie doch, geehrtester Herr! recht sanft und süß. — Ja ja, das tun Sie doch fein — eine schöne warme Juliusnacht, zwar kein Mondschein, aber beglückter Sternenschimmer. — Nun ruhige, glückliche Nacht." — Unter diesen Reden war der Alte aufgesprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Türe hinausgeschoben und diese fest verschlossen. Ganz verstört eilt' ich nach Hause, und ihr könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimnis ergriffen, auch nicht den mindesten nur wahrscheinlichen Zusammenhang der Sache mir in den ersten Tagen denken konnte. Nur so viel war gewiß, daß, hielt mich so lange ein böser Zauber gefangen, dieser jetzt in der Tat von mir abgelassen hatte. Alle schmerzliche Sehnsucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermutete Hineingeraten in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyrannischen Wächter einer wahnsinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zustand vielleicht der Welt verborgen bleiben sollte, bestimmt worden, daran war nicht zu zweifeln, wie aber der Spiegel — das tolle Zauberwesen überhaupt — doch weiter — weiter!

Später begab es sich, daß ich in zahlreicher Gesellschaft den

Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend sprach: „Wissen Sie wohl, daß sich die Geheimnisse unseres öden Hauses zu enthüllen anfangen?“ Ich horchte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten sich die Flügeltüren des Eßsaals, man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimnisse, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechanisch der in steifem Zeremoniell sehr langsam daherschreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offnen Platz, der sich uns darbietet, schaue sie nun erst recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreusten Zügen, so daß gar keine Täuschung möglich ist. Daß ich im Innersten erbebte, könnt ihr euch wohl denken, aber ebenso muß ich euch versichern, daß sich auch nicht der leiseste Anklang jener verderblichen wahnsinnigen Liebeswut in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervorrief. — Meine Befremdung, noch mehr, mein Erschrecken muß lesbar gewesen sein in meinem Blick, denn das Mädchen sah mich ganz verwundert an, so daß ich für nötig hielt, mich so, wie ich nur konnte, zusammen zu nehmen und so gelassen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht zweifeln lasse, sie schon irgendwo gesehen zu haben. Die kurze Abfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall sein könne, da sie gestern erst und zwar das erstemal in ihrem Leben nach ***n gekommen, machte mich im eigentlichsten Sinn des Worts etwas verblüfft. Ich verstummte. Nur der Engelsblick, den die holdseligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geistigen Fühlhörner ausstrecken und leise, leise tasten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton wiederklingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem psychischen Überreiz verkränkeltes Wesen neben mir hatte. Bei irgend einer heitern Wendung des Gesprächs, vorzüglich wenn ich

zur Würze wie scharfen Cayenne-Pfeffer irgend ein keckes bizarres Wort hineinstreute, lächelte sie zwar, aber seltsam schmerzlich wie zu hart berührt. „Sie sind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Besuch heute Morgen." – So redete ein nicht weit entfernt sitzender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick faßte ihn sein Nachbar schnell beim Arm und sagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tisches, Glut auf den Wangen und im Blick, laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darstellung sie in Paris gesehen und mit der heutigen vergleichen werde. – Meiner Nachbarin stürzten die Tränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind," wandte sie sich zu mir. Schon erst hatte sie über Migräne geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervösen Kopfschmerzes," erwiderte ich daher mit unbefangenem Ton, „wofür nichts besser hilft als der muntre kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichtergetränks sprudelt." Mit diesen Worten schenkte ich Champagner, den sie erst abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Tränen, die sie nicht zu bergen vermochte. Es schien heller geworden in ihrem Innern, und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unversehends hart an das vor mir stehende englische Glas gestoßen, so daß es in gellender schneidender Höhe ertönte. Da erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnsinnigen Alten im öden Hause schien. – Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wissen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? – Wissen Sie wohl, daß in dem öden Hause die Schwester ihrer Mutter, schon seit Jahren unheilbar wahnsinnig, eingesperrt gehalten wird? – Heute Morgen waren beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltsamen Ausbrüchen des Wahnsinns der Gräfin zu steuern wußte, und dem daher die Aufsicht über sie übertragen wurde,

liegt todkrank, und man sagt, daß die Schwester endlich dem Doktor K. das Geheimnis anvertraut, und daß dieser noch die letzten Mittel versuchen wird, die Kranke, wo nicht herzustellen, doch von der entsetzlichen Tobsucht, in die sie zuweilen ausbrechen soll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht." – Andere traten hinzu, das Gespräch brach ab. – Doktor K. war nun gerade derjenige, an den ich mich meines rätselhaften Zustandes halber gewandt, und ihr möget euch wohl vorstellen, daß ich, sobald es sein konnte, zu ihm eilte und alles, was mir seit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung so viel, als er von der wahnsinnigen Alten wisse, zu sagen, und er nahm keinen Anstand, mir, nachdem ich ihm strenge Verschwiegenheit gelobt, folgendes anzuvertrauen:

Angelika, Gräfin von Z., (so fing der Doktor an) unerachtet in die Dreißig vorgerückt, stand noch in der vollsten Blüte wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, sie hier in ***n bei Hofe sah und sich in ihren Reizen so verfing, daß er zur Stunde die eifrigsten Bewerbungen begann und selbst, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurückkehrte, ihr nachreiste, um seine Wünsche, die nach Angelikas Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu sein schienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum sah er Angelikas jüngere Schwester Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farblosigkeit stand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmut den Grafen S. unwiderstehlich hinriß, und so kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielens Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um so lieber zusagte, als Gabriele gleich die entschiedenste Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindesten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlassen zu haben. Der törichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!" – So sprach sie in stolzem Hohn, und in der

Tat, ihr ganzes Wesen zeigte, daß es wohl Ernst sein mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Übrigens sah man, sobald das Bündnis Gabrielens mit dem Grafen von S. ausgesprochen war, Angelika sehr selten. Sie erschien nicht bei der Tafel, und man sagte, sie schweife einsam im nächsten Walde umher, den sie längst zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte. – Ein sonderbarer Vorfall störte die einförmige Ruhe, die im Schlosse herrschte. Es begab sich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterstützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche seit kurzer Zeit so häufig in der Gegend vorfielen, schuld gab. An eine lange Kette geschlossen, brachte man die Männer, gebunden auf einen Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Gestalt, die mit wildem funkelnden Blick wie ein gefesselter Tiger keck umherschaute, schien den entschlossenen Räuber und Mörder zu bezeichnen, vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entsetzliches Weib, in einen blutroten Shawl vom Kopf bis zu Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen stand und mit gebietender Stimme rief: man solle sie herabsteigen lassen, welches auch geschah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgesondert in den festen Schloßgefängnissen verteilen solle, als mit fliegenden Haaren, Entsetzen und Angst in bleichem Gesicht, Gräfin Angelika aus der Tür hinausstürzte und, auf die Kniee geworfen, mit schneidender Stimme rief: „Diese Leute los – diese Leute los – sie sind unschuldig, unschuldig – Vater, laß diese Leute los! – ein Tropfen Bluts vergossen an einem von diesen, und ich stoße mir dieses Messer in die Brust!" – Damit schwang die Gräfin ein spiegelblankes Messer in den Lüften und sank ohnmächtig nieder. „Ei, mein schönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt' ich ja wohl, daß du es nicht leiden würdest!" – So meckerte die rote Alte. Dann kauerte sie nieder neben der Gräfin und bedeckte Gesicht und Busen mit

ekelhaften Küssen, indem sie fortwährend murmelte: „Blanke Tochter, blanke Tochter – wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt – hei hei, blanker Bräutigam kommt." Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfisch in silberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln schien. Diese Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz, augenblicklich erwachte sie, aber kaum erblickte sie das Zigeunerweib, als sie aufsprang, das Weib heftig und brünstig umarmte und dann mit ihr davoneilte in das Schloß hinein. Der Graf von Z. – Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdessen erschienen, schauten ganz erstarrt und von seltsamen Grauen ergriffen das alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, sie wurden nun abgelöst von der Kette und einzeln gefesselt in die Schloßgefängnisse geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde versammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß sie ganz unschuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch sein Gebiet verstatte, worauf sie entfesselt und zum Erstaunen aller mit Pässen wohl versehen entlassen wurden. Das rote Weib wurde vermißt. Man wollte wissen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem roten Federbusch an dem spanisch niedergekrempten Hut, nachts auf dem Zimmer des Grafen gewesen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargetan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der Tat auch nicht den mindesten Anteil hatten. – Gabrieles Hochzeit rückte heran, mit Erstaunen bemerkte sie eines Tages, daß mehrere Rüstwagen mit Möblen, Kleidungsstücken, Wäsche, kurz, mit einer ganz vollständigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr sie, daß Angelika, begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten roten Zigeunerin ähnlich gesehen, nachts abgereiset sei. Graf Z. löste das Rätsel, indem er erklärte, daß er sich aus gewissen Ursachen genötiget gesehen, den freilich

seltsamen Wünschen Angelikas nachzugeben und ihr nicht allein das in ***n belegne Haus in der Allee als Eigentum zu schenken, sondern auch zu erlauben, daß sie dort einen eignen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei sie sich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn selbst nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis das Haus betreten solle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelikas dringenden Wunsch er seinen Kammerdiener ihr überlassen müssen, der mitgereiset sei nach ***n. Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit seiner Gemahlin nach D., und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann fing aber der Graf an, auf ganz eigne Weise zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebenslust, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen seiner Gemahlin, das Geheimnis ihm zu entreißen, das sein Innerstes verderblich zu verstören schien. — Als endlich tiefe Ohnmachten seinen Zustand lebensgefährlich machten, gab er den Ärzten nach und ging angeblich nach Pisa. — Gabriele konnte nicht mitreisen, da sie ihrer Niederkunft entgegensah, die indessen erst nach mehrern Wochen erfolgte. — „Hier," sprach der Arzt, „werden die Mitteilungen der Gräfin Gabriele von S. so rhapsodisch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zusammenhang auffassen kann. — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verschwindet auf unbegreifliche Weise aus der Wiege, alle Nachforschungen bleiben vergebens — ihre Trostlosigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur selbigen Zeit Graf von Z. ihr die entsetzliche Nachricht schreibt, daß er den Schwiegersohn, den er auf dem Wege nach Pisa glaubte, in ***n und zwar in Angelikas Hause vom Nervenschlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnsinn geraten sei, und daß er solchen Jammer wohl nicht lange tragen werde. — Sowie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt sie auf die Güter des Vaters; in schlafloser Nacht das Bild des verlornen Gatten, des verlornen Kindes vor Augen, glaubt sie ein leises

Wimmern vor der Türe des Schlafzimmers zu vernehmen; ermutigt zündet ſie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. – Heiliger Gott! niedergekauert zur Erde, in den roten Shawl gewickelt ſtarrt das Zigeunerweib mit ſtierem, lebloſem Blick ihr in die Augen – in den Armen hält ſie ein kleines Kind, das ſo ängſtlich wimmert; das Herz ſchlägt der Gräfin hoch auf in der Bruſt! – es iſt ihr Kind! – es iſt die verlorne Tochter! – Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen, aber in dieſem Augenblick kugelt dieſe um wie eine lebloſe Puppe. Auf das Angſtgeſchrei der Gräfin wird alles wach, man eilt hinzu, man findet das Weib tot auf der Erde, kein Belebungsmittel wirkt, und der Graf läßt ſie einſcharren. – Was bleibt übrig, als nach ***n zur wahnſinnigen Angelika zu eilen und vielleicht dort das Geheimnis mit dem Kinde zu erforſchen. Alles hat ſich verändert. Angelikas wilde Raſerei hat alle weibliche Dienſtboten entfernt, nur der Kammerdiener iſt geblieben. Angelika iſt ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geſchichte von Gabrielens Kinde erzählt, ſchlägt ſie die Hände zuſammen und ruft mit lautem Lachen: ‚Iſt's Püppchen angekommen? – richtig angekommen? – eingeſcharrt, eingeſcharrt? O Jemine, wie prächtig ſich der Goldfaſan ſchüttelt! wißt ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Glutaugen?‘ – Mit Entſetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnſinns, indem plötzlich Angelikas Geſicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen ſcheint, und beſchließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerrät. In der Tat bricht auch der Wahnſinn Angelikas in Wut und Raſerei aus, ſobald man Anſtalten macht, ſie aus dem Hauſe zu entfernen. – In einem lichten Zwiſchenraum beſchwört Angelika mit heißen Tränen den Vater, ſie in dem Hauſe ſterben zu laſſen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewohl er das Geſtändnis, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugnis des aufs neue ausbrechenden Wahnſinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre

Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieses Bündnisses sei. — In der Residenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indessen sie hier tiefverborgen und der Aufsicht des Kammerdieners übergeben in dem verödeten Hause bleibt. — Graf von Z. ist gestorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonden her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es sich nicht versagen, die unglückliche Schwester zu sehen. Bei diesem Besuch muß sich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, sondern nur im allgemeinen gesagt, daß es nun nötig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte grausame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnsinns zu steuern gesucht, dann aber durch Angelikas Vorspieglung, daß sie Gold zu machen verstehe, sich verleiten lassen, mit ihr allerlei sonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nötige dazu herbeizuschaffen." — „Es würde wohl" (so schloß der Arzt seine Erzählung) „ganz überflüssig sein, Sie, gerade Sie auf den tiefern Zusammenhang aller dieser seltsamen Dinge aufmerksam zu machen. Es ist mir gewiß, daß Sie die Katastrophe herbeigeführt haben, die der Alten Genesung oder baldigen Tod bringen wird. Übrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entsetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetischen Rapport gesetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel sah. Daß dies Bild Edmonde war, wissen wir nun beide." —

Ebenso, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, ebenso halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältnis Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener standen, und wie mystische Wechselwirkungen ein dämonisches Spiel trieben. Nur so viel sage ich noch, daß mich nach diesen Begebenheiten

ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Reſidenz trieb, welches erſt nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz beſonderes Wohlſein mein Innerſtes durchſtrömte, geſtorben iſt. – So endete Theodor ſeine Erzählung. Noch manches ſprachen die Freunde über Theodors Abenteuer und gaben ihm recht, daß ſich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf ſeltſame grauliche Weiſe miſche. – Als ſie ſchieden, nahm Franz Theodors Hand und ſprach, ſie leiſe ſchüttelnd, mit beinahe wehmütigem Lächeln: „Gute Nacht, du Spalanzaniſche Fledermaus!“

Das Majorat

Dem Geſtade der Oſtſee unfern liegt das Stammſchloß der Freiherrlich von R . . ſchen Familie, R . . ſitten genannt. Die Gegend iſt rauh und öde, kaum entſprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenloſen Triebſande, und ſtatt des Gartens, wie er ſonſt das Herrenhaus zu zieren pflegt, ſchließt ſich an die nackten Mauern nach der Landſeite hin ein dürftiger Föhrenwald, deſſen ewige düſtre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verſchmäht, und in dem ſtatt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Luſt erwachten Vögelein nur das ſchaurige Gekrächze der Raben, das ſchwirrende Kreiſchen der ſturmverkündenden Möven widerhallt. Eine Viertelſtunde davon ändert ſich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberſchlag iſt man in blühende Felder, üppige Acker und Wieſen verſetzt. Man erblickt das große reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhauſe des Wirtſchaftsinſpektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbuſches ſind die Fundamente eines großen Schloſſes ſichtbar, das einer der vormaligen Beſitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Kurland hauſend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum ſeinen Wohnſitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da ſeinem finſtern, menſchenſcheuen Weſen der Aufenthalt in dem alten, einſam liegenden Schloſſe zuſagte. Er ließ das verfallene Gebäude, ſo gut es gehen wollte, herſtellen und ſperrte ſich darin ein mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerſchaft. Nur ſelten ſah man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresſtrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinſprach und dem Brauſen und Ziſchen

der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeiſtes. Auf der höchſten Spitze des Wartturms hatte er ein Kabinett einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollſtändigen aſtronomiſchen Apparat verſehen laſſen; da beobachtete er tages, nach dem Meer hinausſchauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeſchwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit aſtronomiſcher oder, wie man wiſſen wollte, mit aſtrologiſcher Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beiſtand. Überhaupt ging zu ſeinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wiſſenſchaft, der ſogenannten ſchwarzen Kunſt, ergeben ſei, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürſtenhaus auf das empfindlichſte gekränkt wurde, ihn aus Kurland vertrieben habe. Die leiſeſte Erinnerung an ſeinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entſetzen, aber alles ſein Leben Verſtörende, was ihm dort geſchehen, ſchrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böslich verließen. Um für die Zukunft wenigſtens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu feſſeln, beſtimmte er es zu einem Majoratsbeſitztum. Der Landesherr beſtätigte die Stiftung um ſo lieber, als dadurch eine an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige ſchon in das Ausland herüberrankten, für das Vaterland gewonnen werden ſollte. Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie ſein Großvater Roderich geheißen, mochte indeſſen in dem Stammſchloſſe hauſen, beide blieben in Kurland. Man mußte glauben, daß ſie, heitrer und lebensluſtiger geſinnt als der düſtre Ahnherr, die ſchaurige Öde des Aufenthalts ſcheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten unverheirateten Schweſtern ſeines Vaters, die mager ausgeſtattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute geſtattet. Dieſe ſaßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeſchoß ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch

ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienste des Kastellans versah. Die übrige Dienerschaft wohnte im Dorfe bei dem Wirtschaftsinspektor. Nur in später Herbstzeit, wenn der erste Schnee zu fallen begann und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlassene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit seiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Kurland. Der benachbarte Adel, ja selbst jagdlustige Freunde aus der naheliegenden Stadt fanden sich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuströmenden Gäste zu fassen, in allen Öfen und Kaminen knisterten reichlich zugeschürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein schnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab liefen hundert lustige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angestoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Musik Tanzenden, überall lautes Jauchzen und Gelächter, und so glich vier bis sechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an vielbefahrner Landstraße liegenden Herberge als der Wohnung des Gutsherrn. Freiherr Roderich widmete diese Zeit, so gut es sich nur tun ließ, ernstem Geschäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäste, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er sich vollständige Rechnung der Einkünfte legen ließ, so hörte er auch jeden Vorschlag irgend einer Verbesserung sowie die kleinste Beschwerde seiner Untertanen an und suchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu steuern, wie er es nur vermochte. In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geschäftsträger des R..schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen. Im Jahr 179— war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R..sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hülfreiche Hand im

Geschäft ihm wohltun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!“ (so nannte er mich, seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt) „Vetter! — ich dächte, du ließest dir einmal etwas Seewind um die Ohren sausen und kämst mit mir nach R . . sitten. Außerdem, daß du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst du dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, du den andern solch trotzigem Tier, als da ist ein langbehaarter gräulicher Wolf oder ein zahnfletschender Eber, ins funkelnde Auge zu schauen oder gar es mit einem tüchtigen Büchsenschuß zu erlegen verstehest.“ Nicht so viel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R . . sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müssen, um nicht hocherfreut zu sein, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geschäften, wie er sie vorhatte, versprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Andern Tages saßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R . . sitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat stiftete und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollzieher ernannte. Er sprach von dem rauhen, wilden Wesen, das der alte Herr gehabt, und das sich auf die ganze Familie zu vererben schiene, da selbst der jetzige Majoratsherr, den er als sanftmütigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er schrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was wert zu sein, und kam endlich auf die Wohnung im Schlosse, die er ein für allemal gewählt, da sie warm, bequem und so abgelegen sei, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöse der jubilierenden Gesellschaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten be-

hangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtssaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräuleins wohnten, da wäre ihm jedesmal seine Residenz bereitet. Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R . . sitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Kruge Tanzmusik und fröhlicher Jubel, des Wirtschaftsinspektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Musik und Gesang; desto schauerlicher wurde die Öde, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in schneidenden Jammertönen herüber, und als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf geweckt, stöhnten die düstern Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schneegrunde, wir hielten an dem verschlossenen Tor. Aber da half kein Rufen, kein Peitschengeknalle, kein Hammern und Pochen, es war, als sei alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar. Der Alte ließ seine starke dröhnende Stimme erschallen: „Franz — Franz! — Wo steckt Ihr denn? — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfrieren hier am Tor! Der Schnee schmeißt einem ja das Gesicht blutrünstig — rührt Euch, zum Teufel." Da fing ein Hofhund zu winseln an, ein wandelndes Licht wurde im Erdgeschosse sichtbar, Schlüssel klapperten, und bald knarrten die gewichtigen Torflügel auf. „Ei, schön willkommen, schön willkommen, Herr Justitiarius, ei, in dem unsaubern Wetter!" So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, so daß das volle Licht auf sein verschrumpftes, zum freundlichen Lachen sonderbar verzogenes Gesicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir stiegen aus, und nun gewahrte ich erst ganz des alten Bedienten seltsame, in eine altmodische weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausstaffierte Jägerlivrei gehüllte Gestalt. Über die breite weiße Stirn legten sich nur ein paar graue Löckchen, der untere Teil des Gesichts hatte die robuste Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Gesicht zu einer beinahe abenteuerlichen Maske formten, höhnte doch die etwas dümmliche

Gutmütigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund spielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz," fing der Großonkel an, indem er sich im Vorsaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „nun, alter Franz, ist alles bereitet, sind die Tapeten in meinen Stuben abgestaubt, sind die Betten hineingetragen, ist gestern und heute tüchtig geheizt worden?" „Nein," erwiderte Franz sehr gelassen, „nein, mein wertester Herr Justitiarius, das ist alles nicht geschehen." „Herr Gott!" fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geschrieben, ich komme ja stets nach dem richtigen Datum; das ist ja eine Tölpelei, nun kann ich in eiskalten Zimmern hausen." „Ja, wertester Herr Justitiarius," sprach Franz weiter, indem er sehr sorglich mit der Lichtschere von dem Docht einen glimmenden Räuber abschnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „ja sehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und der Schnee, die hausen gar zu sehr hinein, durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und da" – „Was," fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinanderschlagend und beide Arme in die Seiten stemmend, „was, die Fenster sind zerbrochen, und Ihr, des Hauses Kastellan, habt nichts machen lassen?" „Ja, wertester Herr Justitiarius," fuhr der Alte ruhig und gelassen fort, „man kann nur nicht recht hinzu wegen des vielen Schutts und der vielen Mauersteine, die in den Zimmern herumliegen." „Wo zum Tausend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer," schrie der Großonkel. „Zum beständigen fröhlichen Wohlsein, mein junger Herr!" rief der Alte sich höflich bückend, da ich eben nieste, setzte aber gleich hinzu: „es sind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erschütterung einfiel." „Habt ihr ein Erdbeben gehabt," platzte der Großonkel zornig heraus. „Das nicht, wertester Herr Justitiarius," erwiderte der Alte mit dem ganzen Gesicht lächelnd, „aber vor drei Tagen ist die schwere getäfelte Decke des Gerichtssaals mit gewaltigem Krachen eingestürzt." „So soll doch das" – Der Großonkel wollte, heftig und auf-

brausend, wie er war, einen schweren Fluch ausstoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte sich nach mir um und sprach laut auflachend: „Wahrhaftig, Vetter! wir müssen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; sonst erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß stürzt uns über den Köpfen zusammen." „Aber," fuhr er fort, sich nach dem Alten umdrehend, „aber, Franz, konntet Ihr denn nicht so gescheut sein, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu lassen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude schnell einrichten zum Gerichtstage?" „Dieses ist auch bereits alles geschehen," sprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und sofort hinaufzusteigen begann. „Nun seht mir doch den wunderlichen Kauz," rief der Onkel, indem wir dem Alten nachschritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Korridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finsternis. Säulen, Kapitäler und bunte Bogen zeigten sich oft wie in den Lüften schwebend, riesengroß schritten unsere Schatten neben uns her, und die seltsamen Gebilde an den Wänden, über die sie wegschlüpften, schienen zu zittern und zu schwanken, und ihre Stimmen wisperten in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein: „Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen schläft!" — Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter finstrer Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellauflodernde Kaminfeuer uns mit seinem lustigen Knistern wie mit heimatlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, sowie ich eintrat, ganz wohl zumute, doch der Großonkel blieb mitten im Saal stehen, schaute ringsumher und sprach mit sehr ernstem, beinahe feierlichem Ton: „Also hier, dies soll der Gerichtssaal sein?" — Franz, in die Höhe leuchtend, so daß an der breiten dunkeln Wand ein heller Fleck, wie eine Türe groß, ins Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier ist ja wohl schon Gericht gehalten

worden!" „Was kommt Euch ein, Alter," rief der Onkel, indem er den Pelz schnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur so heraus," sprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unsrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, so stand ein gedeckter Tisch vor dem Kamin, der Alte trug wohlzubereitete Schüsseln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach echt nordischer Art gebrauten Punsches folgte. Ermüdet von der Reise suchte der Großonkel, sowie er gegessen, das Bette; das Neue, Seltsame des Aufenthalts, ja selbst der Punsch, hatte aber meine Lebensgeister zu sehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tisch ab, schürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun saß ich allein in dem hohen, weiten Rittersaal. Das Schneegestöber hatte zu schlackern, der Sturm zu sausen aufgehört, heitrer Himmel war's geworden, und der helle Vollmond strahlte durch die breiten Bogenfenster, alle finstre Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düstre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magisch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlössern antrifft, waren auf seltsame altertümliche Weise Wände und Decke des Saals verziert, diese mit schwerem Getäfel, jene mit fantastischer Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrenteils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darstellend, sprangen in Holz geschnitzte Tier- und Menschenköpfe hervor, den gemalten Leibern angesetzt, so daß, zumal bei der flackernden, schimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwischen diesen Gemälden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daherschreitende Ritter, wahrscheinlich der jagdlustigen Ahnherren, eingefugt. Alles, Malerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit; um so mehr fiel der helle kahle Fleck an derselben Wand, durch die

zwei Türen in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Tür gewesen sein müßte, die später zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleich gemalte oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art absteche. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher abenteuerlicher Aufenthalt mit geheimnisvoller Macht den Geist zu erfassen vermag, selbst die trägste Fantasie wird wach in dem von wunderlichen Felsen umschlossenen Tal — in den düstern Mauern einer Kirche o. s. und will sonst nie Erfahrnes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläser starken Punsch getrunken hatte, so wird man es glauben, daß mir in meinem Rittersaal seltsamer zumute wurde als jemals. Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen des Meers, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfenster zu gucken schienen — in der Tat, ich mußt' es in dem leisen Schauer fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun sichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Frösteln, das man bei einer lebhaft dargestellten Gespenstergeschichte empfindet, und das man so gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günstigeren Stimmung das Buch zu lesen sei, das ich, so wie damals jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug. Es war Schillers Geisterseher. Ich las und las und erhitzte meine Fantasie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigsten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfest bei dem Grafen von V. — Gerade wie Jeronimos blutige Gestalt eintritt, springt mit einem gewaltigen Schlage die Tür auf, die in den Vorsaal führt. — Entsetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen. — Aber in demselben Augenblick ist alles still, und ich schäme mich über mein kindisches Erschrecken! — Mag

es ſein, daß durch die durchſtrömende Zugluft oder auf andere Weiſe die Tür aufgeſprengt wurde. — Es iſt nichts — meine überreizte Fantaſie bildet jede natürliche Erſcheinung geſpenſtiſch! — So beſchwichtigt nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnſtuhl — da geht es leiſe und langſam mit abgemeſſenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwiſchen ſeufzt und ächzt es, und in dieſem Seufzen, dieſem Ächzen liegt der Ausdruck des tiefſten menſchlichen Leidens, des troſtloſeſten Jammers — Ha! das iſt irgend ein eingeſperrtes krankes Tier im untern Stock. Man kennt ja die akuſtiſche Täuſchung der Nacht, die alles entfernt Tönende in die Nähe rückt — wer wird ſich nur durch ſo etwas Grauen erregen laſſen. — So beſchwichtige ich mich aufs neue, aber nun kratzt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entſetzlichen Angſt der Todesnot ausgeſtoßen, ſich hören laſſen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es iſt ein armes eingeſperrtes Tier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden ſtampfen, gleich wird alles ſchweigen, oder das Tier unten ſich deutlicher in ſeinen natürlichen Tönen hören laſſen!“ — So denke ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß ſteht auf der Stirne, erſtarrt bleib' ich im Lehnſtuhle ſitzen, nicht vermögend aufzuſtehen, viel weniger noch zu rufen. Das abſcheuliche Kratzen hört endlich auf — die Tritte laſſen ſich aufs neue vernehmen — Es iſt, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich ſpringe auf und trete zwei Schritte vor, aber da ſtreicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demſelben Augenblick wirft der Mond ſein helles Licht auf das Bildnis eines ſehr ernſten, beinahe ſchauerlich anzuſehenden Mannes, und als ſäuſle ſeine warnende Stimme durch das ſtärkere Brauſen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: „— Nicht weiter — nicht weiter, ſonſt biſt du verfallen dem entſetzlichen Graus der Geiſterwelt!“ Nun fällt die Tür zu mit demſelben ſtarken Schlage wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich

auf dem Vorſaal – es geht die Treppe hinab – die Haupttür des Schloſſes öffnet ſich raſſelnd und wird wieder verſchloſſen. Dann iſt es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt – dann iſt alles ſtill! – In demſelben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängſtlich ſeufzte und ſtöhnte, dies gab mir alle Beſinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte ſchien mit einem böſen ſchweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie – erwachen Sie," rief ich laut, indem ich ihn ſanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenſchein auf ſein Geſicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann ſchaute er mich mit freundlichen Augen an und ſprach: „Das haſt du gut gemacht, Vetter! daß du mich weckteſt. Ei, ich hatte einen ſehr häßlichen Traum, und daran iſt bloß hier das Gemach und der Saal ſchuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier ſich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausſchlafen!" Damit hüllte ſich der Alte in die Decke und ſchien ſofort einzuſchlafen. Als ich die Kerzen ausgelöſcht und mich auch ins Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leiſe betete. – Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirtſchaftsinſpektor kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten ſich, die irgend einen Streit geſchlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baroneſſen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein ſechzigjähriges gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die ſich das Kammerfräulein der gnädigen Herrſchaft nannte, in das Heiligtum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längſt verjährter Mode abenteuerlich geputzten Damen mit komiſchem Zeremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenſtand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beiſtehenden Juſtizmann vor-

stellte. In ihren Mienen lag es, daß sie bei meiner Jugend das Wohl des R . . sittenschen Untertanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröstelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekannten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich schon an den Kreis gestreift, den zu überschreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritts bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entsetzen schützen, das nur dem unheilbaren Wahnsinn zu weichen pflegt. So kam es, daß selbst die alten Baronessen in ihren seltsamen hochaufgetürmten Frisuren, in ihren wunderlichen stoffnen, mit bunten Blumen und Bändern ausstaffierten Kleidern mir statt lächerlich ganz graulich und gespenstisch erschienen. In den alten gelbverschrumpften Gesichtern, in den blinzenden Augen wollt' ich es lesen, in dem schlechten Französisch, das halb durch die eingekniffenen blauen Lippen, halb durch die spitzen Nasen herausschnarrte, wollt' ich es hören, wie sich die Alten mit den unheimlichen, im Schlosse herumspukenden Wesen wenigstens auf guten Fuß gesetzt hätten und auch wohl selbst Verstörendes und Entsetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Lustigen aufgelegt, verstrickte mit seiner Ironie die Alten in ein solches tolles Gewäsche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelassenste Gelächter in mich hineinschlucken, aber wie gesagt, die Baronessen samt ihrem Geplapper waren und blieben gespenstisch, und der Alte, der mir eine besondere Lust bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. Sowie wir nach Tische in unserm Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, sag' mir um des Himmels willen, was ist dir? — Du lachst nicht, du sprichst nicht, du issest nicht, du trinkst nicht? — Bist du krank? oder fehlt es sonst woran?" — Ich nahm jetzt gar keinen Anstand, ihm alles Grauliche, Entsetzliche, was ich in voriger Nacht über-

ſtanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verſchwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich viel Punſch getrunken und in Schillers Geiſterſeher geleſen. „Bekennen muß ich dies," ſetzte ich hinzu, „denn ſo wird es glaublich, daß meine überreizte arbeitende Fantaſie all die Erſcheinungen ſchuf, die nur innerhalb den Wänden meines Gehirns exiſtierten." Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zuſetzen würde mit körnichten Späßen über meine Geiſterſeherei, ſtatt deſſen wurde er ſehr ernſthaft, ſtarrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf ſchnell in die Höhe und ſprach, mich mit dem brennenden Blick ſeiner Augen anſchauend: „Ich kenne dein Buch nicht, Vetter! aber weder ſeinem, noch dem Geiſt des Punſches haſt du jenen Geiſterſpuk zu verdanken. Wiſſe, daß ich dasſelbe, was dir widerfuhr, träumte. Ich ſaß ſo wie du (ſo kam es mir vor) im Lehnſtuhl bei dem Kamin, aber was ſich dir nur in Tönen kund getan, das ſah ich, mit dem innern Auge es deutlich erfaſſend. Ja! ich erblickte den graulichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Tür ſchlich, wie er in troſtloſer Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerriſſenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabſtieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Haſt du es gehört, wie der Hahn im fernen Gehöfte des Dorfes krähte? — Da weckteſt du mich, und ich widerſtand bald dem böſen Spuk des entſetzlichen Menſchen, der noch vermag, das heitre Leben grauenhaft zu verſtören." Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht fragen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es geraten finden ſollte. Nach einer Weile, in der er tief in ſich gekehrt dageſeſſen, fuhr der Alte fort: „Vetter, haſt du Mut genug, jetzt, nachdem du weißt, wie ſich alles begibt, den Spuk noch einmal zu beſtehen? und zwar mit mir zuſammen?" Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt fühle. „So wollen wir," ſprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zuſammen wachen. Eine innere

Stimme ſagt mir, daß meiner geiſtigen Gewalt nicht ſowohl als meinem Mute, der ſich auf feſtes Vertrauen gründet, der böſe Spuk weichen muß, und daß es kein freveliches Beginnen, ſondern ein frommes tapferes Werk iſt, wenn ich Leib und Leben daran wage, den böſen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherrn treibt. – Doch! von keiner Wagnis iſt ja die Rede, denn in ſolch feſtem redlichen Sinn, in ſolch frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, iſt und bleibt man ein ſiegreicher Held. – Aber ſollt' es dennoch Gottes Wille ſein, daß die böſe Macht mich anzutaſten vermag, ſo ſollſt du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen chriſtlichen Kampf mit dem Höllengeiſt, der hier ſein verſtörendes Weſen treibt, unterlag! – Du! – halt dich ferne! – dir wird dann nichts geſchehen!" –

Unter mancherlei zerſtreuenden Geſchäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie geſtern, das Abendeſſen abgeräumt und uns Punſch gebracht, der Vollmond ſchien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brauſten, und der Nachtwind heulte und ſchüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenſter. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Geſprächen. Der Alte hatte ſeine Schlaguhr auf den Tiſch gelegt. Sie ſchlug zwölfe. Da ſprang mit entſetzlichem Krachen die Tür auf, und wie geſtern ſchwebten leiſe und langſam Tritte quer durch den Saal, und das Achzen und Seufzen ließ ſich vernehmen. Der Alte war verblaßt, aber ſeine Augen erſtrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob ſich vom Lehnſtuhl, und indem er in ſeiner großen Geſtalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite geſtemmt, den rechten weit vorſtreckend nach der Mitte des Saals, daſtand, war er anzuſehen wie ein gebietender Held. Doch immer ſtärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Achzen, und nun fing es an abſcheulicher als geſtern an der Wand hin und her zu kratzen. Da ſchritt der Alte vorwärts gerade auf die zugemauerte Tür los mit feſten Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der

Stelle, wo es toller und toller kratzte, ſtand er ſtill und ſprach mit ſtarkem, feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da kreiſchte es auf grauenvoll und entſetzlich, und ein dumpfer Schlag geſchah, wie wenn eine Laſt zu Boden ſtürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchſten, dort iſt dein Platz! Fort mit dir aus dem Leben, dem du niemals mehr angehören kannſt!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war, als ginge ein leiſes Gewimmer durch die Lüfte und erſterbe im Sauſen des Sturms, der ſich zu erheben begann. Da ſchritt der Alte nach der Tür und warf ſie zu, daß es laut durch den öden Vorſaal widerhallte. In ſeiner Sprache, in ſeinen Gebärden lag etwas Übermenſchliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, war ſein Blick wie verklärt, er faltete ſeine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen ſein, da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er ſo ſehr in ſeiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entſetzen — Angſt — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt ſtürzte ich auf die Kniee und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Tränen. Der Alte ſchloß mich in ſeine Arme, und indem er mich innig an ſein Herz drückte, ſprach er ſehr weich: „Nun wollen wir auch recht ſanft ſchlafen, lieber Vetter!“ — Es geſchah auch ſo, und als ſich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verſpüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachteil der alten Baroneſſen, die, blieben ſie auch in der Tat ein wenig geſpenſtiſch mit ihrem abenteuerlichen Weſen, doch nur ergötzlichen Spuk trieben, den der Alte auf poſſierliche Weiſe anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit ſeiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäſte ſammelten ſich, und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schloſſe das laute wilde Treiben los, wie es vorhin

beſchrieben. Als der Baron gleich nach ſeiner Ankunft in unſern Saal trat, ſchien er über unſern veränderten Aufenthalt auf ſeltſame Weiſe befremdet, er warf einen düſtern Blick auf die zugemauerte Tür, und ſchnell ſich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böſe Erinnerung verſcheuchen. Der Großonkel ſprach von der Verwüſtung des Gerichtsſaals und der anſtoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht beſſer einlogiert habe, und forderte den Alten recht gemütlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel ſchlechter ſei als das, was er ſonſt bewohnt, an ſeiner Bequemlichkeit abginge. Überhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, ſondern ihm miſchte ſich eine gewiſſe kindliche Ehrfurcht bei, als ſtehe der Baron mit dem Alten in verwandtſchaftlichem Reſpektsverhältnis. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen gebieteriſchen Weſen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu verſöhnen vermochte. Mich ſchien er wenig oder gar nicht zu beachten, er ſah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erſte Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Faſſung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf, und ich war im Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwidern, als der Großonkel, das Wort nehmend, verſicherte, daß ich denn nun einmal alles recht nach ſeinem Sinne mache, und daß dieſer doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne. Als wir allein waren, beſchwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter!“ erwiderte der Alte, „daß der Baron trotz ſeines unfreundlichen Weſens der vortrefflichſte, gutmütigſte Menſch von der Welt iſt. Dieſes Weſen hat er auch, wie ich dir ſchon ſagte, erſt ſeit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein ſanfter beſcheidener Jüngling. Überhaupt iſt es denn

doch aber nicht mit ihm so arg, wie du es machst, und ich möchte wohl wissen, warum er dir so gar sehr zuwider ist.“ Indem der Alte die letzten Worte sprach, lächelte er recht höhnisch, und das Blut stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Mußte mir nun nicht mein Innres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Hassen aufkeimte aus dem Lieben oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Wesen, das mir das holdeste, hochherrlichste zu sein schien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieses Wesen war niemand als die Baronesse selbst. Schon gleich, als sie angekommen und in einem russischen Zobelpelz, der knapp anschloß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer schritt, wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderstehlicher Zauber. Ja, selbst der Umstand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen, als ich sie noch gesehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre französischen Bewillkommungen herschnatterten, während sie, die Baronin, mit unbeschreiblich milden Blicken um sich her schaute und bald diesem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden kurländischen Dialekt einige deutsche Worte dazwischen flötete, schon dieses gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Fantasie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baronesse wurde der Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geistes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Gesicht, ebenso zart wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchsten Engelsgüte, vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeschreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesstrahl ging darin eine schwermütige Sehnsucht auf; so wie in ihrem holdseligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft schien sie ganz in sich selbst verloren, und dann gingen düstre Wolkenschatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben sollen, irgend ein verstörender

Schmerz müsse sie befangen, mir schien es aber, daß wohl die düstere Ahnung einer trüben, unglücksschwangeren Zukunft es sei, von der sie in solchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit setzte ich auf seltsame Weise, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schlosse in Verbindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron angekommen, versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück, der Alte stellte mich der Baronesse vor, und wie es in solcher Stimmung, wie die meinige war, zu geschehen pflegt, ich nahm mich unbeschreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schlosse gefalle u. s., mich in die wunderlichsten sinnlosesten Reden verfing, so daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Respekt vor der Herrin zuschrieben, sich meiner huldreich annehmen zu müssen glaubten und mich in französischer Sprache als einen ganz artigen und geschickten jungen Menschen, als einen garçon très joli anpriesen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrschend, fuhr mir ein Witzwort heraus in besserem Französisch, als die Alten es sprachen, worauf sie mich mit großen Augen anguckten und die langen spitzen Nasen reichlich mit Tabak bedienten. An dem ernsteren Blick der Baronesse, mit dem sie sich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Narrheit streifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünschte die Alten in den Abgrund der Hölle. Die Zeit des schäferischen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindischer Selbstbetörung hatte mir der alte Großonkel längst wegironiert, und wohl merkt' ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger als noch bis jetzt eine Frau mich in meinem innersten Gemüt gefaßt hatte. Ich sah, ich hörte nur sie, aber bewußt war ich mir deutlich und bestimmt, daß es abgeschmackt, ja wahnsinnig sein würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmöglichkeit einsah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu staunen und anzubeten, dessen ich mich selbst hätte schämen müssen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr

nur mein inneres Gefühl ahnen zu lassen, das süße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einsaugen und dann fern von ihr sie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Diese romantische, ja wohl ritterliche Liebe, wie sie mir aufging in schlafloser Nacht, spannte mich dermaßen, daß ich kindisch genug war, mich selbst auf pathetische Weise zu haranguieren und zuletzt sehr kläglich zu seufzen: „Seraphine, ach Seraphine!" so daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter! — Vetter! ich glaube du fantasierst mit lauter Stimme! — Tu's bei Tage, wenn's möglich ist, aber zur Nachtzeit laß mich schlafen!" Ich war nicht wenig besorgt, daß der Alte, der schon mein aufgeregtes Wesen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit seinem sarkastischen Spott überschütten werde, er sagte am andern Morgen aber nichts weiter als bei dem Hineingehen in den Gerichtssaal: „Gott gebe jedem gehörigen Menschenverstand und Sorglichkeit, ihn in gutem Verschluß zu halten. Es ist schlimm, mir nichts dir nichts sich in einen Hasenfuß umzusetzen." Hierauf nahm er Platz an dem großen Tisch und sprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter! damit ich's ohne Anstoß zu lesen vermag."

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, sprach sich in allem aus. So mußte er auch bei Tische den ihm von vielen beneideten Platz neben der Baronesse einnehmen, mich warf der Zufall bald hierbald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der nahen Hauptstadt mich in Beschlag zu nehmen, um sich über alles Neue und Lustige, was dort geschehen, recht auszusprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baronesse, am untern Ende des Tisches saß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte. Als der versammelten Gesellschaft der Eßsaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Gesellschafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber sonst nicht häßlich und nicht

ohne Geist, in ein Gespräch verwickelt, das ihr zu behagen schien. Der Sitte gemäß mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als sie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich sprach, nicht mehr der Nachbarin allein, sondern hauptsächlich der Baronin galten. Mag es sein, daß meine innere Spannung allem, was ich sprach, einen besondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerksamer und aufmerksamer, ja zuletzt unwiderstehlich hineingezogen in die bunte Welt stets wechselnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie gesagt, nicht ohne Geist, und so geschah es bald, daß unser Gespräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäste, die hin und her streiften, auf seine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze sandte. Wohl merkt' ich nämlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß diese sich mühte uns zu hören. Vorzüglich war dies der Fall, als ich, da das Gespräch sich auf Musik gewandt, mit voller Begeisterung von der herrlichen heiligen Kunst sprach und zuletzt nicht verhehlte, daß ich trockner, langweiliger Juristerei, der ich mich ergeben, unerachtet den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit spiele, singe und auch wohl schon manches Lied gesetzt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da stand ich unversehens, selbst wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein gesprochen. Sie redete mich sogleich an, indem sie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten spricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schlosse zusage u. s., wiederholte. Ich versicherte, daß in den ersten Tagen die schauerliche Öde der Umgebung, ja selbst das altertümliche Schloß mich seltsam gestimmt habe, daß aber eben in dieser Stimmung viel Herrliches aufgegangen, und daß ich nur wünsche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu sein. Die Baronin lächelte, indem sie sprach: „Wohl kann ich's mir denken, daß Ihnen das wüste Treiben in unsern

Föhrenwäldern nicht eben behaglich sein kann. – Sie sind Musiker, und täuscht mich nicht alles, gewiß auch Dichter! – Mit Leidenschaft liebe ich beide Künste! – ich spiele selbst etwas die Harfe, das muß ich nun in R . . sitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Instrument mitnehme, dessen sanftes Getön schlecht sich schicken würde zu dem wilden Halloh, zu dem gellenden Hörnergetöse der Jagd, das sich hier nur hören lassen soll! – O mein Gott! wie würde mich hier Musik erfreun!" Ich versicherte, daß ich meine ganze Kunst aufbieten werde, ihren Wunsch zu erfüllen, da es doch im Schlosse unbezweifelt ein Instrument, sei es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Gesellschafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht wisse, daß seit Menschengedenken im Schlosse keine andern Instrumente gehört worden als krächzende Trompeten, im Jubel lamentierende Hörner der Jäger und heisere Geigen, verstimmte Bässe, meckernde Hoboen herumziehender Musikanten. Die Baronin hielt den Wunsch, Musik und zwar mich zu hören, fest, und beide, sie und Adelheid, erschöpften sich in Vorschlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeschafft werden könne. In dem Augenblick schritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rat weiß, der alles herbeischafft, selbst das Unerhörte und Ungesehene!" Mit diesen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran, und indem sie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmutig war sie anzusehen wie ein holdes, liebliches Kind, das ein ersehntes Spielzeug nur gar zu gern schon in Händen hätte. Franz, nachdem er in seiner weitläuftigen Manier mehrere Ursachen hergezählt hatte, warum es denn schier unmöglich sei, in der Geschwindigkeit solch ein rares Instrument herbeizuschaffen, strich sich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und sprach: „Aber die Frau Wirtschaftsinspektorin drüben im Dorfe schlägt ganz ungemein geschickt das Clavizimbel oder, wie

ſie es jetzt nennen mit dem ausländiſchen Namen, und ſingt dazu ſo fein und lamentabel, daß einem die Augen rot werden wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen" – „Und beſitzt ein Fortepiano!" fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Ei freilich," fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden iſt es gekommen – ein" – „O, das iſt herrlich," unterbrach ihn die Baronin – „Ein ſchönes Inſtrument," ſprach der Alte weiter, „aber ein wenig ſchwächlich, denn als der Organiſt neulich das Lied: „In allen meinen Taten", darauf ſpielen wollte, ſchlug er alles in Grund und Boden, ſo daß" – „O mein Gott," riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „ſo daß," fuhr der Alte fort, „es mit ſchweren Koſten nach R– geſchafft und dort repariert werden mußte." „Iſt es denn nun wieder hier," frug Fräulein Adelheid ungeduldig. „Ei freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirtſchaftsinſpektorin wird es ſich zur Ehre rechnen" – In dieſem Augenblick ſtreifte der Baron vorüber, er ſah ſich wie befremdet nach unſerer Gruppe um und flüſterte ſpöttiſch lächelnd der Baronin zu: „Muß Franz wieder guten Rat erteilen?" Die Baronin ſchlug errötend die Augen nieder, und der alte Franz ſtand erſchrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in ſoldatiſcher Stellung da. – Die alten Tanten ſchwammen in ihren ſtoffnen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert ſtehen geblieben. Entzücken, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Weſen beherrſchte, mich nahen werde, kämpfte mit düſterm Mißmut und Ärger über den Baron, der mir als ein rauher Deſpot erſchien. War er dies nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener ſo ſklaviſch ſich benehmen? – „Hörſt du, ſiehſt du endlich," rief der Großonkel, mir auf die Schulter klopfend; wir gingen hinauf in unſer Gemach. „Dränge dich nicht ſo an die Baronin," ſprach er, als wir angekommen, „wozu ſoll das, überlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen, und an denen es ja nicht mangelt." – Ich erzählte, wie alles ge-

kommen, und forderte ihn auf, mir nun zu sagen: „ob ich seinen Vorwurf verdiene," er erwiderte aber darauf nichts als: „Hm hm" – zog den Schlafrock an, setzte sich mit angezündeter Pfeife in den Lehnstuhl und sprach von den Ereignissen der gestrigen Jagd, mich foppend über meine Fehlschüsse. Im Schlosse war es still geworden, Herren und Damen beschäftigten sich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Musikanten mit den heisern Geigen, mit den verstimmten Bässen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid gesprochen, waren nämlich angekommen, und es sollte für die Nacht nichts Geringeres geben als einen Ball in bestmöglichster Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf solch faselndem Treiben vorziehend, blieb in seinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leise an unsere Tür klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß soeben das Clavizimbel von der Frau Wirtschaftsinspektorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden sei. Fräulein Adelheid ließe mich einladen, nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulse schlugen, mit welchem innern süßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich *sie* fand. Fräulein Adelheid kam mir freudig entgegen. Die Baronin, schon zum Ball völlig geputzt, saß ganz nachdenklich vor dem geheimnisvollen Kasten, in dem die Töne schlummern sollten, die zu wecken ich berufen. Sie stand auf, so in vollem Glanz der Schönheit strahlend, daß ich keines Wortes mächtig sie anstarrte. „Nun, Theodor" (nach der gemütlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte sie jeden bei seinem Vornamen) „Nun, Theodor," sprach sie freundlich, „das Instrument ist gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunst nicht ganz unwürdig sein möge." Sowie ich den Deckel öffnete, rauschten mir eine Menge gesprungener Saiten entgegen, und sowie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verstimmt waren, widrig und ab-

scheulich. „Der Organist ist wieder mit seinen zarten Händchen drüberher gewesen," rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin sprach ganz mißmutig: „Das ist denn doch ein rechtes Unglück! ach, ich soll denn hier nun einmal keine Freude haben." — Ich suchte in dem Behälter des Instruments und fand glücklicherweise einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Jeder Schlüssel, dessen Bart in die Wirbel passe, könne gebraucht werden," erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, so lag ein ganzes Magazin blanker Schlüsselchen vor mir auf dem Resonanzboden.

Nun machte ich mich emsig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin selbst mühte sich mir beizustehen, diesen — jenen Wirbel probierend — Da zieht einer den trägen Schlüssel an, „Es geht, es geht!" riefen sie freudig — Da rauscht die Saite, die sich schier bis zur Reinheit herangeächzt, gesprungen auf, und erschrocken fahren sie zurück! — Die Baronin hantiert mit den kleinen zarten Händchen in den spröden Drahtsaiten, sie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält sorgsam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich schnurrt eine auf, so daß die Baronin ein ungeduldiges „Ach!" ausstößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle suchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unserm Leidwesen wieder springt — aber endlich — endlich sind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an, zu stehen, und aus dem mißtönigen Sumsen gehen allmählich klare, reine Akkorde hervor! „Ach, es glückt, es glückt — das Instrument stimmt sich!" ruft die Baronin, indem sie mich mit holdem Lächeln anblickt! — Wie schnell vertrieb dies gemeinschaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Konvenienz hinstellt; wie ging unter uns eine heimische Vertraulichkeit auf, die, ein elektrischer Hauch mich durchglühend, die verzagte Be-

klommenheit, welche wie Eis auf meiner Bruſt lag, ſchnell wegzehrte. Jener ſeltſame Pathos, wie ihn ſolche Verliebtheit wie die meinige wohl erzeugt, hatte mich ganz verlaſſen, und ſo kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich geſtimmt war, ich, ſtatt, wie ich gewollt, meine innern Gefühle in Fantaſien recht laut werden zu laſſen, in jene ſüße liebliche Kanzonetten verfiel, wie ſie aus dem Süden zu uns herübergeklungen. Während dieſer Senza di te — dieſer Sentimi idol mio, dieſer Almen se non poss'io und hundert morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte ſich dicht neben mir an das Inſtrument geſetzt, ich fühlte ihren Atem an meiner Wange ſpielen; indem ſie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne ſtützte, fiel ein weißes Band, das ſich von dem zierlichen Ballkleide losgeneſtelt, über meine Schulter und flatterte, von meinen Tönen, von Seraphinens leiſen Seufzern berührt, hin und her wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Verſtand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied beſinnend in den Akkorden herumfuhr, ſprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers geſeſſen, herbei, kniete vor der Baronin hin und bat, ihre beide Hände erfaſſend und an die Bruſt drückend: „O, liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt du auch ſingen!" — Die Baronin erwiderte: „Wo denkſt du aber auch hin, Adelheid! — wie mag ich mich denn vor unſerm Virtuoſen da mit meiner elenden Singerei hören laſſen!" — Es war lieblich anzuſchauen, wie ſie gleich einem frommverſchämten Kinde die Augen niederſchlagend und hocherrötend mit der Luſt und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich ſie anflehte und, als ſie kleine kurländiſche Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis ſie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Inſtrument verſuchte wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Inſtrument, ſie ließ es aber nicht zu, indem ſie verſicherte, daß ſie nicht eines einzigen Akkordes mächtig

sei, und daß eben deshalb ihr Gesang ohne Begleitung sehr mager und unsicher klingen werde. Nun fing sie mit zarter glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, dessen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die so klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unsere höhere poetische Natur erkennen müssen. Ein geheimnisvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unaussprechlichen wird, von dem unsere Brust erfüllt. Wer denkt nicht an jene spanische Kanzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr ist, als: Mit meinem Mädchen schifft' ich auf dem Meer, da wurd' es stürmisch, und mein Mädchen wankte furchtsam hin und her. Nein! — nicht schiff' ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So sagte der Baronin Liedlein nichts weiter: Jüngst tanzt' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf und gab sie mir und sprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in harpeggierenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeisterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegstahl, da erschien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meister der Tonkunst, sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballsaals im Seitenflügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geschrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit sei, sich zum Ball zu versammeln. „Ach, nun muß ich fort," rief die Baronin, ich sprang auf vom Instrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heitersten Momente, die ich jemals hier in R . . sitten verlebte." Mit diesen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich sie im Rausch des höchsten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulsierend an meiner Hand anschlagen!

Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich dann in den Ballsaal kam. – Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödlich werden müsse, da er ganz Herz sei! – Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen! jede Berührung wird tödlich. Der Baronin Hand, die pulsierenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! – Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geschichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heitrem Tone gesprochen, plötzlich sehr ernst wurde und anfing: „Ich bitte dich, Vetter, widerstehe der Narrheit, die dich mit aller Macht ergriffen! – Wisse, daß dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die entsetzlichsten Folgen haben kann, du stehst in achtlosem Wahnsinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir, ehe du dich es versiehst, und du plumpst hinein. Ich werde mich hüten, dich am Rockschoß festzuhalten, denn ich weiß, du rappelst dich selbst wieder heraus und sprichst, zum Tode erkrankt: ‚Das bißchen Schnupfen bekam ich im Traume‘; aber ein böses Fieber wird zehren an deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe du dich ermannst. – Hol' der Teufel deine Musik, wenn du damit nichts Besseres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ „Affe!“ rief der Alte, „wüßt' ich das, so würfe ich dich hier durchs Fenster!“ – Der Baron unterbrach das peinliche Gespräch, und das beginnende Geschäft riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen sah und dachte. In der Gesellschaft sprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botschaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geschah es, daß mannigfache Gespräche mit der Musik wechselten. Fräulein

Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um so naiv und drollig zu sein, sprang mit allerlei lustigem und etwas konfusem Zeuge dazwischen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in sentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußt' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verstörendes im Sinn liege, wie ich es gleich, als ich sie zum ersten Male sah, in ihrem Blick zu lesen glaubte, und die feindliche Wirkung des Hausgespenstes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entsetzliches war oder sollte geschehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unsichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir selbst unerklärliche Scheu fesselte mir die Zunge im Augenblick, als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, sie kränkle und könne das Zimmer nicht verlassen. Teilnehmend frug man den Baron, ob das Übel von Bedeutung sei. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhnend, und sprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein süßes Stimmchen duldet und keine andern Töne leidet als das derbe Halloh der Jagd." — Bei diesen Worten warf der Baron mir, der ihm schrägüber saß, einen stechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er gesprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir saß, wurde blutrot; vor sich hin auf den Teller starrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd lispelte sie: „Und noch heute siehst du Seraphinen, und noch heute werden deine süßen Liederchen beruhigend sich an das kranke Herz legen." — Auch Adelheid sprach diese Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir, als stehe ich mit der Baronin in unlauterm verbotenem Liebesverhältnis, das nur mit dem Entsetzlichen, mit einem Verbrechen, endigen könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir schwer aufs Herz. — Was sollte ich beginnen! — Sie nicht mehr sehen? — Das war, solange ich im Schlosse blieb, unmöglich, und durfte

ich auch das Schloß verlassen und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu sehr fühlt' ich, daß ich nicht stark genug war, mich selbst aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantastischem Liebesglück neckte. Adelheid erschien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte sie deshalb verachten — und doch, mich wieder besinnend, mußte ich mich meiner Albernheit schämen. Was geschah in jenen seligen Abendstunden, das nur im mindesten ein näheres Verhältnis mit Seraphinen, als Sitte und Anstand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen sollte, und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen sollte, die sich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schlosse, hatten blicken lassen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, ich erklärte dem Alten, mitziehn zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, sprechend: „Das ist brav, daß du auch einmal dich herausmachst, ich bleibe heim, du kannst meine Büchse nehmen und schnalle auch meinen Hirschfänger um, im Fall der Not ist das eine gute sichre Waffe, wenn man nur gleichmütig bleibt." Der Teil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umstellt. Es war schneidend kalt, der Wind heulte durch die Föhren und trieb mir die hellen Schneeflocken ins Gesicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum sechs Schritte vor mir hinschauen konnte. Ganz erstarrt verließ ich den mir angewiesenen Platz und suchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einen Baum, die Büchse unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimische Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüsse, in demselben Moment rauschte es im Röhricht, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen starken Wolf, der vorüberrennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Tier sprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Besonnenheit genug, das Jagdmesser herauszureißen, das

ich dem Tier, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel ſtieß, ſo daß das Blut mir über Hand und Arm ſpritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern geſtanden, kam nun mit vollem Geſchrei herangelaufen, und auf ſeinen wiederholten Jagdruf ſammelten ſich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie ſind verwundet?“ Ich verſicherte das Gegenteil; da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächſte geſtanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeſchoſſen, als ich gefehlt, und unerachtet dieſer verſicherte, daß das gar nicht möglich geweſen, weil in derſelben Sekunde der Wolf auf mich zugeſtürzt, ſo daß jeder Schuß mich hätte treffen können, ſo blieb doch der Baron dabei, daß er mich als einen minder erfahrnen Jäger in beſondere Obhut hätte nehmen ſollen. Unterdeſſen hatten die Jäger das Tier aufgehoben, es war das größte der Art, das ſich ſeit langer Zeit hatte ſehen laſſen, und man bewunderte allgemein meinen Mut und meine Entſchloſſenheit, unerachtet mir mein Benehmen ſehr natürlich ſchien, und ich in der Tat an die Lebensgefahr, in der ich ſchwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies ſich der Baron teilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, ſei ich auch nicht von der Beſtie verwundet, doch nichts von den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schloſſe, der Baron faßte mich wie einen Freund unter den Arm, die Büchſe mußte ein Jäger tragen. Er ſprach noch immer von meiner heroiſchen Tat, ſo daß ich am Ende ſelbſt an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor und mich ſelbſt dem Baron gegenüber als ein Mann von Mut und ſeltener Entſchloſſenheit feſtgeſtellt fühlte. Der Schulknabe hatte ſein Examen glücklich beſtanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demütige Ängſtlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben ſchien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunſt zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernen Zuſammenſtellungen die Fantaſie eines

verliebten Jünglings fähig ist. – Im Schlosse, am Kamin bei dem rauchenden Punschnapf blieb ich der Held des Tages; nur der Baron selbst hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten sich begnügen, ihre Fehlschüsse dem Wetter – der Dunkelheit zuzuschreiben und grauliche Geschichten von sonst auf der Jagd erlebtem Glück und überstandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar sehr gelobt und bewundert zu werden; mit diesem Anspruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit und vergaß nicht, das wilde, blutdürstige Ansehn der wilden Bestie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Gesicht und sprach: „Gott ist mächtig in den Schwachen!" –

Als ich des Trinkens, der Gesellschaft überdrüssig durch den Korridor nach dem Gerichtssaal schlich, sah ich vor mir eine Gestalt mit dem Licht in der Hand hineinschlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umherirren wie ein Gespenst, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden! –" So lispelte sie mir zu, indem sie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler – Gespenst" fielen mir, hier an diesem Orte ausgesprochen, schwer aufs Herz; augenblicklich brachten sie mir die gespenstischen Erscheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber, es knatterte und pfiff schauerlich durch die Bogenfenster, und der Mond warf sein bleiches Licht gerade auf die geheimnisvolle Wand, an der sich das Kratzen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchschauerte. „Was ist Ihnen, was ist Ihnen," sprach sie leise, „Sie erstarren ja ganz? – Nun, ich will Sie ins Leben rufen. Wissen Sie wohl, daß die Baronin es garnicht erwarten kann, Sie zu sehen? – Eher glaubt sie nicht, daß der böse Wolf Sie wirklich nicht zerbissen hat. Sie ängstigt sich unglaublich! – Ei,

ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich sie so gesehen. – Hu! – wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! – wie der tote Herr so plötzlich erwacht ist! – Nein, kommen Sie – fein leise – wir müssen zur kleinen Baronin!" – Ich ließ mich schweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin sprach, schien mir unwürdig und vorzüglich die Andeutung des Verständnisses zwischen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leisen „Ach!" drei – vier Schritte rasch entgegen, dann blieb sie, wie sich besinnend, mitten im Zimmer stehen, ich wagte, ihre Hand zu ergreifen und sie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem sie sprach: „Aber mein Gott, ist es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, daß Orpheus', Amphions fabelhafte Zeit längst vorüber ist, und daß die wilden Tiere allen Respekt vor den vortrefflichsten Sängern ganz verloren haben?" – Diese anmutige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Teilnahme sogleich alle Mißdeutung abschnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Takt. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht wie gewöhnlich mich an das Instrument setzte, sondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Wort: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?" erwies sich unser Einverständnis, daß es heute nicht auf Musik, sondern auf Gespräch abgesehen sei. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt und der lebhaften Teilnahme des Barons erwähnt mit der leisen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit sehr weicher, beinahe wehmütiger Stimme an: „O, wie muß Ihnen der Baron so stürmisch, so rauh vorkommen, aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in diesen finstern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er sein ganzes Wesen, wenigstens sein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich so ganz und gar verstimmt, ist der Gedanke, der ihn beständig verfolgt,

daß hier irgend etwas Entſetzliches geſchehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erſchüttert. Nicht den geringſten ſeiner Diener will er der mindeſten Gefahr ausgeſetzt wiſſen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er ſchuld gibt, Sie im Stiche gelaſſen zu haben, wo nicht mit Gefängnis beſtraft werden, doch die beſchämende Jägerſtrafe dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand ſich dem Jagdgefolge anſchließen zu müſſen. Schon, daß ſolche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr ſind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Luſt daran ſelbſt den böſen Dämon neckt, bringt etwas Zerriſſenes in ſein Leben, das feindlich ſelbſt auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltſames von dem Ahnherrn, der das Majorat ſtiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düſteres Familiengeheimnis, das in dieſen Mauern verſchloſſen, wie ein entſetzlicher Spuk die Beſitzer wegtreibt und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten wilden Gewühl auszudauern. Aber ich! — wie einſam muß ich mich in dieſem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innerſten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die erſten heitern Augenblicke, die ich hier verlebte, durch Ihre Kunſt verſchafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken! —“ Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte: daß auch ich gleich am erſten Tage oder vielmehr in der erſten Nacht das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefſten Entſetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir ſtarr ins Geſicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schloſſes, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtsſaal, dem ſauſenden Seewinde u. ſ. w. zuſchrieb. Es kann ſein, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich ſchwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es iſt Ihnen irgend etwas Entſetzliches geſchehen in jenem

Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beſchwöre Sie — ſagen Sie mir alles!" —

Zur Totenbläſſe war Seraphinens Geſicht verbleicht, ich ſah wohl ein, daß es nun geratener ſei, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Fantaſie es zu überlaſſen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung, noch ſchrecklicher ſein konnte als der erlebte, ſich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr ſtieg ihre Beklommenheit und Angſt. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, ſchrie ſie auf: „Das iſt entſetzlich — ja, ja — in dieſer Mauer iſt jenes fürchterliche Geheimnis verborgen! —" Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geiſtiger Gewalt und Übermacht den Spuk gebannt, ſeufzte ſie tief, als würde ſie frei von einer ſchweren Laſt, die ihre Bruſt gedrückt. Sich zurücklehnend hielt ſie beide Hände vors Geſicht. Erſt jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlaſſen. Längſt hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer ſchwieg, ſtand ich leiſe auf, ging an das Inſtrument und mühte mich, in anſchwellenden Akkorden tröſtende Geiſter heraufzurufen, die Seraphinen dem finſtern Reiche, das ſich ihr in meiner Erzählung erſchloſſen, entführen ſollten. Bald intonierte ich ſo zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Kanzonen des Abbate Steffani. In den wehmutsvollen Klängen des: Ochi, perchè piangete — erwachte Seraphine aus düſtern Träumen und horchte mild lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geſchah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß ſie ſich zu mir herabbeugte, daß ich ſie mit meinen Armen umſchlang, daß ein langer glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geſchah es denn, daß ich nicht die Beſinnung verlor, daß ich es fühlte, wie ſie ſanft mich an ſich drückte, daß ich ſie aus meinen Armen ließ und ſchnell mich emporrichtend an das Inſtrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenſter hin, dann kehrte ſie um und trat mit einem

beinahe ſtolzen Anſtande, der ihr ſonſt gar nicht eigen, auf mich zu. Mir feſt ins Auge blickend ſprach ſie: „Ihr Onkel iſt der würdigſte Greis, den ich kenne, er iſt der Schutzengel unſerer Familie — möge er mich einſchließen in ſein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, verderbliches Gift, das ich in jenem Kuſſe eingeſogen, gärte und flammte in allen Pulſen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wut des innern Kampfes ſtrömte aus in heißen Tränen, die ich nicht zurückzudrängen vermochte! — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft lächelnd an — ich hätte ſie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und ſprach mit unbeſchreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand beſſer als ich Ihre Muſik verſtand. — Ach! dieſe Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen.“ — Ich zwang mir einige unzuſammenhängende alberne Worte ab und lief nach unſerm Gemach. Der Alte hatte ſich ſchon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich ſtürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Torheiten des verliebten Wahnſinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube, du biſt verrückt geworden oder balgſt dich aufs neue mit einem Wolf? — Schier dich zu Bette, wenn es dir ſonſt gefällig iſt.“ — Nur dieſer Zuruf trieb mich hinein ins Gemach, wo ich mich mit dem feſten Vorſatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen. Es mochte ſchon nach Mitternacht ſein, als ich, noch nicht eingeſchlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen und das Öffnen und Zuſchlagen von Türen zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf, da hörte ich Tritte auf dem Korridor ſich nahen, die Tür des Saals wurde geöffnet, und bald klopfte es an unſer Gemach. „Wer iſt da,“ rief ich laut; da ſprach es draußen: „Herr Juſtitiarius — Herr Juſtitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens

Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schloſſe," wurde der Alte wach und rief: „Wo brennt es? – wo iſt ſchon wieder verdammter Teufelsſpuk los?" „Ach, ſtehen Sie auf, Herr Juſtitiarius," ſprach Franz, „ſtehen Sie auf, der Herr Baron verlangt nach Ihnen!" „Was will der Baron von mir," frug der Alte weiter, „was will er von mir zur Nachtzeit? – weiß er nicht, daß das Juſtitiariat mit dem Juſtitiarius zu Bette geht und ebenſo gut ſchläft als er?" „Ach," rief nun Franz ängſtlich, „lieber Herr Juſtitiarius, ſtehen Sie doch nur auf – die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben!" – Mit einem Schrei des Entſetzens fuhr ich auf. „Öffne Franzen die Tür," rief mir der Alte zu; beſinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Tür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beiſtehen, Franz trat bleich mit verſtörtem Geſicht herein und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir ſchon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie ſprechen, lieber V.?" – „Warum haſt du dich angezogen, Vetter, der Baron hat nur nach mir verlangt?" frug der Alte, im Begriff herauszutreten. „Ich muß hinab – ich muß ſie ſehen und dann ſterben," ſprach ich dumpf und wie vernichtet vom troſtloſen Schmerz. „Ja ſo! da haſt du recht, Vetter!" Dies ſprechend warf mir der Alte die Tür vor der Naſe zu, daß die Angeln klirrten, und verſchloß ſie von draußen. Im erſten Augenblick über dieſen Zwang empört wollt' ich die Tür einrennen, aber mich ſchnell beſinnend, daß dieſes nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raſerei haben könne, beſchloß ich, die Rückkehr des Alten abzuwarten, dann aber, koſte es was es wolle, ſeiner Aufſicht zu entſchlüpfen. Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne weiteres verſtehen zu können. – Mit jeder Sekunde wurde mir meine Lage tödlicher. – Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botſchaft gebracht wurde, und wie er ſchnell davonrannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer – „Sie iſt tot" – mit

dieſem Schrei ſtürzte ich dem Alten entgegen – „Und du biſt närriſch!“ fiel er gelaſſen ein, faßte mich und drückte mich in einen Stuhl. „Ich muß hinab,“ ſchrie ich, „ich muß hinab, ſie ſehen, und ſollt' es mir das Leben koſten!“ – „Tue das, lieber Vetter,“ ſprach der Alte, indem er die Tür verſchloß, den Schlüſſel abzog und in die Taſche ſteckte. Nun flammte ich auf in toller Wut, ich griff nach der geladenen Büchſe und ſchrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht ſogleich mir die Tür öffnen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin und ſprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubſt du, Knabe, daß du mich mit deiner armſeligen Drohung erſchrecken kannſt? – Glaubſt du, daß mir dein Leben was wert iſt, wenn du vermagſt, es in kindiſcher Albernheit wie ein abgenutztes Spielzeug wegzuwerfen? – Was haſt du mit dem Weibe des Barons zu ſchaffen? – wer gibt dir das Recht, dich wie ein überläſtiger Geck da hinzudrängen, wo du nicht hingehörſt, und wo man dich auch gar nicht mag? – Willſt du den liebelnden Schäfer machen in ernſter Todesſtunde?“ – Ich ſank vernichtet in den Lehnſtuhl. – Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit du es nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin iſt es wahrſcheinlich ganz und gar nichts – Fräulein Adelheid iſt denn nun gleich außer ſich über alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Naſe fällt, ſo ſchreit ſie: ‚Welch ein ſchreckliches Unwetter!‘ – Zum Unglück iſt der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen, die ſind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arſenal von ſtärkenden Tropfen – Lebenselixieren, und was weiß ich ſonſt, angerückt – Eine ſtarke Anwandlung von Ohnmacht“ – Der Alte hielt inne, er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einigemal die Stube auf und ab, ſtellte ſich wieder vor mir hin, lachte recht herzlich und ſprach: „Vetter, Vetter! was treibſt du für närriſches Zeug? – Nun! – es iſt einmal nicht anders, der Satan treibt

hier ſeinen Spuk auf mancherlei Weiſe, du biſt ihm ganz luſtig in die Krallen gelaufen, und er macht jetzt ſein Tänzchen mit dir". — Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann ſprach er weiter: „Mit dem Schlaf iſt's nun einmal vorbei, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife und brächte ſo noch die paar Stündchen Nacht und Finſternis hin!" — Mit dieſen Worten nahm der Alte eine tönerne Pfeife vom Wandſchrank herab und ſtopfte ſie, ein Liedchen brummend, langſam und ſorgfältig, dann ſuchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zuſammenknetete und anſteckte. Die dicken Rauchwolken von ſich blaſend ſprach er zwiſchen den Zähnen: „Nun Vetter, wie war es mit dem Wolf?" — Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten ſeltſam auf mich wirkte. — Es war, als ſei ich gar nicht mehr in R.—ſitten — die Baronin weit — weit von mir entfernt, ſo daß ich ſie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber," fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer ſo luſtig, ſo zum Beſpötteln geeignet?" „Mit nichten," erwiderte der Alte, „mit nichten, Herr Vetter, aber du glaubſt nicht, welch komiſches Geſicht ſolch ein Kiek in die Welt wie du ſchneidet, und wie er ſich überhaupt ſo poſſierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was Beſonderes ihm paſſieren zu laſſen. — Ich hatte einen akademiſchen Freund, der ein ſtiller, beſonnener, mit ſich einiger Menſch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrenſache, und er, den die mehreſten Burſchen für einen Schwächling, für einen Pinſel hielten, benahm ſich dabei mit ſolchem ernſtem, entſchloſſenem Mute, daß alle ihn höchlich bewunderten. Aber ſeit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen beſonnenen Jünglinge wurde ein prahlhafter unausſtehlicher Raufbold. Er kommerſchierte und jubelte und ſchlug dummer Kinderei halber ſich ſo lange, bis ihn der Senior einer Landsmannſchaft, die er auf pöbelhafte Weiſe beleidigt, im Duell niederſtieß. — Ich erzählte dir das nur

ſo, Vetter, du magſt dir dabei denken, was du willſt! – Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen" – Es ließen ſich in dem Augenblick leiſe Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein ſchauerliches Ächzen durch die Lüfte! – „Sie iſt hin!" – der Gedanke durchfuhr mich wie ein tötender Blitz! – Der Alte ſtand raſch auf und rief laut: „Franz – Franz!" – „Ja, lieber Herr Juſtitiarius," antwortete es draußen. „Franz," fuhr der Alte fort, „ſchüre ein wenig das Feuer im Kamin zuſammen, und iſt es tunlich, ſo magſt du für uns ein paar Taſſen guten Tee bereiten!" – „Es iſt verteufelt kalt," wandte ſich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamine was erzählen." Der Alte ſchloß die Tür auf, ich folgte ihm mechaniſch. „Wie geht's unten," frug der Alte. „Ach," erwiderte Franz, „es hatte garnicht viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin ſind wieder ganz munter und ſchieben das bißchen Ohnmacht auf einen böſen Traum!" – Ich wollte auffjauchzen vor Freude und Entzücken, ein ſehr ernſter Blick des Alten wies mich zur Ruhe. – „Ja," ſprach der Alte, „im Grunde genommen wär's doch beſſer, wir legten uns noch ein paar Stündchen aufs Ohr – Laß es nur gut ſein mit dem Tee, Franz!" – „Wie Sie befehlen, Herr Juſtitiarius," erwiderte Franz und verließ den Saal mit dem Wunſch einer geruhſamen Nacht, unerachtet ſchon die Hähne krähten. „Höre, Vetter!" ſprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „höre, Vetter! gut iſt's doch, daß dir kein Malheur paſſiert iſt mit Wölfen und geladenen Büchſen!" – Ich verſtand jetzt alles und ſchämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sei ſo gut," ſprach der Alte am andern Morgen, „ſei ſo gut, lieber Vetter, ſteige herab und erkundige dich, wie es mit der Baronin ſteht. Du kannſt nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird dich denn wohl mit einem tüchtigen Bulletin verſehen." – Man kann denken, wie ich hinabeilte. Doch in

dem Augenblick, als ich leise an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron rasch aus demselben entgegen. Er blieb verwundert stehen und maß mich mit finsterm durchbohrenden Blick. „Was wollen Sie hier!" fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innersten schlug, nahm ich mich zusammen und erwiderte mit festem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen." „O, es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie schläft sanft, und ich weiß, daß sie wohl und munter bei der Tafel erscheinen wird! — Sagen Sie das — Sagen Sie das" — Dies sprach der Baron mit einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeuten schien, daß er um die Baronin besorgter sei, als er es wolle merken lassen. Ich wandte mich, um zurückzukehren, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!" — Sah ich nicht den schwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußt' ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht schmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment besann ich mich auf mein künstliches Jagdmesser, das mir der Alte erst in R.. sitten geschenkt, und das ich noch in der Tasche trug. Nun folgte ich dem mich rasch fortziehenden Baron mit dem Entschluß keines Leben zu schonen, wenn ich Gefahr laufen sollte, unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, dessen Tür er hinter sich abschloß. Nun schritt er mit übereinandergeschlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!" — Der verwegenste Mut war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte sein werden, die ich ungeahndet hören darf!" Der Baron schaute mich verwundert an, als verstehe er mich nicht. Dann blickte er finster zur Erde, schlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und ab zu rennen Er nahm eine Büchse herab und stieß den Ladestock

hinein, als wolle er versuchen, ob sie geladen sei oder nicht! – Das Blut stieg mir in den Adern, ich faßte nach dem Messer und schritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein schönes Gewehr," sprach der Baron, die Büchse wieder in den Winkel stellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran; kräftiger auf meine Schulter schlagend als gerade nötig sprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verstört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tausend Ängsten durchwachten Nacht. Der Nervenzufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das sehe ich jetzt ein, aber hier – hier in diesem Schloß, in das ein finstrer Geist gebannt ist, fürcht' ich das Entsetzliche, und dann ist es auch das erste Mal, daß sie hier erkrankte. Sie – Sie allein sind schuld daran!" – „Wie das möglich sein könne, davon hätte ich keine Ahnung," erwiderte ich gelassen. „O," fuhr der Baron fort, „o, wäre der verdammte Unglückskasten der Inspektorin auf blankem Eise zerbrochen in tausend Stücke, o wären Sie – doch nein! – nein! Es sollte, es mußte so sein, und ich allein bin schuld an allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfingen, in dem Gemach meiner Frau Musik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemütsstimmung meiner Frau zu unterrichten" – Ich machte Miene zu sprechen – „Lassen Sie mich reden," rief der Baron, „ich muß im voraus Ihnen alles voreilige Urteil abschneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunst abholden Mann halten. Ich bin das keineswegs, aber eine auf tiefe Überzeugung gebaute Rücksicht nötigt mich, hier womöglich solcher Musik, die jedes Gemüt und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu versagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In diesen wunderlichen Mauern kommt sie gar nicht heraus aus dem erhöhten überreizten Zustande, der sonst nur momentan einzutreten pflegt und zwar oft als Vorbote einer

ernſten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau dieſen ſchauerlichen Aufenthalt, dieſes wilde verwirrte Jägerleben nicht erſpare? Aber nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir iſt es nicht möglich, ſie allein zurückzulaſſen. In tauſend Angſten und nicht fähig Ernſtes zu unternehmen würde ich ſein, denn ich weiß es, die entſetzlichſten Bilder von allerlei verſtörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtsſaal. — Dann aber glaube ich auch, daß dem ſchwächlichen Weibe gerade dieſe Wirtſchaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anſchlagen muß. — Wahrhaftig, der Seewind, der nach ſeiner Art tüchtig durch die Föhren ſauſt, das dumpfe Gebelle der Doggen, der keck und munter ſchmetternde Hörnerklang muß hier ſiegen über die verweichlenden, ſchmachtelnden Pinſeleien am Klavier, das ſo kein Mann ſpielen ſollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodiſch zu Tode zu quälen!" — Der Baron ſagte dies mit verſtärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut ſtieg mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte ſprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen," fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren, meine Frau zu töten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im mindeſten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt tun muß. — Kurz! — Sie exaltieren meine Frau durch Spiel und Geſang, und als ſie in dem bodenloſen Meere träumeriſcher Viſionen und Ahnungen, die Ihre Muſik wie ein böſer Zauber heraufbeſchworen hat, ohne Halt und Steuer umherſchwimmt, drücken Sie ſie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtsſaal geneckt haben ſoll. Ihr Großonkel hat mir alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir alles, was Sie ſahen oder nicht ſahen — hörten — fühlten — ahnten." Ich nahm mich zuſammen und erzählte ruhig, wie es ſich

damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die ſein Erſtaunen ausdrückten, dazwiſchen. Als ich darauf kam, wie der Alte ſich mit frommem Mut dem Spuk entgegengeſtellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, ſchlug er die Hände zuſammen, hob ſie gefaltet zum Himmel empor und rief begeiſtert: „Ja, er iſt der Schutzgeiſt der Familie! — ruhen ſoll in der Gruft der Ahnen ſeine ſterbliche Hülle!“ — Ich hatte geendet. „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ murmelte der Baron in ſich hinein, indem er mit übereinander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und abſchritt. „Weiter war es alſo nichts, Herr Baron?“ frug ich laut, indem ich Miene machte, mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und ſprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der Sie ſo arg mitgeſpielt haben, ohne es zu wollen, die müſſen Sie wieder herſtellen, — Sie allein können das.“ Ich fühlte mich errötend, und ſtand ich dem Spiegel gegenüber, ſo erblickte ich gewiß in demſelben ein ſehr albernes verdutztes Geſicht. Der Baron ſchien ſich an meiner Verlegenheit zu weiden, er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironiſchen Lächeln. „Wie in aller Welt ſollte ich es anfangen,“ ſtotterte ich endlich mühſam heraus. „Nun, nun,“ unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu tun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunſt in Anſpruch. Die Baronin iſt nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis Ihrer Muſik, und ſie plötzlich herauszureißen, würde töricht und grauſam ſein. Setzen Sie die Muſik fort. Sie werden zur Abendſtunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen ſein. Aber gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Muſik, verbinden Sie geſchickt das Heitere mit dem Ernſten — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt ſich daran, ſie vergißt, daß der Spuk hier in dieſen Mauern hauſet, und die

Geſchichte wirkt nicht ſtärker auf ſie als jedes andere Zaubermärchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Geſpenſterbuch ihr aufgetiſcht worden. Das tun Sie, lieber Freund!" — Mit dieſen Worten entließ mich der Baron. — Ich ging — Ich war vernichtet in meinem eignen Innern, herabgeſunken zum bedeutungsloſen, törichten Kinde! — Ich, Wahnſinniger, der ich glaubte, Eiferſucht könne ſich in ſeiner Bruſt regen; er ſelbſt ſchickt mich zu Seraphinen, er ſelbſt ſieht in mir nur das willenloſe Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenigen Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtſein der Schuld, aber dieſe Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles verſunken in ſchwarze Nacht, und ich ſah nur den albernen Knaben, der in kindiſcher Verkehrtheit die papierne Krone, die er ſich auf den heißen Kopf ſtülpte, für echtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der ſchon auf mich wartete. „Nun Vetter, wo bleibſt du denn, wo bleibſt du denn?" rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron geſprochen," warf ich ſchnell und leiſe hin, ohne den Alten anſchauen zu können. „Tauſend Sapperlot!" — ſprach der Alte wie verwundert, „Tauſend Sapperlot, dacht' ich's doch gleich! — der Baron hat dich gewiß herausgefordert, Vetter?" — Das ſchallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufſchlug, bewies mir, daß er auch dieſes Mal, wie immer, ganz und gar mich durchſchaute. — Ich biß die Zähne zuſammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es deſſen nur bedurfte, um ſogleich von den tauſend Neckereien überſchüttet zu werden, die ſchon auf des Alten Lippen ſchwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, friſch gefallenen Schnee beſiegte. Sie ſah matt aus und abgeſpannt, doch als ſie nun leiſe und melodiſch ſprechend die dunkeln Augen erhob, da blitzte ſüßes ſehnſüchtiges Verlangen

aus düſterer Glut, und ein flüchtiges Rot überflog das lilienblaſſe Antlitz. Sie war ſchöner als jemals. — Wer ermißt die Torheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bittern Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles erſchien mir wie eine heilloſe Myſtifikation, und nun wollt' ich beweiſen, daß ich gar ſehr bei vollem Verſtande ſei und über die Maßen ſcharfſichtig. — Wie ein ſchmollendes Kind vermied ich die Baronin und entſchlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, ſo daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwiſchen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtiſch ſtießen wir fleißig die Gläſer zuſammen, und, wie es in ſolcher Stimmung zu geſchehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und luſtig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „Von Fräulein Adelheid." Ich nahm und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberſtift gekritzelt ſtand: „Und Seraphine?" — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich ſchaute hin nach Adelheid, die ſah mich an mit überaus ſchlauer, verſchmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leiſem Kopfnicken. Beinahe willkürlos murmelte ich ſtill: „Seraphine," nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß ſie auch in dem Augenblick getrunken hatte und ihr Glas eben hinſetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein ſchadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unſeliger! — Sie liebt dich doch!" — Einer der Gäſte ſtand auf und brachte nordiſcher Sitte gemäß die Geſundheit der Frau vom Hauſe aus. — Die Gläſer erklangen in lautem Jubel — Entzücken und Verzweiflung ſpalteten mir das Herz — die Glut des Weins flammte in mir auf, alles drehte ſich in Kreiſen, es war, als müßte ich vor aller Augen hinſtürzen zu ihren Füßen und mein Leben aushauchen! — „Was iſt Ihnen, lieber Freund?" Dieſe Frage meines Nachbars gab mir die Be-

ſinnung wieder, aber Seraphine war verſchwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Adelheid hielt mich feſt, ſie ſprach allerlei, ich hörte, ich verſtand kein Wort — ſie faßte mich bei beiden Händen und rief mir laut lachend etwas in die Ohren. — Wie von der Starrſucht gelähmt blieb ich ſtumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechaniſch ein Glas Likör aus Adelheids Hand nahm und es austrank, daß ich mich einſam in einem Fenſter wiederfand, daß ich dann hinausſtürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinauslief in den Wald. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, die Föhren ſeufzten vom Sturm bewegt; wie ein Wahnſinniger ſprang ich umher in weiten Kreiſen und lachte und ſchrie wild auf: „Schaut zu, ſchaut zu! — Heiſa! der Teufel macht ſein Tänzchen mit dem Knaben, der zu ſpeiſen gedachte total verbotene Früchte!“ — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hineinrufen gehört. Das Wetter hatte nachgelaſſen, der Mond ſchien hell durch die zerriſſenen Wolken, ich hörte Doggen anſchlagen und gewahrte eine finſtere Geſtalt, die ſich mir näherte. Es war der alte Jäger. „Ei, ei, lieber Herr Theodor!“ fing er an, „wie haben Sie ſich denn verirrt in dem böſen Schneegeſtöber, der Herr Juſtitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!“ — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtsſaal arbeitend. „Das haſt du gut gemacht,“ rief er mir entgegen, „das haſt du ſehr gut gemacht, daß du ein wenig ins Freie gingſt, um dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht ſo viel Wein, du biſt noch viel zu jung dazu, das taugt nicht.“ — Ich brachte kein Wort hervor, ſchweigend ſetzte ich mich hin an den Schreibtiſch. „Aber, ſage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von dir?“ — Ich erzählte alles und ſchloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Kur, die der Baron vorgeſchlagen. „Würde auch gar nicht angehen,“ fiel der Alte mir in die Rede, „denn

wir reiſen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter!" – Es geſchah ſo, ich ſah Seraphinen nicht wieder! –

Kaum angekommen in K. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals ſich von der beſchwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürriſches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelſten Laune, verkündete die Rückkehr ſeiner podagriſtiſchen Zufälle. Eines Tages wurd' ich ſchnell hingerufen, ich fand den Alten, vom Schlage getroffen, ſprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geſchloſſenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirtſchaftsinſpektors aus R–ſitten, doch, von dem tiefſten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an ſeinem baldigen Tod. Doch, noch ehe der Arzt kam, ſchlugen die Lebenspulſe wieder, die wunderbar kräftige Natur des ſiebzigjährigen Greiſes widerſtand dem tödlichen Anfall, noch desſelben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düſterer Frühling, und ſo kam es, daß nicht jener Zufall ſowohl als das Podagra, von dem böſen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieſer Zeit beſchloß er, ſich von jedem Geſchäft ganz zurückzuziehen. Er trat ſeine Juſtitiariate an andere ab, und ſo war mir jede Hoffnung verſchwunden, jemals wieder nach R–ſitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in ſchmerzloſen Stunden ſeine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es ſelbſt zu Jagdgeſchichten kam und ich jeden Augenblick vermutete, meine Heldentat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmeſſer erlegte, würde herhalten müſſen: niemals – niemals erwähnte er unſeres Aufenthalts in R–ſitten, und wer mag nicht einſehen, daß ich aus natürlicher Scheu mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen. — Meine bittere Sorge, meine ſtete Mühe um den Alten

hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund gestellt. Sowie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender, auf ewig für mich untergegangener Stern erschien. Ein Ereignis rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt mit eiskalten Schauern durchbebte! — Als ich nämlich eines Abends die Brieftasche, die ich in R—sitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblätterten Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umschlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber als ich das Band näher betrachte, sehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtlosen Wahnsinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geschickt zuzustellen, aber warum der Blutstropfe, der mich Entsetzliches ahnen ließ und jenes beinahe zu schäfermäßige Pfand zur schauervollen Mahnung an eine Leidenschaft, die teures Herzblut kosten konnte, hinaufsteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum erstenmal Seraphinen nahe, wie im leichten losen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Macht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht spielen soll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt! —

Endlich hatten die Frühlingsstürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete sein Recht, und war erst die Kälte unerträglich, so wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte sich zusehends und zog, wie er sonst zu tun pflegte, in einen Garten der Vorstadt. An einem stillen lauen Abende saßen wir in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter und dabei nicht, wie sonst, voll sarkastischer Ironie, sondern mild, beinahe weich gestimmt. „Vetter," fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute ist, ein ganz besonderes Wohlsein, wie ich es seit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich mit gleichsam elektrischer Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen

Tod.“ Ich mühte mich, ihn von dem düſtern Gedanken abzubringen. „Laß es gut ſein, Vetter,“ ſprach er, „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich dir noch eine Schuld abtragen! — Denkſt du noch an die Herbſtzeit in R—ſitten?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich dieſe Frage des Alten, noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß du dort auf ganz eigne Weiſe eintratſt und wider deinen Willen eingeflochten wurdeſt in die tiefſten Geheimniſſe des Hauſes. Jetzt iſt es an der Zeit, daß du alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter! haben wir über Dinge geſprochen, die du mehr ahnteſt als verſtandeſt. Die Natur ſtellt den Zyklus des menſchlichen Lebens in dem Wechſel der Jahreszeiten ſymboliſch dar, das ſagen ſie alle, aber ich meine das auf andere Weiſe als alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünſte des Sommers verdampfen, und erſt des Herbſtes reiner Äther zeigt deutlich die ferne Landſchaft, bis das Hienieden verſinkt in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellſehen des Alters ſich deutlicher das Walten der unerforſchlichen Macht zeigt. Es ſind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in dieſem Augenblick ſo klar das dunkle Verhängnis jenes Hauſes, dem ich durch feſtere Bande, als Verwandtſchaft ſie zu ſchlingen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles ſo erſchloſſen vor meines Geiſtes Augen! — doch, wie ich nun alles ſo geſtaltet vor mir ſehe, das Eigentliche, das kann ich dir nicht mit Worten ſagen, keines Menſchen Zunge iſt deſſen fähig. Höre, mein Sohn, das, was ich dir nur wie eine merkwürdige Geſchichte, die ſich wohl zutragen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in deiner Seele die Erkenntnis, daß die geheimnisvollen Beziehungen, in die du dich vielleicht nicht unberufen wagteſt, dich verderben konnten! — doch — das iſt nun vorüber!“ —

Die Geſchichte des R***ſchen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich ſo treu im Gedächtnis, daß ich ſie beinahe mit

seinen Worten (er sprach von sich selbst in der dritten Person) zu wiederholen vermag.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1760 weckte ein entsetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläuftige Schloß in tausend Trümmer zusammen, das Hausgesinde in R—sitten aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schrecken und Angst im leichenblassen Gesicht keuchte der Hausverwalter mit den Schlüsseln herbei, aber nicht gering war jedes Erstaunen, als man in tiefer Totenstille, in der das pfeifende Gerassel der mühsam geöffneten Schlösser, jeder Fußtritt recht schauerlich widerhallte, durch unversehrte Gänge, Säle, Zimmer fort und fort wandelte. Nirgends die mindeste Spur irgend einer Verwüstung. Eine finstere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er schritt hinauf in den großen Rittersaal, in dessen Seitenkabinett der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er astronomische Beobachtungen angestellt. Eine zwischen der Tür dieses und eines andern Kabinetts angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den astronomischen Turm. Aber sowie Daniel (so war der Hausverwalter geheißen) diese Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abscheulich heulend und sausend, Schutt und zerbröckelte Mauersteine entgegen, so daß er vor Entsetzen weit zurückprallte und, indem er den Leuchter, dessen Kerzen prasselnd verlöschten, an die Erde fallen ließ, laut aufschrie: „O, Herr des Himmels! der Baron ist jämmerlich zerschmettert!" — In dem Augenblick ließen sich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafkabinett des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn versammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernst im unentstellten Gesichte fanden sie ihn sitzend in dem großen reich verzierten Lehnstuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone

des Turms in ſich eingeſtürzt. Die großen Quaderſteine hatten Decke und Fußboden des aſtronomiſchen Zimmers eingeſchlagen, nebſt den nun voranſtürzenden mächtigen Balken mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen und einen Teil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fortgeriſſen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man tun ohne Gefahr, wenigſtens achtzig Fuß hinabzuſtürzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte ſeinen Tod bis auf die Stunde vorausgeſehen und ſeine Söhne davon benachrichtigt. So geſchah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., älteſter Sohn des Verſtorbenen, mithin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wohl bauend hatte er, ſowie er den verhängnisvollen Brief erhalten, ſogleich Wien, wo er auf der Reiſe ſich gerade befand, verlaſſen und war, ſo ſchnell es nur gehen wollte, nach R—ſitten geeilt. Der Hausverwalter hatte den großen Saal ſchwarz ausſchlagen und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebette, das hohe ſilberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen laſſen. Schweigend ſchritt Wolfgang die Treppe herauf in den Saal hinein und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Bruſt verſchränkten Armen ſtehen und ſchaute ſtarr und düſter mit zuſammengezogenen Augenbrauen dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildſäule, keine Träne kam in ſeine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwangen dich die Geſtirne, den Sohn, den du liebteſt, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter ſich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe und ſprach mit geſenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer betörter Greis! — Das Faſtnachtsſpiel mit ſeinen läppiſchen Täuſchungen iſt nun vorüber! — Nun magſt du erkennen, daß das kärglich zugemeſſene Beſitztum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenſeits über den

Sternen. – Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?" – Wieder ſchwieg der Baron einige Sekunden – dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachteteſt, ſoll mir dein Starrſinn rauben," und damit riß er ein zuſammengelegtes Papier aus der Taſche und hielt es zwiſchen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche ſtehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Widerſchein der Flamme auf dem Geſicht des Leichnams hin und her zuckte und ſpielte, war es, als rührten ſich die Muskeln und der Alte ſpräche tonloſe Worte, ſo daß der entfernt ſtehenden Dienerſchaft tiefes Grauen und Entſetzen ankam. Der Baron vollendete ſein Geſchäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen laſſen, mit dem Fuße ſorglich austrat. Dann warf er noch einen düſtern Blick auf den Vater und eilte mit ſchnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geſchehenen Verwüſtung des Turms bekannt und ſchilderte mit vielen Worten, wie ſich überhaupt alles in der Todesnacht des alten ſeligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl geraten ſein würde, ſogleich den Turm herſtellen zu laſſen, da, ſtürze er noch mehr zuſammen, das ganze Schloß in Gefahr ſtehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beſchädigt zu werden.

„Den Turm herſtellen?" fuhr der Freiherr den alten Diener funkelnden Zorn in den Augen an, „den Turm herſtellen? – Nimmermehr! – Merkſt du denn nicht," fuhr er dann gelaſſener fort, „merkſt du denn nicht, Alter, daß der Turm nicht ſo ohne weitern Anlaß einſtürzen konnte? – Wie, wenn mein Vater ſelbſt die Vernichtung des Orts, wo er ſeine unheimliche Sterndeuterei trieb, gewünſcht, wie, wenn er ſelbſt gewiſſe Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Turms, wenn er wollte, einſtürzen und ſo das Innere des Turms zerſchmettern zu laſſen? Doch dem ſei, wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zuſammenſtürzen, mir iſt es recht. Glaubt ihr denn, daß

ich in dem abenteuerlichen Eulenneſte hier hauſen werde? — Nein! jener kluge Ahnherr, der in dem ſchönen Talgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und ſo werden,“ ſprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wanderſtab zur Hand nehmen müſſen.“ „Daß ich,“ erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen ſchlotterbeinigten Greiſen bedienen laſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt, aber verſtoßen werde ich keinen. Arbeitslos ſoll euch das Gnadenbrot gut genug ſchmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz, „mich, den Hausverwalter, ſo außer Aktivität —“ Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt im Begriff ſtand, den Saal zu verlaſſen, ſich plötzlich um, blutrot im ganzen Geſichte vor Zorn, die geballte Fauſt vorgeſtreckt, ſchritt er auf den Alten zu und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, du alter heuchleriſcher Schurke, der du mit dem alten Vater das unheimliche Weſen triebſt dort oben, der du dich wie ein Vampir an ſein Herz legteſt, der vielleicht des Alten Wahnſinn verbrecheriſch nützte, um in ihm die hölliſchen Entſchlüſſe zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich ſollte ich hinausſtoßen wie einen räudigen Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über dieſe entſetzlichen Reden dicht neben dem Freiherrn auf beide Knie geſunken, und ſo mochte es geſchehen, daß dieſer, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechaniſch folgt und das Gedachte mimiſch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorſchleuderte, den Alten ſo hart an der Bruſt traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umſtürzte. Er raffte ſich mühſam in die Höhe, und indem er einen ſonderbaren Laut gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Tieres ausſtieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wut und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonſchreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdeſſen hatten ſich die in der Gegend befindlichen nächſten Verwandten des Hauſes eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R—ſitten befindlich, beigeſetzt, und nun, da die geladenen Gäſte ſich wieder entfernt, ſchien der neue Majoratsherr, von der düſtern Stimmung verlaſſen, ſich des erworbenen Beſitztums recht zu erfreuen. Mit V., dem Juſtitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur geſprochen, ſein volles Vertrauen ſchenkte und ihn in ſeinem Amt beſtätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats und überlegte, wieviel davon verwandt werden könne zu Verbeſſerungen und zum Aufbau eines neuen Schloſſes. V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich ſeine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da ſich unter den Briefſchaften nur ein paar unbedeutende Kapitalien in Bankoſcheinen befanden und die in einem eiſernen Kaſten befindliche bare Summe tauſend Taler nur um weniges überſtiege, gewiß irgendwo noch Geld verborgen ſein müſſe. Wer anders konnte davon unterrichtet ſein als Daniel, der, ſtörriſch und eigenſinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig beſorgt, daß Daniel, den er ſchwer beleidigt, nun nicht ſowohl aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderloſen Greiſe, der im Stammſchloſſe R—ſitten ſein Leben zu enden wünſchte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo verſteckte Schätze lieber vermodern laſſen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umſtändlich und ſchloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es geweſen ſei, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abſcheu, ſeine Söhne in R—ſitten wiederzuſehen, zu nähren gewußt habe. Der Juſtitiarius erklärte dieſe Nachrichten durchaus für falſch, da kein menſchliches Weſen auf der Welt imſtande geweſen ſei, des alten Freiherrn Entſchlüſſe nur einigermaßen zu lenken, viel weniger zu beſtimmen,

und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimnis wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes zu entlocken. Es bedurfte deſſen garnicht, denn kaum fing der Juſtitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr ſo wenig bares Geld hinterlaſſen?“ ſo erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpichten paar Taler, Herr Juſtitiarius, die Sie in dem kleinen Käſtchen fanden? — das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinett des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beſte,“ fuhr er dann fort, indem ſein Lächeln ſich zum abſcheulichen Grinſen verzog und blutrotes Feuer in ſeinen Augen funkelte, „aber das Beſte, viele tauſend Goldſtücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Juſtitiarius rief ſogleich den Freiherrn herbei, man begab ſich in das Schlafkabinett, in einer Ecke desſelben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde ſichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anſtarrte, dann aber Anſtalt machte, die Schlüſſel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühſam aus der Taſche gezerrt, an dem glänzenden Schloſſe zu verſuchen, ſtand Daniel da hoch aufgerichtet und wie mit hämiſchem Stolz herabblickend auf den Freiherrn, der ſich niedergebückt hatte, um das Schloß beſſer in Augenſchein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme ſprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr! — ſo bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken ſtählernen Schlüſſel hin, den ihm dieſer mit haſtiger Begier aus der Hand riß und die Tür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiſerne Truhe mit geöffnetem Deckel ſtand. Auf den vielen Geldſäcken lag ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit ſeinen wohlbekannten großen altväteriſchen Schriftzügen darauf geſchrieben:

Einmal hundert und funfzig tauſend Reichstaler in alten Friedrichsd'or erſpartes Geld von den Einkünften des Majorats-

gutes R—sitten, und ist diese Summe bestimmt zum Bau des Schlosses. Es soll ferner der Majoratsherr, der mir folgt, im Besitztum von diesem Gelde auf dem höchsten Hügel, östlich gelegen dem alten Schloßturm, den er eingestürzt finden wird, einen hohen Leuchtturm zum Besten der Seefahrer aufführen und allnächtlich feuern lassen.

R—sitten, in der Michaelisnacht des Jahres 1760.

Roderich Freiherr von R.

Erst als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben und wieder in den Kasten fallen lassen, sich ergötzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er sich rasch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewiesene Treue und versicherte, daß nur verleumderische Klätschereien schuld daran wären, daß er ihm anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schlosse sondern in vollem Dienst als Hausverwalter mit verdoppeltem Gehalt solle er bleiben. „Ich bin dir volle Entschädigung schuldig, willst du Gold, so nimm dir einen von jenen Beuteln!" — So schloß der Freiherr seine Rede, indem er mit niedergeschlagenen Augen, vor dem Alten stehend, mit der Hand nach dem Kasten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel musterte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röte ins Gesicht, und er stieß jenen entsetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Tiers ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Justitiarius beschrieben. Dieser erbebte, denn was der Alte nun zwischen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!" — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schatzes, hatte von allem nicht das Mindeste bemerkt; Daniel, den es wie im krampfichten Fieberfrost durch alle Glieder geschüttelt, nahte sich mit gebeugtem Haupt in demütiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand und sprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr, als ob er Tränen wegwische: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was soll ich armer kinderloser Greis

mit dem Golde? – aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden und will mein Amt verwalten rüſtig und unverdroſſen!"

Der Freiherr, der nicht ſonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den ſchweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und ſprach dann, indem er die Truhe verſchloß und die Schlüſſel ſorgfältig auszog, ſchnell hingeworfen: „Schon gut, ſchon gut, Alter! – Aber du haſt noch," fuhr er fort, nachdem ſie ſchon in den Saal getreten waren, „aber du haſt noch von vielen Goldſtücken geſprochen, die unten im zerſtörten Turm liegen ſollen?" Der Alte trat ſchweigend an die Pforte und ſchloß ſie mit Mühe auf. Aber ſowie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegeſtöber in den Saal; aufgeſcheucht flatterte ein Rabe kreiſchend und krächzend umher, ſchlug mit ſchwarzen Schwingen gegen die Fenſter und ſtürzte ſich, als er die offne Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Korridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abſcheulicher Anblick – Schwindel," ſtotterte er und ſank wie ohnmächtig dem Juſtitiarius in die Arme. Er raffte ſich jedoch gleich wieder zuſammen und frug, den Alten mit ſcharfen Blicken erfaſſend: „Und da unten?" – Der Alte hatte indeſſen die Pforte wieder verſchloſſen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, ſo daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüſſel aus den ganz verroſteten Schlöſſern loswinden zu können. Dies endlich zuſtande gebracht, wandte er ſich um nach dem Baron und ſprach, die großen Schlüſſel in der Hand hin und her ſchiebend, mit ſeltſamen Lächeln: „Ja, da unten liegen tauſend und tauſend – alle ſchönen Inſtrumente des ſeligen Herrn – Teleſkope, Quadranten – Globen – Nachtſpiegel – alles liegt zertrümmert im Schutt zwiſchen den Steinen und Balken!" – „Aber, bares Geld, bares Geld," fiel der Freiherr ein, „du haſt von Goldſtücken geſprochen, Alter?" – „Ich meinte nur," er-

widerte der Alte, „Sachen, welche viele tausend Goldstücke gekostet.“ – Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. –

Der Baron zeigte sich hocherfreut, nun mit einemmal zu allen Mitteln gelangt zu sein, deren er bedurfte, seinen Lieblingsplan ausführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Justitiarius, daß nach dem Willen des Verstorbenen nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schlosses, die Rede sein könne, und daß in der Tat jeder neue Bau schwerlich die ehrwürdige Größe, den ernsten einfachen Charakter des alten Stammhauses erreichen werde, der Freiherr blieb aber bei seinem Vorsatz und meinte, daß in solchen Verfügungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde sanktioniert worden, der tote [Wille] des Dahingeschiedenen weichen müsse. Er gab dabei zu verstehen, daß es seine Pflicht sei, den Aufenthalt in R–sitten so zu verschönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulasse, da er gedenke, in kurzer Zeit als sein innig geliebtes Weib ein Wesen heimzuführen, die in jeder Hinsicht der größten Opfer würdig sei.

Die geheimnisvolle Art, wie der Freiherr sich über das vielleicht schon insgeheim geschlossene Bündnis äußerte, schnitt dem Justitiarius jede weitere Frage ab, indessen fand er sich durch die Entscheidung des Freiherrn insofern beruhigt, als er wirklich in seinem Streben nach Reichtum mehr die Begier, eine geliebte Person das schönere Vaterland, dem sie entsagen mußte, ganz vergessen zu lassen, als eigentlichen Geiz finden wollte. Für geizig, wenigstens für unausstehlich habsüchtig mußte er sonst den Baron halten, der im Golde wühlend, die alten Friedrichsd'or beäugelnd sich nicht enthalten konnte, mürrisch aufzufahren: „Der alte Halunke hat uns gewiß den reichsten Schatz verschwiegen, aber künftigen Frühling laß ich den Turm ausräumen unter meinen Augen.“ –

Baumeister kamen, mit denen der Freiherr weitläuftig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigsten zu verfahren sei.

Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, selbſt zu zeichnen, und aufgeheitert durch dieſe Beſchäftigungen, die ihm beſtändig das ſonnenhelle Bild der glücklichſten Zukunft vor Augen ſtellten, erfaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelaſſenheit anſtreifte, und die er allen mitzuteilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz ſeiner Bewirtung widerlegte wenigſtens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel ſchien nun ganz jenen Tort, der ihm geſchehen, vergeſſen zu haben. Er betrug ſich ſtill und demütig gegen den Freiherrn, der ihn des Schatzes in der Tiefe halber oft mit mißtrauiſchen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der Alte ſich zu verjüngen ſchien von Tage zu Tage. Es mochte ſein, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte und er nun den Verluſt zu verſchmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht wie ſonſt kalte Nächte ſchlaflos auf dem Turm zubringen und beſſere Koſt, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greiſe ſchien ein rüſtiger Mann werden zu wollen mit roten Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab. — Das luſtige Leben in R— ſitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken ſollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgangs jüngerer Bruder, Hubert, war dieſer Mann, bei deſſen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufſchrie: „Unglücklicher, was willſt du hier!“ — Hubert ſtürzte dem Bruder in die Arme, dieſer faßte ihn aber und zog ihn mit ſich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er ſich mit ihm einſchloß. Mehrere Stunden blieben beide zuſammen, bis endlich Hubert herabkam mit verſtörtem Weſen und nach ſeinen Pferden rief. Der Juſtitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber; V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödlicher Bruderzwiſt enden könne, bat ihn, wenigſtens ein paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr

herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! – Du wirst dich besinnen!“ – Huberts Blicke heiterten sich auf, er gewann Fassung, und indem er den reichen Leibpelz, den er, schnell abgezogen, hinter sich dem Bedienten zuwarf, nahm er V–s Hand und sprach, mit ihm in die Zimmer schreitend, mit einem verhöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch also hier leiden.“ V. meinte, daß gewiß sich jetzt das unglückliche Mißverständnis lösen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die stählerne Zange, die beim Kamin stand, zur Hand, und indem er damit ein astiges dampfendes Stück Holz auseinander klopfte und das Feuer besser aufschürte, sprach er zu V.: „Sie merken, Herr Justitiarius, daß ich ein gutmütiger Mensch bin und geschickt zu allerlei häuslichen Diensten. Aber Wolfgang ist voll der wunderlichsten Vorurteile und – ein kleiner Geizhals.“ – V. fand es nicht geraten, weiter in das Verhältnis der Brüder einzudringen, zumal Wolfgangs Gesicht, sein Benehmen, sein Ton den durch Leidenschaften jeder Art im Innersten zerrissenen Menschen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entschlüsse in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am späten Abend hinauf in sein Gemach. Er fand ihn, wie er, die Arme über den Rücken zusammengeschränkt, ganz verstört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb stehen, als er endlich den Justitiarius erblickte, faßte seine beiden Hände, und düster ihm ins Auge schauend, sprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder ist gekommen! – Ich weiß,“ fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „ich weiß, was Sie sagen wollen. Ach, Sie wissen nichts. Sie wissen nicht, daß mein unglücklicher Bruder – ja unglücklich nur will ich ihn nennen – daß er wie ein böser Geist mir überall in den Weg tritt und meinen Frieden stört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unaussprechlich elend wurde, er tat das Seinige dazu, doch der Himmel wollt' es nicht. – Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt

wurde, verfolgt er mich mit tödlichem Haß. Er beneidet mich um das Beſitztum, das in ſeinen Händen wie Spreu verflogen wäre. Er iſt der wahnſinnigſte Verſchwender, den es gibt. Seine Schuldenlaſt überſteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Kurland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her und bettelt um Geld." — „Und Sie, der Bruder, verweigern" — wollte ihm V. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er V—s Hände fahren ließ und einen ſtarken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Taler verſchenken! — Aber hören Sie, welchen Vorſchlag ich dem Unſinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Kurland iſt, wie Sie wiſſen, bedeutend, auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zu Gunſten ſeiner Familie. Hubert iſt verheiratet in Kurland an ein ſchönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt und darbt mit ihnen. Die Güter ſollten adminiſtriert, aus den Revenüen ihm die nötigen Gelder zum Unterhalt angewieſen, die Gläubiger vermöge Abkommens befriedigt werden. Aber was gilt ihm ein ruhiges ſorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, bares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtſinn es verpraſſen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimnis mit den einhundert und funfzigtauſend Talern verraten, davon verlangt er die Hälfte nach ſeiner wahnſinnigen Weiſe, behauptend, dies Geld ſei, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten — Ich muß und werde ihm dies verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern!" — So ſehr V. ſich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider ſeinen Bruder auszureden, wobei er ſich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältniſſe, mit ganz allgemeinen moraliſchen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, ſo gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem

feindſeligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. tat dies mit ſo viel Vorſicht, als ihm nur möglich war, und freute ſich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es dann ſein, ich nehme die Vorſchläge des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt ſtehe, durch die Härte meiner Gläubiger Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tauſend Friedrichsd'or bar vorſchieße und erlaube, daß ich künftig wenigſtens einige Zeit hindurch meinen Wohnſitz in dem ſchönen R—ſitten bei dem gütigen Bruder nehme." — „Nimmermehr!" ſchrie der Freiherr auf, als ihm V. dieſe Vorſchläge des Bruders hinterbrachte, „nimmermehr werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hauſe verweile, ſobald ich mein Weib hergebracht! — Gehen Sie, mein teurer Freund, ſagen Sie dem Friedenſtörer, daß er zweitauſend Friedrichsd'or haben ſoll, nicht als Vorſchuß, nein als Geſchenk, nur fort — fort!" V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr ſich ohne Wiſſen des Vaters ſchon verheiratet hatte, und daß in dieſer Heirat auch der Grund des Bruderzwiſtes liegen mußte. Hubert hörte ſtolz und gelaſſen den Juſtitiarius an und ſprach, nachdem er geendet, dumpf und düſter: „Ich werde mich beſinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hier bleiben!" — V. bemühte ſich, dem Unzufriedenen darzutun, daß der Freiherr doch in der Tat alles tue, ihn durch die Abtretung des freien Vermögens ſoviel als möglich zu entſchädigen, und daß er über ihn ſich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müſſe, daß jede Stiftung, die den Erſtgebornen ſo vorwiegend begünſtige und die andern Kinder in den Hintergrund ſtelle, etwas Gehäſſiges habe. Hubert riß wie einer, der Luft machen will der beklemmten Bruſt, die Weſte von oben bis unten auf; die eine Hand in die offne Buſenkrauſe begraben, die andere in die Seite geſtemmt drehte er ſich mit einer raſchen Tänzerbewegung auf einem Fuße um und rief mit ſchneidender Stimme: „Pah! — das Gehäſſige wird geboren vom Haß" — dann ſchlug er ein gellendes Gelächter auf und

ſprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr dem armen Bettler ſeine Goldſtücke zuzuwerfen gedenkt.“ – V. ſah nun wohl ein, daß von völliger Ausſöhnung der Brüder garnicht die Rede ſein könne.

Hubert richtete ſich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schloſſes angewieſen worden, zu des Freiherrn Verdruß auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter ſprach, ja daß dieſer ſogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonſt ließ er ſich wenig ſehen und mied es ganz, mit dem Bruder allein zuſammen zu kommen, welches dieſem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieſes Verhältniſſes, ja er mußte ſich es ſelbſt geſtehen, daß die ganz beſondere unheimliche Manier Huberts in allem, was er ſprach und tat, alle Luſt recht gefliſſentlich zerſtörend eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten ſah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. ſaß allein in der Gerichtsſtube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernſter, gelaſſener als ſonſt, und mit beinahe wehmütiger Stimme ſprach: „Ich nehme auch die letzten Vorſchläge des Bruders an, bewirken Sie, daß ich die zweitauſend Friedrichsd'or noch heute erhalte, in der Nacht will ich fort – zu Pferde – ganz allein“ – „Mit dem Gelde?“ frug V. – „Sie haben recht,“ erwiderte Hubert, „ich weiß, was Sie ſagen wollen – die Laſt! – Stellen Sie es in Wechſel auf Iſak Lazarus in K.! – Noch in dieſer Nacht will ich hin nach K. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat ſeine böſen Geiſter hier hinein gehext!“ – „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug V. ſehr ernſt. Huberts Lippen bebten, er hielt ſich an dem Stuhl feſt, um nicht umzuſinken, dann aber, ſich plötzlich ermannend, rief er: „Alſo noch heute, Herr Juſtitiarius,“ und wankte nicht ohne Anſtrengung zur Tür hinaus. „Er ſieht jetzt ein, daß keine Täuſchungen mehr möglich ſind, daß er nichts vermag gegen meinen feſten Willen,“ ſprach der Freiherr, indem er den Wechſel

auf Iſak Lazarus in K. ausſtellte. Eine Laſt wurde ſeiner Bruſt entnommen durch die Abreiſe des feindlichen Bruders, lange war er nicht ſo froh geweſen als bei der Abendtafel. Hubert hatte ſich entſchuldigen laſſen, alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, deſſen Fenſter nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles totenſtill, und ſo mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuſchung eines Traums halten. Ein ganz beſonderes Gefühl von Grauen und Angſt bemächtigte ſich ſeiner aber ſo ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er ſtand auf und trat ans Fenſter. Nicht lange dauerte es, ſo wurde das Schloßtor geöffnet, und eine Geſtalt mit einer brennenden Kerze in der Hand trat heraus und ſchritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Geſtalt den alten Daniel und ſah, wie er die Stalltür öffnete, in den Stall hineinging und bald darauf ein geſatteltes Pferd herausbrachte. Nun trat aus der Finſternis eine zweite Geſtalt hervor, wohl eingehüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig ſprach, dann aber ſich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verſchloß dieſen und ebenſo die Tür des Schloſſes, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen und ſich in dem Augenblick eines andern beſonnen, das war nun klar. Ebenſo aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündniſſe ſtand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereigniſſen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, ſich gegen Anſchläge des bösartigen Hubert zu waffnen, die ſich, wie V. jetzt überzeugt war, ſchon geſtern in ſeinem verſtörten Weſen kund getan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzuſtehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Tür Auf-, Tür Zuſchlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus und ſtieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblaſſen Geſichtern ihm vorbei — Trepp auf — Trepp ab — hinaus — hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt und ſchon ſtundenlang vergebens geſucht werde. — In Gegenwart des Jägers hatte er ſich ins Bette gelegt, er mußte dann aufgeſtanden und ſich im Schlafrock und Pantoffeln mit dem Armleuchter in der Hand entfernt haben, denn eben dieſe Stücke wurden vermißt. V. lief, von düſterer Ahnung getrieben, in den verhängnisvollen Saal, deſſen Seitenkabinett gleich dem Vater Wolfgang zu ſeinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Turm ſtand weit offen, tief entſetzt ſchrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerſchmettert!“ — Es war dem ſo. Schnee war gefallen, ſo daß man von oben herab nur den zwiſchen den Steinen hervorragenden ſtarren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, mit Lebensgefahr auf zuſammengebundenen Leitern herabzuſteigen und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangſt hatte der Baron den ſilbernen Armleuchter feſt gepackt, die Hand, die ihn noch feſthielt, war der einzige unverſehrte Teil des ganzen Körpers, der ſonſt durch das Anprallen an die ſpitzen Steine auf das gräßlichſte zerſchellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz ſtürzte Hubert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen und in dem Saal gerade an der Stelle auf einen breiten Tiſch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich lag. Niedergeſchmettert von dem gräßlichen Anblick heulte er: „Bruder — o, mein armer Bruder — nein, das hab' ich nicht erfleht von den Teufeln, die über mir waren!“ — V. erbebte vor dieſer verfänglichen Rede, es war ihm ſo, als müſſe er zufahren auf Hubert als den

Mörder ſeines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er erholte ſich, nachdem er ſtärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düſtern Gram im halb erloſchnen Auge trat er dann bei V. ins Zimmer und ſprach, indem er vor Mattigkeit nicht fähig zu ſtehen ſich langſam in einen Lehnſtuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünſcht, weil der Vater ihm den beſten Teil des Erbes zugewandt durch eine törichte Stiftung — jetzt hat er ſeinen Tod gefunden auf ſchreckliche Weiſe — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz iſt zermalmt, ich kann, ich werde niemals glücklich ſein. Ich beſtätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehnteſten Vollmachten rückſichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hauſen vermag!" — Hubert verließ das Zimmer und war in ein paar Stunden ſchon auf dem Wege nach K. Es ſchien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgeſtanden war und ſich vielleicht in das andere Kabinett, wo eine Bibliothek aufgeſtellt, begeben wollen. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Tür, öffnete ſtatt derſelben die Pforte, ſchritt vor und ſtürzte hinab. Dieſe Erklärung enthielt indeſſen immer viel Erzwungenes. Konnte der Baron nicht ſchlafen, wollte er ſich noch ein Buch aus der Bibliothek holen, um zu leſen, ſo ſchloß dieſes alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur ſo war es möglich, die Tür des Kabinetts zu verfehlen und ſtatt dieſer die Pforte zu öffnen. Überdem war dieſe feſt verſchloſſen und mußte erſt mit vieler Mühe aufgeſchloſſen werden. „Ach," fing endlich, als V. dieſe Unwahrſcheinlichkeiten vor verſammelter Dienerſchaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz geheißen, an: „ach, lieber Herr Juſtitiarius, ſo hat es wohl ſich nicht zugetragen!" — „Wie denn anders?" fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der ſeinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den andern mit der Sprache heraus, ſondern behielt ſich vor, das, was er davon zu ſagen wiſſe, dem Juſtitiarius allein zu vertrauen. V. erfuhr nun, daß

der Freiherr zu Franz ſehr oft von den vielen Schätzen ſprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom böſen Geiſt getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüſſel ihm Daniel hatte geben müſſen, öffnete und mit Sehnſucht hinabſchaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichtümern. Gewiß war es nun wohl alſo, daß in jener verhängnisvollen Nacht der Freiherr, nachdem ihn der Jäger ſchon verlaſſen, noch einen Gang nach dem Turm gemacht und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und herabgeſtürzt hatte. Daniel, der von dem entſetzlichen Tode des Freiherrn auch ſehr erſchüttert ſchien, meinte, daß es gut ſein würde, die gefährliche Pforte feſt vermauern zu laſſen, welches denn auch gleich geſchah. Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbeſitzer, ging, ohne ſich wieder in R—ſitten ſehen zu laſſen, nach Kurland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumſchränkten Verwaltung des Majorats nötig waren. Der Bau des neuen Schloſſes unterblieb, wogegen ſo viel möglich das alte Gebäude in guten Stand geſetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verfloſſen, als Hubert zum erſtenmal zur ſpäten Herbſtzeit ſich in R—ſitten einfand und, nachdem er mehrere Tage mit V. in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen zugebracht, wieder nach Kurland zurückging. Bei ſeiner Durchreiſe durch K. hatte er bei der dortigen Landesregierung ſein Teſtament niedergelegt.

Während ſeines Aufenthalts in R—ſitten ſprach der Freiherr, der in ſeinem tiefſten Weſen ganz geändert ſchien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Dieſe gingen wirklich in Erfüllung; denn er ſtarb ſchon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam ſchnell herüber von Kurland, um das reiche Majorat in Beſitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schweſter. Der Jüngling ſchien alle böſen Eigenſchaften der Vorfahren in ſich zu vereinen; er bewies ſich als ſtolz, hochfahrend, ungeſtüm, habſüchtig gleich in den erſten Augenblicken ſeines Aufenthalts in R—ſitten. Er wollte auf der Stelle vieles ändern laſſen, welches ihm nicht bequem, nicht gehörig ſchien; den Koch warf er zum

Hauſe hinaus; den Kutſcher verſuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumſtarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen; kurz, er war im beſten Zuge, die Rolle des ſtrengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernſt und Feſtigkeit entgegentrat, ſehr beſtimmt verſichernd: Kein Stuhl ſolle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlaſſen, wenn es ihr noch ſonſt darin gefalle, vor Eröffnung des Teſtaments. „Sie unterſtehen ſich hier, dem Majoratsherrn" — fing der Baron an. V. ließ den vor Wut ſchäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, ſondern ſprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Übereilung, Herr Baron! — Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Teſtaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wiſſen. — Erinnern Sie ſich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Teſtaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R—ſitten zu verſagen, und ich rate Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, ſich ruhig nach K. zu begeben." Der Ernſt des Gerichtshalters, der entſchiedene Ton, mit dem er ſprach, gab ſeinen Worten gehörigen Nachdruck, und ſo kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu ſpitzigen Hörnern anlaufen wollte wider den feſten Bau, die Schwäche ſeiner Waffen fühlte und für gut fand, im Rückzuge ſeine Beſchämung mit einem höhniſchen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verfloſſen und der Tag gekommen, an dem nach dem Willen des Verſtorbenen das Teſtament in K., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden ſollte. Außer den Gerichtsperſonen, dem Baron und V. befand ſich noch ein junger Menſch von edlem Anſehn in dem Gerichtsſaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknöpftes Aktenſtück aus dem Buſen hervorragte, für V . . s Schreiber hielt. Der Baron ſah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achſel an und verlangte ſtürmiſch, daß man die langweilige

überflüſſige Zeremonie nur ſchnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen ſolle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieſer Erbangelegenheit, wenigſtens hinſichts des Majorats, auf ein Teſtament ankommen könne, und werde, inſofern hier irgend etwas verfügt ſein ſolle, es lediglich von ſeinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verſtorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürriſchen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtsſchreiber ſich zum lauten Ableſen des Teſtaments anſchickte, ſchaute er gleichgültig nach dem Fenſter hin, den rechten Arm nachläſſig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstiſch und auf deſſen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verſtorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr beſeſſen, ſondern dasſelbe nur namens des einzigen Sohnes des verſtorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach ſeinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieſer ſei derjenige, dem nach der Familien-Succeſſion durch ſeines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genaueſten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Beſtand u. ſ. w. würde man in ſeinem Nachlaß finden. Wolfgang von R., ſo erzählte Hubert in dem Teſtament, lernte auf ſeinen Reiſen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen und faßte eine ſolche heftige Neigung zu ihr, daß er ſich nie mehr von ihr zu trennen beſchloß. Sie war ſehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendſten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, deſſen ganzes Streben dahin ging, das Majorathaus auf alle nur mögliche Weiſe zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater ſeine Neigung zu entdecken; was aber vorauszuſehen, geſchah wirklich, indem der Alte beſtimmt erklärte, daß er ſchon ſelbſt die Braut für den Majoratsherrn erkoren und von einer andern niemals

die Rede ſein könne. Wolfgang, ſtatt, wie er ſollte, nach England hinüberzuſchiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück und vermählte ſich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebar, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, ſo lange ſchwieg und ſich ſelbſt als Majoratsherr gerierte, waren verſchiedene Urſachen angeführt, die ſich auf frühere Verabredungen mit Wolfgang bezogen, indeſſen unzureichend und aus der Luft gegriffen ſchienen. –

Wie vom Donner gerührt ſtarrte der Baron den Gerichtsſchreiber an, der mit eintöniger ſchnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, ſtand V. auf, nahm den jungen Menſchen, den er mitgebracht, bei der Hand und ſprach, indem er ſich gegen die Anweſenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R–ſitten vorzuſtellen!“ Baron Hubert blickte den Jüngling, der wie vom Himmel gefallen ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Kurland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Fauſt und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtsſaal hinaus. Von den Gerichtsperſonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Perſon, für die er ſich ausgab, legitimieren ſollten. Er überreichte den beglaubigten Auszug aus den Regiſtern der Kirche, wo ſein Vater ſich trauen laſſen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val in Gegenwart der genannten Perſonen durch prieſterliche Einſegnung getraut worden. Ebenſo hatte er ſeinen Taufſchein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit ſeiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in gültiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verſchiedene Briefe ſeines Vaters an ſeine ſchon längſt verſtorbene Mutter, die aber alle nur mit W. unterzeichnet waren.

V. sah alle diese Papiere mit finsterm Gesichte durch und sprach, ziemlich bekümmert, als er sie wieder zusammenschlug: „Nun, Gott wird helfen!“ –

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advokaten, den er zu seinem Rechtsfreunde erkoren, bei der Landesregierung in K. eine Vorstellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als sofort die Übergabe des Majorats R–sitten an ihn zu veranlassen. Es verstehe sich von selbst, sagte der Advokat, daß weder testamentarisch noch auf irgend eine andere Weise der verstorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Testament sei also nichts anders als die aufgeschriebene und gerichtlich übergebene Aussage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben solle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft als jede andere irgend eines Zeugen haben und also unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr sei es die Sache dieses Prätendenten, sein vorgebliches Erbrecht, dem hiemit ausdrücklich widersprochen werde, im Wege des Prozesses darzutun und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succession dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindizieren. Durch den Tod des Vaters sei der Besitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbschaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entsagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Besitze nicht durch ganz illiquide Ansprüche turbiert werden. Was der Verstorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzustellen, sei ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er selbst, wie aus den nachgelassenen Papieren erforderlichen Falls nachgewiesen werden könne, eine Liebschaft in der Schweiz gehabt habe, und so sei vielleicht der angebliche Brudersohn der eigne in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wollen. –

So sehr auch die Wahrscheinlichkeit für die im Testament behaupteten Umstände sprach, so sehr auch die Richter hauptsächlich die letzte Wendung, in der der Sohn sich nicht scheute, den Verstorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, so blieb doch die Ansicht der Sache, wie sie aufgestellt worden, die richtige, und nur den rastlosen Bemühungen V . . s, der bestimmten Versicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das bündigste geführt werden solle, konnte es gelingen, daß die Übergabe des Majorats noch ausgesetzt und die Fortdauer der Administration bis nach entschiedener Sache verfügt wurde.

V. sah nur zu gut ein, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten. Er hatte alle Briefschaften des alten Roderich durchstöbert, ohne die Spur eines Briefes oder sonst eines Aufsatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältnis Wolfgangs mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte. Gedankenvoll saß er in R—sitten in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchsucht, und arbeitete an einem Aufsatze für den Notar in Genf, der ihm als ein scharfsinniger tätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen schaffen sollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond schien hell hinein in den anstoßenden Saal, dessen Tür offen stand. Da war es, als schritte jemand langsam und schwer die Treppe herauf und klirre und klappere mit Schlüsseln. V. wurde aufmerksam, er stand auf, ging in den Saal und vernahm nun deutlich, daß jemand sich durch den Flur der Türe des Saals nahte. Bald darauf wurde diese geöffnet, und ein Mensch mit leichenblassem entstellten Antlitz in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüsselbund trat langsam hinein. V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er so spät in der Nacht wolle, als ihn in dem

ganzen Weſen des Alten, in dem zum Tode erſtarrten Antlitz etwas Unheimliches, Geſpenſtiſches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor ſich habe. Der Alte ging mit gemeſſenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Tür, die ehemals zum Turm führte. Dicht vor derſelben blieb er ſtehen und ſtieß aus tiefer Bruſt einen heulenden Laut aus, der ſo entſetzlich in dem ganzen Saale widerhallte, daß V. erbebte vor Grauſen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden geſtellt, den Schlüſſelbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an, mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei ſtöhnte er und ächzte wie gepeinigt von einer namenloſen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauſchen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beſchwichtigend, bückte ſich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und ſchlich mit leiſen gemeſſenen Schritten nach der Türe zurück. V. folgte ihm behutſam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte ſchloß die große Haupttür des Schloſſes auf, V. ſchlüpfte geſchickt hindurch; nun begab er ſich nach dem Stall, und nachdem er zu V . . s tiefem Erſtaunen den Armleuchter ſo geſchickt hingeſtellt hatte, daß das ganze Gebäude genugſam erhellt wurde ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zeug herbei und rüſtete mit großer Sorglichkeit, den Gurt feſt- die Steigbügel hinaufſchnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Büſchel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge ſchnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Zügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden ſtehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen verſprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, ſattelte es wieder ab und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verſchloß den

Stall, kehrte in das Schloß zurück und verschwand endlich in sein Zimmer, das er sorgfältig verriegelte. V. fühlte sich von diesem Auftritt im Innersten ergriffen, die Ahnung einer entsetzlichen Tat erhob sich vor ihm wie ein schwarzes höllisches Gespenst, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage seines Schützlings glaubte er wenigstens das, was er gesehen, nützen zu müssen zu seinem Besten. Andern Tages, es wollte schon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in sein Zimmer, um irgend eine sich auf den Hausstand beziehende Anweisung einzuholen. Da faßte ihn V. bei beiden Armen und fing an, indem er ihn zutraulich in den Sessel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich dich fragen wollen, was hältst du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts sonderbares Testament über den Hals gebracht hat? — Glaubst du denn wohl, daß der junge Mensch wirklich Wolfgangs in rechtsgültiger Ehe erzeugter Sohn ist?" Der Alte, sich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und V . . s starr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürrisch: „Pah! — er kann es sein; er kann es auch nicht sein. Was schiert's mich, mag nun hier Herr werden, wer da will." — „Aber ich meine," fuhr V. fort, indem er dem Alten näher rückte und die Hand auf seine Schulter legte, „aber ich meine, da du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hattest, so verschwieg er dir gewiß nicht die Verhältnisse seiner Söhne. Er erzählte dir von dem Bündnis, das Wolfgang wider seinen Willen geschlossen?" — „Ich kann mich auf dergleichen garnicht besinnen," erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du bist schläfrig, Alter," sprach V., „hast du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?" — „Daß ich nicht wüßte," entgegnete der Alte frostig, „aber ich will nun gehen und das Abendessen bestellen." Hiemit erhob er sich schwerfällig vom Stuhl, indem er sich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch, Alter," rief V. indem er ihn bei der Hand

ergriff und zum Sitzen nötigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstisch stehen, auf den er sich mit beiden Händen stemmte, den Leib übergebogen nach V. hin und mürrisch fragend: „Nun was soll's denn, was schiert mich das Testament, was schiert mich der Streit um das Majorat" – „Davon," fiel ihm V. in die Rede, „wollen wir auch garnicht mehr sprechen: von ganz etwas anderm, lieber Daniel! – Du bist mürrisch, du gähnst, das alles zeugt von besonderer Abspannung, und nun möcht' ich beinahe glauben, daß du es wirklich gewesen bist in dieser Nacht." – „Was bin ich gewesen in dieser Nacht?" frug der Alte in seiner Stellung verharrend. „Als ich," sprach V. weiter, „gestern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal saß, kamst du zur Türe herein, ganz starr und bleich, schrittest auf die zugemauerte Tür los, kratztest mit beiden Händen an der Mauer und stöhntest, als wenn du große Qualen empfändest. Bist du denn ein Nachtwandler, Daniel?" Der Alte sank zurück in den Stuhl, den ihm V. schnell unterschob. Er gab keinen Laut von sich, die tiefe Dämmerung ließ sein Gesicht nicht erkennen, V. bemerkte nur, daß er kurz Atem holte und mit den Zähnen klapperte. – „Ja," fuhr V. nach kurzem Schweigen fort, „ja es ist ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wissen sie von diesem sonderbaren Zustande, von allem, was sie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeste." – Daniel blieb still. – „Ähnliches," sprach V. weiter, „wie gestern mit dir, habe ich schon erlebt. Ich hatte einen Freund, der stellte so wie du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal setzte er sich hin und schrieb Briefe. Am merkwürdigsten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leise ins Ohr zu flüstern, es mir bald gelang, ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen, und selbst das, was er im Wachen sorglich verschwiegen haben würde, floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerstehen, die auf ihn einwirkte, von seinen Lippen. –

Der Teufel! ich glaube, verſchwiege ein Mondſüchtiger irgend eine begangene Untat noch ſo lange, man könnte ſie ihm abfragen in dem ſeltſamen Zuſtande. — Wohl dem, der ein reines Gewiſſen hat wie wir beide, guter Daniel, wir können ſchon immer Nachtwandler ſein, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willſt du herauf in den aſtronomiſchen Turm, wenn du ſo abſcheulich an der zugemauerten Türe kratzeſt? — Du willſt gewiß laborieren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich dir nächſtens abfragen!" — Der Alte hatte, während V. dieſes ſprach, immer ſtärker und ſtärker gezittert, jetzt flog ſein ganzer Körper von heilloſem Krampf hin und her geworfen, und er brach aus in ein gellendes unverſtändiges Geplapper. V. ſchellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkürlos bewegtes Automat hob man ihn auf und brachte ihn ins Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieſer heilloſe Zuſtand gedauert, verfiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm dieſen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verſchloß ſich wie gewöhnlich in ſein Zimmer. V. hatte wirklich beſchloſſen, den Verſuch anzuſtellen, in dem Augenblick, als er davon gegen Daniel ſprach, wiewohl er ſich ſelbſt geſtehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erſt jetzt von ſeiner Mondſucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geſtändniſſe, in dieſem Zuſtande abgelegt, eben nicht geeignet ſein würden, darauf weiter fortzubauen. Demunerachtet begab er ſich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieſer Krankheit geſchieht, gezwungen werden würde, willkürlos zu handeln. Um Mitternacht erhob ſich ein großer Lärm auf dem Hofe. V. hörte deutlich ein Fenſter einſchlagen, er eilte herab, und als er die Gänge durchſchritt, wallte ihm ein ſtinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Dieſen brachte man eben todſtarr herausgetragen, um ihn in einem andern

Zimmer ins Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, ſo erzählten die Diener, durch ein ſeltſames dumpfes Pochen geweckt, er glaubte, dem Alten ſei etwas zugeſtoßen, und ſchickte ſich an aufzuſtehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: „Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennt's lichterloh!" — Auf dies Geſchrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen, die Tür des Zimmers einzubrechen, blieb umſonſt. Nun eilten ſie heraus auf den Hof, aber der entſchloſſene Wächter hatte ſchon das Fenſter des niedrigen, im Erdgeſchoſſe befindlichen Zimmers eingeſchlagen und die brennenden Gardinen herabgeriſſen, worauf ein paar hineingegoſſene Eimer Waſſer den Brand augenblicklich löſchten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch feſt den Armleuchter in der Hand, deſſen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt und ſo das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbraunen und ein gut Teil Kopfhaare weggeſengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, ſo hätte der Alte hülflos verbrennen müſſen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Tür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeſchrobene Riegel, die noch den Abend vorher nicht dageweſen, verwahrt war. V. ſah ein, daß der Alte ſich hatte das Hinausſchreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerſtehen konnte er dem blinden Triebe nicht. Der Alte verfiel in eine ernſte Krankheit; er ſprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu ſich und ſtarrte, wie feſtgeklammert von einem entſetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen ſich der Tod malte, vor ſich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht erſtehen werde. Alles, was ſich für ſeinen Schützling tun ließ, hatte V. getan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten und wollte deshalb nach K. zurück. Die Abreiſe war für den folgenden Morgen beſtimmt. V. packte ſpät abends ſeine Skripturen zuſammen, da fiel ihm ein kleines

Paket in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. versiegelt und mit der Aufschrift: „Nach Eröffnung meines Testaments zu lesen", zugestellt, und das er unbegreiflicherweise noch nicht beobachtet hatte. Er war im Begriff dieses Paket zu entsiegeln, als die Tür aufging und mit leisen gespenstischen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine schwarze Mappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtisch, dann mit einem tiefen Todesseufzer auf beide Knie sinkend, V. . s Hände mit den seinen krampfhaft fassend, sprach er hohl und dumpf wie aus tiefem Grabe: „Auf dem Schafott stürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet!" — dann richtete er sich unter angstvollem Keuchen mühsam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu lesen, was die schwarze Mappe und Huberts Paket enthielt. Beides hing genau zusammen und bestimmte von selbst die weitern Maßregeln, die nun zu ergreifen. Sowie V. in K. angekommen, begab er sich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche mittags anfing und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen fortdauerte, war aber, daß der Freiherr andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Testamente seines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R., mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimierten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtssaal herabstieg, stand sein Wagen mit Postpferden vor der Türe, er reiste schnell ab und ließ Mutter und Schwester zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wiedersehen, hatte er ihnen mit andern rätselhaften Äußerungen geschrieben. Roderichs Erstaunen über diese Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V., ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnisvolle Macht im Spiele sei. V. vertröstete ihn indessen auf

künftige Zeiten, und zwar, wenn er Besitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Übergabe des Majorats konnte nämlich deshalb nicht geschehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Huberts, außerdem die vollständige Legitimation Roderichs verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R—sitten an und setzte hinzu: daß Huberts Mutter und Schwester, durch seine schnelle Abreise in augenblickliche Verlegenheit gesetzt, den stillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuschvollen teuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigstens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde anmutige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der Tat wußte der Freiherr seinen Aufenthalt in R—sitten so gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das alles zu schnell, da bis jetzt Roderichs Legitimation als Majoratsherr von R—sitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Kurland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schlosse. Hubert hatte sich garnicht auf den Gütern sehen lassen, sondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienste getreten und stand jetzt im Felde gegen die Perser, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die schnelle Abreise der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrschte, nötig. Roderich, der sich schon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht, die Geliebte zu begleiten, und so wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einsam wie vorher. Des Hausverwalters böse Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, so daß er nicht mehr daraus zu erstehen glaubte, sein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günstigsten Nachrichten aus

der Schweiz. Der Pfarrer, der Wolfgangs Trauung vollzogen, war längst gestorben, indessen fand sich in dem Kirchenbuche von seiner Hand notiert, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, sich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R—sitten, vollständig legitimiert habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf und ein alter französischer Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls sich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Aussagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollständigen Nachweis der Rechte seines Machtgebers, und nichts stand der Übergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbst erfolgen sollte. Hubert war gleich in der ersten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben, ihn hatte das Schicksal seines jüngern Bruders, der ein Jahr vor seines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; so fielen die Güter in Kurland der Baronesse Seraphine von R. zu und wurden eine schöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit seiner Braut in R. . sitten anlangte. Die Übergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche Woche verging im Taumel der Lust, bis endlich die übersättigten Gäste nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V. . s, der von R—sitten nicht scheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das genaueste einzuweihen in alle Verhältnisse des neuen Besitztums. Mit der strengsten Genauigkeit hatte Roderichs Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, so daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu seinem Unterhalt bekam, durch die Überschüsse der Einnahme jenes bare Kapital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuschuß erhielt. Nur in den

erſten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in ſeinem Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinſtrument ausgeſtellt und es auf den ihm zuſtehenden Anteil der Güter in Kurland verſichern laſſen. – V. hatte ſeit der Zeit, als ihm Daniel als Nächtwandler erſchien, das Schlafgemach des alten Roderich zu ſeinem Wohnzimmer gewählt, um deſto ſicherer das erlauſchen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anſtoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geſchäft zuſammenkam. Da ſaßen nun beide beim hellodernden Kaminfeuer an dem großen Tiſche, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notierend und den Reichtum des Majoratsherrn berechnend, dieſer mit aufgeſtemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeſchlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brauſen der See, das Angſtgeſchrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fenſterſcheiben ſchlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Toſen das Schloß durchſauſte, ſo daß alle Unkenſtimmen in den Kaminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windſtoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düſtern Feuer des Vollmonds ſtand, rief V.: „Ein böſes Wetter!“ – Der Freiherr, ganz vertieft in die Ausſicht des Reichtums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgültig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umſchlug: „In der Tat, ſehr ſtürmiſch.“ Aber wie fuhr er, von der eiſigen Fauſt des Schreckens berührt, in die Höhe, als die Tür des Saals aufſprang und eine bleiche geſpenſtiſche Geſtalt ſichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinſchritt. Daniel, den V. ſo wie jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend nicht für fähig hielt, ein Glied zu rühren, war es, der abermals von der Mondſucht befallen ſeine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos ſtarrte der Freiherr den Alten

an, als dieſer nun aber unter angſtvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entſetzen. Bleich im Geſicht wie der Tod, mit emporgeſträubtem Haar ſprang er auf, ſchritt in bedrohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit ſtarker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da ſtieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Tiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für ſeine Treue bot, und ſank zuſammen. V. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Verſuche, ihn zu beleben, blieben vergebens. Da ſchrie der Freiherr wie außer ſich: „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes ſein können, wenn man ſie beim Namen ruft? — Ich! — Ich, Unglückſeligſter — ich habe den armen Greis erſchlagen! — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort ſich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Tür und ſprach: „Der hier tot zu Ihren Füßen niederſank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als ſäh' er Geiſter der Hölle, ſtarrte der Freiherr den V. an. Dieſer fuhr fort: „Es iſt nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimnis zu enthüllen, das auf dieſem Unhold laſtete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters. — Die Worte, die Sie dem entſetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater ſprach!“ — Bebend, unfähig ein Wort zu ſprechen, hatte der Freiherr neben V., der ſich vor den Kamin ſetzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufſatzes an, den Hubert für V. zurückgelaſſen, und den er erſt nach Eröffnung des Teſtaments entſiegeln ſollte. Hubert klagte ſich mit Ausdrücken, die von der

tiefſten Reue zeigten, des unverſöhnlichen Haſſes an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat geſtiftet hatte. Jede Waffe war ihm entriſſen, denn wär' es ihm auch gelungen auf hämiſche Weiſe, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, ſo blieb dies ohne Wirkung, da Roderich ſelbſt nicht ermächtigt war, dem älteſten Sohn die Rechte der Erſtgeburt zu entreißen, und es, wandte ſich auch ſein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach ſeinen Grundſätzen nimmermehr getan hätte. Erſt als Wolfgang in Genf das Liebesverhältnis mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverſtändniſſe mit Daniel auf bübiſche Weiſe den Alten zu Entſchlüſſen nötigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der älteſten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte dieſe Verbindung in den Geſtirnen geleſen, und jedes freveliche Zerſtören der Konſtellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgangs Verbindung mit Julien erſchien in dieſer Art dem Alten ein verbrecheriſches Attentat, wider Beſchlüſſe der Macht gerichtet, die ihm beigeſtanden im irdiſchen Beginnen, und jeder Anſchlag, Julien, die wie ein dämoniſches Prinzip ſich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnſinn ſtreifende Liebe zu Julien, ihr Verluſt mußte ihn elend machen, vielleicht töten, und um ſo lieber wurde er tätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er ſelbſt ſträfliche Neigung zu Julien gefaßt und ſie für ſich zu gewinnen hoffte. Eine beſondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigſten Anſchläge an Wolfgangs Entſchloſſenheit ſcheiterten, ja daß es ihm gelang, den Bruder zu täuſchen. Für Hubert blieb Wolfgangs wirklich vollzogene Ehe ſowie die Geburt eines Sohnes ein Geheimnis. Mit

der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheiratet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am bestimmten Tage nach R. . sitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Diesen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert schrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheiratet habe, er werde aber diese Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumerischen Vaters, erschrak aber nicht wenig, als Wolfgang in R. . sitten selbst mit vieler Freimütigkeit die Ahnung des Alten nicht allein bestätigte, sondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht seines Standes und seines reichen Besitztums hoch erfreuen werde. Selbst wolle er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verschwieg sorglich, was ihm von dem Dasein eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt, und riß so das Majorat an sich, das diesem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schicksal mahnte ihn an seine Schuld auf fürchterliche Weise durch den Haß, der zwischen seinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du bist ein armer dürftiger Schlucker," sagte der älteste, ein zwölfjähriger Knabe, zu dem jüngsten, „aber ich werde, wenn der Vater stirbt, Majoratsherr von R. . sitten, und da mußt du demütig sein und mir die Hand küssen, wenn ich dir Geld geben soll zum neuen Rock." — Der jüngste, in volle Wut geraten über des Bruders höhnenden Stolz, warf das Messer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, schickte den jüngsten fort nach Petersburg, wo er später als Offizier unter Suwarow wider die

Franzoſen focht und blieb. Vor der Welt das Geheimnis ſeines unredlichen, betrügeriſchen Beſitzes kund zu tun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn gekommen, zurück, aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Beſitzer keinen Groſchen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf und erfuhr, daß die Frau Born, troſtlos über das unbegreifliche Verſchwinden ihres Mannes, geſtorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte ſich Hubert unter fremdem Namen als Verwandter des auf der See umgekommenen Kaufmann Born an und ſchickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn ſorglich und anſtändig zu erziehn. Wie er die Überſchüſſe der Einkünfte des Majorats ſorgfältig ſammelte; wie er dann teſtamentariſch verfügte, iſt bekannt. Über den Tod ſeines Bruders ſprach Hubert in ſonderbaren rätſelhaften Ausdrücken, die ſo viel erraten ließen, daß es damit eine geheimnisvolle Bewandtnis haben mußte, und daß Hubert wenigſtens mittelbar teilnahm an einer gräßlichen Tat. Der Inhalt der ſchwarzen Mappe klärte alles auf. Der verräteriſchen Korreſpondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beſchrieben und unterſchrieben hatte. V. las ein Geſtändnis, vor dem ſein Innerſtes erbebte. Auf Daniels Veranlaſſung war Hubert nach R.. ſitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen einhundertundfunfzigtauſend Reichstalern geſchrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getäuſcht in allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniels Innerm kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menſchen, der ihn ausſtoßen wollen wie einen räudigen Hund. Der ſchürte und ſchürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegeſtöber wurden ſie einig über Wolfgangs Verderben. „Wegſchaffen" – murmelte Hubert, indem er ſeitwärts wegblickte und die Büchſe anlegte. „Ja, weg-

ſchaffen," grinſte Daniel, „aber nicht ſo, nicht ſo." – Nun vermaß er ſich hoch und teuer, er werde den Freiherrn ermorden, und kein Hahn ſolle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, tat der Anſchlag leid, er wollte fort, um jeder weitern Verſuchung zu widerſtehen. Daniel ſelbſt ſattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron ſich aufſchwingen wollte, ſprach Daniel mit ſchneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, du bliebſt auf dem Majorat, das dir in dieſem Augenblick zugefallen, denn der ſtolze Majoratsherr liegt zerſchmettert in der Gruft des Turms!" – Daniel hatte beobachtet, daß, von Golddurſt geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufſtand, vor die Tür trat, die ſonſt zum Turme führte und mit ſehnſüchtigen Blicken hinabſchaute in die Tiefe, die nach Daniels Verſicherung noch bedeutende Schätze bergen ſollte. Darauf gefaßt ſtand in jener verhängnisvollen Nacht Daniel vor der Türe des Saals. Sowie er den Freiherrn die zum Turm führende Tür öffnen hörte, trat er hinein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrunde ſtand. Der Freiherr drehte ſich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord ſchon aus den Augen blitzte, gewahrte, entſetzt: „Daniel, Daniel, was machſt du hier zu dieſer Stunde!" Aber da kreiſchte Daniel wild auf: „Hinab mit dir, du räudiger Hund," und ſchleuderte mit einem kräftigen Fußſtoß den Unglücklichen hinunter in die Tiefe! – Ganz erſchüttert von der gräßlichen Untat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schloſſe, wo ſein Vater ermordet. Er ging auf ſeine Güter nach Kurland und kam nur jedes Jahr zur Herbſtzeit nach R.. ſitten. Franz, der alte Franz, behauptete, daß Daniel, deſſen Verbrechen er ahnde, noch oft zur Zeit des Vollmonds ſpuke und beſchrieb den Spuk gerade ſo, wie ihn V. ſpäter erfuhr und bannte. – Die Entdeckung dieſer Umſtände, welche das Andenken des Vaters ſchändeten, trieben auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt.

So hatte der Großonkel alles erzählt, nun nahm er meine

Hand und sprach, indem ihm volle Tränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch *sie*, die holde Frau, hat das böse Verhängnis, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse hauset, ereilt! Zwei Tage nachdem wir R.. sitten verlassen, veranstaltete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittenfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin, doch, als es talabwärts geht, reißen die Pferde plötzlich, auf unbegreifliche Weise scheu geworden, aus in vollem wütenden Schnauben und Toben. ‚Der Alte — der Alte ist hinter uns her,‘ schreit die Baronin auf mit schneidender Stimme! In dem Augenblick wird sie durch den Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeschleudert. — Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten, seine Ruhe ist die eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R.. sitten, Vetter!“ —

Der alte Großonkel schwieg, ich schied von ihm mit zerrissenem Herzen, und nur die alles beschwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüstend über ganz Deutschland hinbrauste, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finstern Sommernacht dem Gestade der Ostsee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen gewahrte ich wohl an der roten flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer sein müsse, ohne zu begreifen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager! was ist das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Postillon. „Ei,“ erwiderte dieser, „ei, das ist kein Feuer, das ist der Leuchtturm von R.. sitten.“ R.. sitten! — sowie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnisvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den

Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blankem Milchgesicht, schön frisiert und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich, den Verliebten, der wie ein Ofen seufzt, mit Jammerlied auf seiner Liebsten Braue! — In der tiefen Wehmut, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V.. s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt stieg ich am frühen Morgen in R.. sitten aus dem Wagen, der vor der Posterpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Ökonomieinspektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub," sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „mit Verlaub, hier ist kein Ökonomieinspektor, es ist ein königliches Amt, und der Herr Amtsrat belieben noch zu schlafen." Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechszehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Deszendenten gestorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen sei. — Ich ging hinauf nach dem Schlosse, es lag in Ruinen zusammengestürzt. Man hatte einen großen Teil der Steine zu dem Leuchtturm benutzt, so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam, und mit dem ich mich ins Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte, und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Gestein hören ließen.

Armer alter, kurzsichtiger Roderich! welche böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

Das Gelübde

Am Michaelistage, eben als bei den Karmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Poſtpferden beſpannter ſtattlicher Reiſewagen donnernd und raſſelnd durch die Gaſſen des kleinen polniſchen Grenzſtädtchens L. und hielt endlich ſtill vor der Haustür des alten teutſchen Bürgermeiſters. Neugierig ſteckten die Kinder die Köpfe zum Fenſter heraus, aber die Hausfrau ſtand auf von ihrem Sitze und rief, indem ſie ganz unmutig ihr Nähzeug auf den Tiſch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer ſchnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unſer ſtilles Haus für eine Gaſtwirtſchaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum haſt du auch die ſteinerne Taube über der Tür aufs neue vergolden laſſen?“ Der Alte lächelte ſchlau und bedeutſam, ohne etwas zu erwidern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürſtet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganz erſtaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, ſtand er ſchon, ſein Samtmützchen unterm Arm, ſo daß ſein ſilberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufſchimmerte, vor dem Kutſchenſchlage, den indeſſen ein Diener geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reiſemantel ſtieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe jugendliche Geſtalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeiſters Arm geſtützt in das Haus hinein mehr wankte als ſchritt und, kaum ins Zimmer getreten, wie halb entſeelt in den Lehnſtuhl ſank, den die Hausfrau auf des Alten Wink ſchnell herangerückt. Die ältere Frau ſprach leiſe und ſehr wehmütig zu dem Bürgermeiſter: „Das arme Kind! – ich muß wohl noch einige Augen-

blicke bei ihr verweilen," damit machte sie Anstalt, ihren Reisemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeisters ältere Tochter beistand, so daß bald ihr Nonnengewand sowie ein auf der Brust funkelndes Kreuz sichtbar wurde, welches sie als Äbtissin eines Zisterzienserinnenklosters darstellte. Die verhüllte Dame hatte unterdessen nur durch ein leises, kaum vernehmbares Ächzen kund getan, daß sie noch lebe, und endlich die Hausfrau um ein Glas Wasser gebeten. Die brachte aber allerlei stärkende Tropfen und Essenzen herbei und pries ihre Wunderkraft, indem sie die Dame bat, doch nur die dicken schweren Schleier, die ihr alles freie Atmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abscheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorschlag, und selbst, als sie endlich es sich gefallen ließ, den Duft einer starken Lebensessenz einzuziehen, als sie etwas von dem verlangten Wasser, in das die besorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixiers hineingetan, genoß, tat sie alles dies unter den Schleiern, ohne sie nur im mindesten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber alter Herr!" wandte sich die Äbtissin zum Bürgermeister, „Ihr habt doch alles so bereitet, wie es gewünscht worden?" „Ja wohl," erwiderte der Alte, „ja wohl! ich hoffe, mein durchlauchtigster Fürst soll mit mir zufrieden sein sowie die Dame, für die ich alles zu tun bereit bin, was nur in meinen Kräften steht." „So laßt mich," fuhr die Äbtissin fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein." Die Familie mußte das Zimmer verlassen. Man hörte, wie die Äbtissin eifrig und salbungsvoll der Dame zusprach, und wie diese endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis ins Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Türe des Zimmers stehen, indessen wurde italienisch gesprochen, und selbst dies machte für sie den ganzen Auftritt geheimnisvoller und vermehrte die Beklommenheit, welche ihr den Mund verschloß. Frau und Tochter

trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfrischungen zu sorgen, er selbst ging in das Zimmer zurück. Getrösteter, gefaßter schien die verschleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Äbtissin stand. Diese verschmähte es nicht, etwas von den Erfrischungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief sie: „Nun ist es Zeit!" Die verschleierte Dame sank nieder auf die Knie, die Äbtissin legte die Hände auf ihr Haupt und sprach leise Gebete. Als diese geendet, schloß sie, indem häufige Tränen ihr über die Wangen rollten, die Verschleierte in die Arme und drückte sie heftig wie im Übermaß des Schmerzes an die Brust, dann gab sie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediktion und eilte, vom Alten geleitet, rasch in den Wagen, vor dem die frisch angelegten Postpferde laut wieherten. In vollem Juchzen und Blasen jug der Postillon durch die Gassen zum Tore hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verschleierte Dame, für die man ein paar schwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, dablieb, wohl gar auf lange Zeit eingezogen sei, konnte sie sich gar nicht lassen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten, der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Christus willen," flüsterte sie leise und ängstlich, „um Christus willen, welch einen Gast bringst du mir ins Haus, denn du weißt doch ja von allem und hast es mir nur verschwiegen." „Alles was ich weiß, sollst du auch erfahren," erwiderte der Alte ganz ruhig. „Ach, ach!" fuhr die Frau noch ängstlicher fort, „du weißt aber vielleicht nicht alles; wärst du nur jetzt im Zimmer gewesen. Sowie die Frau Äbtissin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu beklommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen schwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da sah ich" — „Nun, was sahst du denn," fiel der Alte der Frau, die zitternd sich umschaute, als erblicke sie Gespenster, in die Rede. „Nein," sprach die Frau weiter, „die Gesichtszüge konnte ich unter den

dünnen Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Totenfarbe, ach die grauliche Totenfarbe. Aber nun, Alter, nun merk' auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz sonnenklar liegt's am Tage, daß die Dame guter Hoffnung ist. In wenigen Wochen kommt sie ins Kindbett." „Das weiß ich ja, Frau," sprach der Alte ganz mürrisch, „und damit du nur nicht umkommen mögest vor Neugier und Unruhe, will ich dir mit zwei Worten alles erklären. Wisse also, daß Fürst Z., unser hoher Gönner, mir vor einigen Wochen schrieb, die Äbtissin des Zisterzienserklosters in O. werde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hause aufnehmen solle in aller Stille, jedes Aufsehen sorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt sein wolle als schlechtweg Cölestine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten und dann nebst dem Kinde, das sie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürst mir mit den eindringlichsten Worten die sorgsamste Pflege der Dame empfohlen und für die ersten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den du in meiner Kommode finden und beäugeln kannst, beigefügt hat, so werden wohl alle Bedenken aufhören." „So müssen wir," sprach die Hausfrau, „vielleicht arger Sünde, wie sie die Vornehmen treiben, die Hand bieten." Noch ehe der Alte darauf etwas erwidern konnte, trat die Tochter zum Zimmer heraus und rief ihn zur Dame, welche sich nach Ruhe sehne und in das für sie bestimmte Gemach geführt zu werden wünsche. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obern Stocks so gut ausschmücken lassen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cölestine frug, ob er außer diesen Gemächern nicht noch eins, dessen Fenster hintenheraus gingen, besitze. Er verneinte das und fügte nur, um ganz gewissenhaft zu sein, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenster nach dem Garten heraus vorhanden, dies dürfte aber gar kein Zimmer, sondern nur eine schlechte Kammer genannt werden; kaum so geräumig, um ein Bette, einen Tisch und einen Stuhl

hineinzuſtellen, ganz einer elenden Kloſterzelle gleich. Cöleſtine verlangte augenblicklich dieſe Kammer zu ſehen und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieſes Gemach ihren Wünſchen und Bedürfniſſen angemeſſen ſei, daß ſie nur in dieſem und keinem andern wohnen und es nur dann, wenn ihr Zuſtand durchaus größeren Raum und eine Krankenwärterin erfordern ſolle, mit einem größern vertauſchen werde. Verglich der Alte ſchon jetzt dieſes enge Gemach mit einer Kloſterzelle, ſo war es andern Tages ganz dazu geworden. Cöleſtine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten hölzernen Tiſch, der unter dem Bilde ſtand, ein Kruzifix hingeſtellt. Das Bette beſtand in einem Strohſack und einer wollenen Decke, und außer einem hölzernen Schemel und noch einem kleinen Tiſch litt Cöleſtine kein anderes Gerät. Die Hausfrau, ausgeſöhnt mit der Fremden durch den tiefen zehrenden Schmerz, der ſich in ihrem ganzen Weſen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weiſe ſie aufheitern, unterhalten zu müſſen, die Fremde bat aber mit den rührendſten Worten, eine Einſamkeit nicht zu verſtören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn ſie Tröſtung finde. Jedes Tages, ſowie der Morgen graute, begab ſich Cöleſtine zu den Karmelitern, um die Frühmeſſe zu hören; den übrigen Tag ſchien ſie unausgeſetzt Andachtsübungen gewidmet zu haben, denn ſo oft es auch nötig wurde, ſie in ihrem Zimmer aufzuſuchen, fand man ſie entweder betend oder in frommen Büchern leſend. Sie verſchmähte andere Speiſe als Gemüſe, anderes Getränk als Waſſer, und nur die dringendſten Vorſtellungen des Alten, daß ihr Zuſtand, das Weſen, das in ihr lebe, beſſere Koſt fordere, konnten ſie endlich vermögen, zuweilen Fleiſchbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieſes ſtrenge klöſterliche Leben, hielt es auch jeder im Hauſe für die Buße begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Geſtalt, die ſiegende Anmut jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber dieſen Gefühlen

für die fremde Heilige etwas Schauerliches beimiſchte, war der Umſtand, daß ſie die Schleier durchaus nicht ablegte, ſo daß keiner ihr Geſicht zu erſchauen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe als der Alte und der weibliche Teil ſeiner Familie, und dieſe, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Geſichts, das ſie vorher nicht geſehen, dem Geheimnis auf die Spur kommen. Wozu alſo die Verhüllung? — Die geſchäftige Fantaſie der Weiber erfand bald ein grauliches Märchen. Ein fürchterliches Abzeichen (ſo lautete die Fabel), die Spur der Teufelskralle, hatte das Geſicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe, dem Gewäſche zu ſteuern und zu verhindern, daß wenigſtens vor der Türe ſeines Hauſes nicht Abenteuerliches von der Fremden geſchwatzt wurde, deren Aufenthalt in des Bürgermeiſters Hauſe freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Karmeliterkloſter blieben auch nicht unbemerkt, und bald nannte man ſie des Bürgermeiſters ſchwarze Frau, womit freilich ſich von ſelbſt die Idee einer ſpukhaften Erſcheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speiſen in das Zimmer brachte, der Luftſtrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesſchnelle wandte ſich die Fremde, ſo daß ſie ſich in demſelben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Dieſe kam aber erblaßt und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber ſo wie die Mutter ein totenbleiches, hatte ſie ein marmorweißes Antlitz erſchaut, aus deſſen tiefen Augenhöhlen es ſeltſam hervorblitzte. Der Alte ſchob mit Recht vieles auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es im Grunde genommen ſo zumute wie allen; er wünſchte das verſtörende Weſen trotz aller Frömmigkeit, die es bewies, fort aus ſeinem Hauſe. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und ſagte ihr, daß er ſchon ſeit einigen Minuten ein leiſes Wimmern und Ächzen, ein Klopfen vernehme, das von Cöleſtinens Zimmer zu kommen ſcheine. Die Frau, von

der Ahnung ergriffen, was das ſein könne, eilte hinauf. Sie fand Cöleſtinen angezogen und in ihre Schleier gewickelt auf dem Bette halb ohnmächtig liegen und überzeugte ſich bald, daß die Niederkunft nahe ſei. Schnell traf man die längſt vorbereiteten Anſtalten, und in weniger Zeit war ein geſundes holdes Knäblein geboren. Dies Ereignis, hatte man es auch längſt vorausgeſehen, trat doch wie unerwartet ein und vernichtete in ſeinen Folgen das drückende unheimliche Verhältnis mit der Fremden, welches auf der Familie ſchwer gelaſtet hatte. Der Knabe ſchien wie ein ſühnender Mittler Cöleſtinen dem Menſchlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zuſtand litt keine ſtrenge asketiſche Übungen, und indem ihre Hülfloſigkeit ihr die Menſchen, welche ſie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnötigte, gewöhnte ſie ſich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranke warten, ihr ſelbſt die nahrhafte Suppe kochen und darreichen konnte, vergaß in dieſer häuslichen Sorge alles Böſe, was ihr ſonſt über die rätſelhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehrbares Haus vielleicht zum Schlupfwinkel der Schande dienen ſollte. Der Alte jubelte ganz verjüngt und hätſchelte den Knaben, als ſei ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie alle übrige, hatten ſich daran gewöhnt, daß Cöleſtine verſchleiert blieb, ja ſelbſt während der Entbindung. Die Wehmutter hatte ihr ſchwören müſſen, daß, trete ja ein Zuſtand der Bewußtloſigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüpft werden ſollten, außer von ihr, der Wehmutter ſelbſt, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cöleſtinen unverſchleiert geſehen, ſie ſagte aber darüber nichts als: „Die arme junge Dame muß ſich ja wohl ſo verhüllen!“ — Nach einigen Tagen erſchien der Karmelitermönch, der den Knaben getauft hatte. Seine Unterredung mit Cöleſtinen, niemand durfte zugegen ſein, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig ſprechen und beten. Als er fortgegangen, fand man Cöleſtinen im Lehnſtuhl ſitzend, auf dem Schoße den Knaben, um deſſen

kleine Schultern ein Skapulier gelegt war, und der ein Agnusdei auf der Bruſt trug. Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeiſter geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürſten Z. geſagt worden, Cöleſtine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht geweſen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es ſich heraus, dies der Fremden ſelbſt freimütig zu äußern, doch als ſie mit dumpfem feierlichen Ton erwiderte: „Nur im Tode fallen dieſe Schleier," ſchwieg er davon und wünſchte aufs neue, daß der Wagen mit der Abtiſſin erſcheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeiſters heim, Blumenſträuße in den Händen tragend, deren ſchönſte der frommen Cöleſtine beſtimmt waren. Eben als ſie ins Haus treten wollten, ſprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeiſter fragend. Der Alte ſprach, er ſei ſelbſt der Bürgermeiſter und ſtehe vor ſeinem Hauſe. Da ſprang der Reiter herab vom Pferde, das er feſtband an den Pfoſten, und ſtürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie iſt hier, ſie iſt hier," ins Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Tür einſchlagen und Cöleſtinens Angſtgeſchrei. Der Alte, von Entſetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun ſichtlich war, ein Offizier von der franzöſiſchen Jägergarde mit vielen Orden geſchmückt, hatte den Knaben aus der Wiege geriſſen und in den linken, mit dem Mantel umſchlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cöleſtine erfaßt, alle Kraft aufbietend, den Räuber des Kindes zurückzuhalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todſtarres marmorweißes Antlitz, von ſchwarzen Locken umſchattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen ſchießend, während ſchneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cöleſtine eine weiße, dicht anſchließende Maske trug. „Entſetzliches Weib! willſt du, daß

auch mich deine Raſerei ergreife?" ſchrie der Offizier, indem er ſich mit Gewalt losriß, ſo daß Cöleſtine zu Boden ſtürzte. Nun umfaßte ſie aber ſeine Knie, indem ſie mit dem Ausdruck des unſäglichſten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchſchnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o, laß mir das Kind! — nicht um die ewige Seligkeit ſollſt du mich bringen. — Um Chriſtus — um der heiligen Jungfrau willen — laß mir das Kind — laß mir das Kind." — Und bei dieſen Jammertönen regte ſich keine Muskel, regten ſich nicht die Lippen des Totenantlitzes, ſo daß dem Alten, der Hausfrau — allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern ſtockte! „Nein," ſchrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „nein, unmenſchliches, unerbittliches Weib, das Herz konnteſt du aus dieſer Bruſt reißen, aber verderben ſollſt du nicht im heilloſen Wahnſinn das Weſen, das ſich tröſtend an die blutende Wunde legt!" — Feſter drückte der Offizier das Kind an ſich, ſo daß es laut zu weinen begann — da brach Cöleſtine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über dich — du Mörder" — „Laß ab! — laß ab — fort mit dir, du Höllenſpuk" — kreiſchte der Offizier und ſchleuderte mit einer konvulſiviſchen Bewegung des Fußes Cöleſtinen weit von ſich und wollte zur Türe heraus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber ſchnell ein Terzerol hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „Die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater ſein Kind zu entreißen gedenkt," ſtürzte die Treppe herab, ſchwang ſich aufs Pferd, ohne das Kind zu laſſen, und ſprengte in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau voll Herzensangſt, wie es nun um Cöleſtinen ſtehen, und was nun mit ihr anzufangen ſein würde, überwand ihr Grauen vor der entſetzlichen Totenmaske und eilte herauf, ihr beizuſtehen. Wie erſtaunte ſie, als ſie Cöleſtinen mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos ſtehend fand. — Sie redete ſie an, keine Antwort. Nicht vermögend den Anblick der Maske zu tragen, hing ſie ihr die

Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regen und Bewegen. Cöleſtine war in einen automatähnlichen Zuſtand geſunken, der die Hausfrau mit neuer Angſt und Pein erfüllte, ſo daß ſie ganz inbrünſtig zu Gott flehte, ſie nur von dieſer unheimlichen Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derſelbe Wagen, der Cöleſtinen gebracht, vor der Türe. Die Abtiſſin kam, mit ihr Fürſt Z., des alten Bürgermeiſters hoher Gönner. Als der erfahren, was ſich ſoeben zugetragen, ſprach er ſehr mild und ruhig: „So kamen wir zu ſpät und müſſen uns wohl in Gottes Fügung ſchicken.“ Man brachte Cöleſtinen herab, die ſich ſtarr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigner Willkür, fortführen und in den Wagen ſetzen ließ, der ſchnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war ſo zumute, als erwachten ſie nun erſt aus einem böſen ſpukhaften Traum, der ſie ſehr geängſtet. –

Bald darauf, als ſich dies in dem Hauſe des Bürgermeiſters von L. begeben, wurde in dem Ziſterzienſer Nonnenkloſter zu O. eine Logenſchweſter mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begraben, und ein dumpfes Gerücht ging, daß dieſe Logenſchweſter die Gräfin Hermenegilda von E. geweſen, von der man glaubte, ſie ſei mit ihres Vaters Schweſter, der Fürſtin von Z., nach Italien gegangen. Zur ſelbigen Zeit erſchien Graf Nepomuk von E., Hermenegildas Vater, in Warſchau und trat, ſich nur ein kleines Gütchen in der Ukraine vorbehaltend, ſeine ſämtlichen übrigen beträchtlichen Beſitzungen den beiden Söhnen des Fürſten Z., ſeinen Neffen, vermöge eines gerichtlichen Akts ohne Einſchränkung ab. Man fragte nach der Ausſtattung ſeiner Tochter, da hob er den düſtern tränenſchweren Blick gen Himmel und ſagte mit dumpfer Stimme: „Sie iſt ausgeſtattet!“ – Er nahm gar keinen Anſtand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegildas Tode im Kloſter zu O. zu beſtätigen, ſondern auch das beſondere Verhängnis zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und ſie einer duldenden Märtyrin gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patri-

oten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herstellung des polnischen Staats bezweckten, aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland beseelten Mann, der sonst zu jeder gewagten Unternehmung mit unerschütterlichem Mute die Hand bot, fanden sie, sondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerissenen Greis, der allen Welthändeln entfremdet im Begriff stand, sich in tiefer Einsamkeit zu vergraben. Sonst, zu jener Zeit, als nach der ersten Teilung Polens die Insurrektion vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten sich die Gemüter bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erschien, wie ein Engelsbild vom Himmel gesendet zur heiligen Weihe, Hermenegilda in dem Kreise der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm sie teil an allen, selbst an politischen Verhandlungen, und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren, oft manchmal allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichsten Scharfsinn, von der klarsten Umsicht zeigte, und die mehrenteils den Ausschlag gab. Nächst ihr war niemanden das Talent des schnellen Überblicks, des Auffassens und scharfgegründeten Darstellens der Lage der Dinge mehr eigen als dem Grafen Stanislaus von R., einem feurigen hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geschah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raschen Diskussionen die zur Sprache gebrachten Gegenstände verhandelten, Vorschläge prüften — annahmen — verwarfen, andere aufstellten, und daß die Resultate des Zweigesprächs zwischen dem Mädchen und dem Jünglinge oft selbst von den alten staatsklugen Männern, die zu Rate saßen, als das Klügste und Beste, was zu beginnen, anerkannt werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieser beiden zu denken, in deren wunderbaren Ta-

lenten das Heil des Vaterlandes emporzukeimen schien. Außerdem war aber auch die nähere Verzweigung beider Familien schon deshalb in dem Augenblick politisch wichtig, weil man sie von verschiedenem Interesse beseelt glaubte, wie der Fall bei manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von diesen Ansichten, nahm den ihr bestimmten Gatten als ein Geschenk des Vaterlandes auf, und so wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotischen Zusammenkünfte auf dem Gute des Vaters beschlossen. Es ist bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Kosziuskos Fall eine zu sehr auf Selbstvertrauen und falsch vorausgesetze Rittertreue basierte Unternehmung scheiterte. Graf Stanislaus, dem seine frühere militärische Laufbahn, seine Jugend und Kraft eine Stelle im Heer anwies, hatte mit Löwenmut gefochten. Mit Not schmählicher Gefangenschaft entgangen, auf den Tod verwundet kam er zurück. Nur Hermenegilda fesselte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Trost, verlorne Hoffnung wiederzufinden. Sowie er nur leidlich von seinen Wunden genesen, eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort aufs neue, aufs schmerzlichste verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhnender Verachtung. „Seh' ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?" — So rief sie ihm entgegen; es war, als wenn sie in törichtem Wahnsinn den Bräutigam für einen jener Paladine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, dessen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Beteurungen, daß keine menschliche Kraft zu widerstehen vermochte dem brausenden, alles verschlingenden Strom, der sich über das Vaterland hinwälzte, was half alles Flehen der inbrünstigen Liebe, Hermenegilda, als könne sich ihr todkaltes Herz nur im wilden Treiben der Welthändel entzünden, blieb bei dem Entschluß, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben sein würden. Der Graf sah zu spät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, so wie er sich überzeugen mußte,

daß die Bedingnis, die Hermenegilda aufstellte, vielleicht niemals, wenigstens erst in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Treue bis in den Tod verließ er die Geliebte und nahm französische Dienste, die ihn in den Krieg nach Italien führten. – Man sagt den polnischen Frauen nach, daß ein eignes launisches Wesen sie auszeichne. Tiefes Gefühl, sich hingebender Leichtsinn, stoische Selbstverleugnung, glühende Leidenschaft, todstarre Kälte, alles das, wie es bunt gemischt in ihrem Gemüte liegt, erzeugt das wunderliche unstete Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleicht der in stetem Wechsel fortplätschernden Wellen des im tiefsten Grunde bewegten Bachs. – Gleichgültig sah Hermenegilda den Bräutigam scheiden, aber kaum waren einige Tage vergangen, als sie sich von solch unaussprechlicher Sehnsucht befangen fühlte, wie sie nur die glühendste Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrauscht, die Amnestie wurde proklamiert, man entließ die polnischen Offiziere aus der Gefangenschaft. So geschah es, daß mehrere von Stanislaus' Waffenbrüdern sich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeisterung des Löwenmuts, womit alle, aber keiner mehr als Stanislaus gefochten. Er hatte die zurückweichenden Bataillone da, wo schon alles verloren schien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm geglückt, die feindlichen Reihen mit seiner Reuterei zu durchbrechen. Das Schicksal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel, und mit dem Ausruf: „Vaterland – Hermenegilda!" stürzte er in Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieser Erzählung war ein Dolchstich, der tief in Hermenegildas Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unaussprechlich liebte seit dem ersten Augenblick, als ich ihn sah! – Welch ein höllisches Blendwerk konnte mich Armste verführen, daß ich zu leben gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben ist! – Ich habe ihn in den Tod geschickt – er kehrt nicht wieder!" – So brach Hermenegilda aus in stürmische

Klagen, die allen in die Seele drangen. Schlaflos, von steter Unruhe gefoltert durchirrte sie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hinzutragen zu dem fernen Geliebten, rief sie in die Lüfte hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda ist es, die dich ruft — hörst du mich denn nicht — kehre zurück, sonst muß ich vergehen in banger Sehnsucht, in trostloser Verzweiflung!" —

Hermenegildas überreizter Zustand schien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnsinn, der sie zu tausend Torheiten trieb. Graf Nepomuk, voll Kummer und Angst um das geliebte Kind, glaubte, daß ärztliche Hülfe hier vielleicht wirksam sein könnte, und es gelang ihm in der Tat, einen Arzt zu finden, der es sich gefallen ließ, einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und sich der Leidenden anzunehmen. So richtig berechnet seine mehr psychische als physische Kurmethode auch sein mochte, so wenig sich ihre Wirkung auch ganz ableugnen ließ, so blieb es doch zweifelhaft, ob von wirklichem Genesen jemals die Rede würde sein können, da nach langer Stille sich ganz unerwartet wieder die seltsamsten Paroxismen einstellten. Ein eignes Abenteuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Ulanen, ein Püppchen, das sie sonst wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem sie die süßesten Namen gegeben, unwillig ins Feuer geworfen, weil er durchaus nicht singen wollte: „Podrosz twoia nam ńiemiła, milsza przyiaszń w Kraiwbyła" etc. Im Begriff, von dieser Expedition in ihr Zimmer zurückzukehren, befand sie sich auf dem Vorsaal, als es klingend und klirrend hinter ihr her schritt. Sie schaute um sich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der französischen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und stürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!" ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erstaunen und Überraschung, hatte nicht wenig Mühe, Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Last war, mit einem Arm, dessen er

nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte sie fest und fester an sich, und indem er Hermenegildas Herz an seiner Brust schlagen fühlte, mußte er sich gestehen, daß dies eins der entzückendsten Abenteuer sei, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier, ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tausend elektrischen Funken der holden Gestalt, die er in seinen Armen hielt, entströmte, drückte glühende Küsse auf die süßen Lippen. So fand ihn Graf Nepomuk, der aus seinen Zimmern trat. Auch er rief aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!" — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda und umschlang ihn inbrünstig, indem sie ganz außer sich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!" — Der Offizier, im ganzen Gesicht glühend, zitternd — außer aller Fassung, trat einen Schritt zurück, indem er sich sanft Hermenegildas stürmischer Umarmung entzog. „Es ist der süßeste Augenblick meines Lebens — aber nicht schwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Irrtum bereitet — ich bin ja nicht Stanislaus — ach, ich bin es ja nicht." — So sprach der Offizier stotternd und zagend; entsetzt prallte Hermenegilda zurück, und als sie sich, den Offizier schärfer ins Auge fassend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Ähnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten sie getäuscht, eilte sie fort, laut jammernd und klagend. Graf Nepomuk konnte, da der Offizier sich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von R., kund tat, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in so kurzer Zeit zum kräftigen Jünglinge herangewachsen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Kriegs dem Gesicht, der ganzen Haltung einen männlichern Charakter gaben, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Graf Xaver hatte nämlich mit seinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlassen, wie er französische Kriegsdienste genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er sich doch bald als besonnener und löwenkühner Kriegsheld auf solche Weise aus, daß ihn der Feldherr zu seinem Adjutanten erhob,

und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, schon zum Obristen heraufgestiegen. Erhaltene Wunden nötigten ihn, einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landsitz des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als sei er der Geliebte selbst. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz ihr Zimmer nicht verlassen wollte, solange Xaver im Hause, zu beruhigen, aber umsonst. Xaver war außer sich, daß er Hermenegilda nicht wiedersehen sollte. Er schrieb ihr, daß er unverschuldet eine für ihn unglückliche Ähnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, sondern den Geliebten, Stanislaus, selbst träfe das von jenem verhängnisvollen Moment erzeugte Mißgeschick, da ihm, dem Überbringer süßer Liebesbotschaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr selbst, wie er gesollt, den Brief, den er von Stanislaus bei sich trage, einzuhändigen und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Hast des Augenblicks nicht mehr schreiben konnte. Hermenegildas Kammerfrau, die Xaver in sein Interesse gezogen, übernahm die Bestellung zur günstigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch sein Schreiben. Hermenegilda entschloß sich, ihn zu sehen. In tiefem Schweigen, mit niedergesenktem Blick empfing sie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte sich mit leisem schwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sofa, auf dem sie saß, aber indem er sich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er saß, und so flehte er in den rührendsten Ausdrücken mit einem Ton, als habe er sich des unverzeihlichsten Verbrechens anzuklagen, nicht auf sein Haupt möge sie die Schuld des Irrtums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden lassen. Nicht ihn, nein Stanislaus selbst habe sie in der Wonne des Wiedersehens umarmt. Er übergab den Brief und fing an, von Stanislaus zu erzählen, wie er mit echt ritterlicher Treue selbst

im blutigen Kampf ſeiner Dame gedenke, wie nur ſein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. ſ. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilden hin, die alle Scheu bald überwunden den zauberiſchen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, ſo daß er, ein neuer, von Turandots Blick getroffener Calaf, durchbebt von ſüßer Wonne, nur mühſam die Erzählung fortſpann. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenſchaft, die in hellen Flammen auflodern wollte, verlor er ſich in die weitläuftige Beſchreibung einzelner Gefechte. Er ſprach von Kavallerieangriffen — geſprengten Maſſen — eroberten Batterien. — Ungeduldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem ſie rief: „O, weg mit dieſen blutigen Szenen eines Schauſpiels der Hölle — ſage! — ſage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!“ — Da ergriff Xaver, ganz ermutigt, Hermenegildas Hand, die er heftig an ſeine Bruſt drückte. „Höre ihn ſelbſt, deinen Stanislaus“ ſo rief er, und nun ſtrömten die Beteurungen der glühendſten Liebe, wie ſie nur dem Wahnſinn der verzehrendſten Leidenſchaft eigen, von ſeinen Lippen. Er war zu Hermenegildas Füßen geſunken, ſie hatte ihn mit beiden Armen umſchlungen, aber indem er, ſchnell aufgeſprungen, ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, fühlte er ſich heftig zurückgeſtoßen. Hermenegilda ſah ihn mit ſtarrem ſeltſamen Blick an und ſprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich dich auch zum Leben erwärme an meiner Bruſt, ſo biſt du doch nicht Stanislaus und kannſt es auch nimmer werden!“ — Hierauf verließ ſie das Zimmer mit leiſen langſamen Schritten. Xaver ſah zu ſpät ſeine Unbeſonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnſinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes, verliebt ſei, fühlte er nur zu lebhaft, ebenſo aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zugunſten ſeiner törichten Leidenſchaft zu tun geſonnen, ſich würde treuloſen Freundſchaftsbruch vorwerfen müſſen. Schnell abreiſen, ohne Hermenegilda wieder zu ſehen, das war der heroiſche Entſchluß, den er wirklich auf der

Stelle so weit ausführte, daß er zu packen und seinen Wagen anzuspannen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Xaver von ihm Abschied nahm; er bot alles auf, ihn festzuhalten, doch mit einer Festigkeit, mehr von einer Art Krampf als von wahrer Geistesstärke erzeugt, blieb Xaver dabei, daß besondere Ursachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeschnallt, die Feldmütze in der Hand, stand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorsaal. — Unten vor der Türe wieherten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Tür auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeschreiblicher Anmut schritt sie auf den Grafen zu und sprach, hold lächelnd: „Sie wollen fort, lieber Xaver? — und noch so vieles dacht' ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wissen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar trösten?" — Xaver schlug hocherrötend die Augen nieder, man nahm Platz, Graf Nepomuk versicherte ein Mal über das andere, seit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieser heitern unbefangenen Stimmung gesehen. Auf seinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demselben Zimmer bereitet. Der edelste Ungarwein perlte in den Gläsern, und volle Glut auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal, hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reise ich fort, dachte Xaver im Innern und frug in der Tat, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiderte der Bediente, sei längst, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgespannt in die Remise geschoben, die Pferde fräßen im Stall, und Woyciech schnarche unten auf dem Strohsack. Xaver ließ es dabei bewenden. Hermenegildas unvermutete Erscheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich sondern auch rätlich und angenehm sei, zu bleiben, und von dieser Überzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme, sich zu besiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenschaft zu wehren, die den geisteskranken Zustand Hermenegildas

aufreizend nur ihm in jeder Hinsicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles sich weiter fügen würde, so beschloß Xaver seine Betrachtung, sollte selbst Hermenegilda, aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der düstern Zukunft vorziehen, das liege denn alles in der Konstellation zusammenwirkender Umstände, und an Treulosigkeit, an Freundschaftsbruch sei nicht zu denken. Sowie Xaver andern Tages Hermenegilden wiedersah, gelang es ihm in der Tat, indem er sorglich auch das Kleinste vermied, was sein zu heißes Blut hätte in Wallung setzen können, seine Leidenschaft niederzukämpfen. In den Schranken der strengsten Sitte bleibend, ja selbst ein frostig Zeremoniell beachtend gab er nur dem Gespräch die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit süßem Zucker verderbliches Gift beibringt. Xaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigentlichen Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem sichern Takt fürs Böse im Innern geleitet, die Kunst des erfahrnen Meisters. Nur von Stanislaus, von seiner unaussprechlichen Liebe zur süßen Braut sprach er, aber durch die volle Glut, die er dann entzündet, wußte er geschickt sein eignes Bild durchschimmern zu lassen, so daß Hermenegilda in arger Verwirrung selbst nicht wußte, wie beide Bilder, das des abwesenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Xaver, trennen. Xavers Gesellschaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfnis, und so geschah es, daß man sie beinahe beständig und oft wie im traulichen Liebesgespräch zusammen sah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegildas Scheu, und in eben dem Grade überschritt Xaver jene Schranken des frostigen Zeremoniells, in die er sich anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Xaver in dem Park umher, und sorglos ließ sie ihre Hand in der seinigen, wenn er im Zimmer neben ihr sitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es nicht auf Staatshändel, auf die Sache des Vaterlandes an, so war Graf Nepomuk eben keines Blickes in

die Tiefe fähig, er begnügte ſich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen imſtande, ſein für alles übrige totes Gemüt vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflektieren, ſpurlos ſchwanden ſie dahin. Ohne Hermenegildas inneres Weſen zu ahnen, hielt er es für gut, daß ſie endlich die Püppchen, die bei ihrem törichten wahnſinnigen Treiben den Geliebten vorſtellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauſcht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszuſehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegerſohn ebenſo lieb, bald ganz in Stanislaus' Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieſes ebenfalls, da nun, nachdem ein paar Monate vergangen, Hermenegilda, ſo ſehr ihr ganzes Weſen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt ſchien, es ſich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr ſich ihr annäherte mit eigner Bewerbung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda ſich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeſchloſſen habe und durchaus niemanden ſehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten ſei, der ſich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erſtaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, ſich Hermenegilden auf irgend eine Weiſe zu nähern, ſondern ſich auch in ſeinem ganzen Weſen auf eigne Art verändert zeigte. Statt wie ſonſt beinahe zu keck aufzutreten, war er verſchüchtert, als habe er Geſpenſter geſehen, der Ton ſeiner Stimme ſchwankend — der Ausdruck matt und unzuſammenhängend. — Er ſprach davon, daß er nun durchaus nach Warſchau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wiederſehen werde — daß in der letzten Zeit ihr verſtörtes Weſen ihm Grauen und Entſetzen erregt — daß er Verzicht geleiſtet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erſt in der an Wahnſinn grenzenden Treue Hermenegildas die Treuloſigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu ſeiner

tiefſten Beſchämung fühle, daß ſchleunige Flucht ſein einziges Rettungsmittel ſei. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur ſchien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegildas wahnſinnige Schwärmerei den Jüngling angeſteckt. Er ſuchte ihm dies zu beweiſen, doch umſonſt. Xaver widerſtrebte um ſo heftiger, als dringender Nepomuk ihm die Notwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich ſie wiederſehen müſſe. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unſichtbarer unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, ſich in den Wagen warf und davonfuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegildas Betragen, bekümmerte ſich nicht mehr um ſie, und ſo geſchah es, daß mehrere Tage vergingen, die ſie ungeſtört, auf ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von niemanden als ihrer Kammerfrau geſehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldentaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falſches Götzenbild, ſaß Nepomuk eines Tages in ſeinem Zimmer, als die Tür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenſchleier eintrat. Langſamen feierlichen Schrittes nahte ſie ſich dem Grafen, ließ ſich dann auf die Knie nieder und ſprach mit bebender Stimme: „O, mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, iſt hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor dir kniet ſeine bejammernswerte Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dies um ſo mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemütsſtimmung Hermenegildas halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden ſanft auf, indem er ſprach: „Beruhige dich, liebe Tochter, Stanislaus iſt wohl, bald eilt er in deine Arme.“ — Da atmete Hermenegilda auf wie im ſchweren Todesſeufzer und ſank, von wildem Schmerz zerriſſen, neben dem Grafen hin in die Polſter des Sofas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu ſich ſelbſt

gekommen, ſprach ſie mit wunderbarer Ruhe und Faſſung: „Laß es mich dir ſagen, lieber Vater! wie ſich alles begeben, denn du mußt es wiſſen, damit du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von R. . erkenneſt. — Wiſſe, daß ich vor ſechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südſeite unſeres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Weſen dem Geliebten zugewendet fühlt' ich meine Augen ſich unwillkürlich ſchließen, nicht in Schlaf, nein, in einen ſeltſamen Zuſtand verſank ich, den ich nicht anders nennen kann als waches Träumen. Aber bald ſchwirrte und dröhnte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf und war nicht wenig erſtaunt, mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er ſelbſt — mein Stanislaus. — Ich umſchlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Bruſt — ‚Gelobt ſei Gott,' rief er, ‚du lebſt, du biſt mein!' — Er ſagte mir, ich ſei gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht geſunken, und ich töricht Ding erinnerte mich jetzt erſt, daß ja Pater Cyprianus, den ich in dieſem Augenblick erſt zur Feldhütte hinausſchreiten ſah, uns ja eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geſchützes, unter dem wilden Toben der nahen Schlacht getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeſchreiblich; nie gefühltes namenloſes Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir ſchwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Froſt — ich ſchlug die Augen auf — entſetzlich! mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrſcheinlich gerettet! — Stanislaus, bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde ſprengten heran ihn zu retten — zu ſpät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde." — Aufs neue ſank Hermenegilda, überwältigt von dem entſetzlichen Schmerz, ohnmächtig zuſammen. Nepomuk eilte nach ſtärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft faßte ſich Hermenegilda zuſammen.

„Der Wille des Himmels iſt erfüllt," ſprach ſie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, ſoll kein irdiſches Bündnis mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unſer Heil beten, das iſt jetzt meine Beſtimmung, und nichts ſoll dieſe mir verſtören." Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnſinn Hermenegildas ſich durch jene Viſion Luft gemacht habe, und da die ruhige klöſterliche Trauer Hermenegildas um den Gatten kein ausſchweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, ſo war dem Grafen Nepomuk dieſer Zuſtand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus ſchnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Viſionen fallen, ſo lächelte Hermenegilda ſchmerzlich, dann drückte ſie aber den goldnen Ring, den ſie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Tränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei ſeiner Tochter geſehen, da es indeſſen tauſend Fälle gab, wie ſie dazu gekommen ſein konnte, ſo gab er ſich nicht einmal die Mühe, weiter nachzuforſchen. Wichtiger war ihm die böſe Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenſchaft geraten ſei. Hermenegilda fing an, auf eigne Weiſe zu kränkeln, ſie klagte oft über eine ſeltſame Empfindung, die ſie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Weſen auf ſeltſame Art durchbebe. Um dieſe Zeit kam Fürſt Z. mit ſeiner Gemahlin. Die Fürſtin hatte, als Hermenegildas Mutter frühzeitig ſtarb, ihre Stelle vertreten, und ſchon deshalb wurde ſie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erſchloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bitterſten Wehmut, daß, unerachtet ſie für die Wahrheit aller Umſtände rückſichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus die überzeugendſten Beweiſe habe, man ſie doch eine wahnſinnige Träumerin ſchelte Die Fürſtin, von allem unterrichtet und von Hermenegildas zerrüttetem Gemütszuſtande überzeugt, hütete ſich wohl ihr zu

widerſprechen; ſie begnügte ſich damit, ihr zu verſichern, daß die Zeit alles aufklären werde, und daß es wohlgetan ſei, ſich in frommer Demut dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerkſamer wurde die Fürſtin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zuſtande ſprach und die ſonderbaren Anfälle beſchrieb, die ihr Inneres zu verſtören ſchienen. Man ſah, wie die Fürſtin mit der ängſtlichſten Sorgfalt über Hermenegilda wachte, und wie ihre Bekümmernis in dem Grade ſtieg, als Hermenegilda ſich ganz zu erholen ſchien. Die todblaſſen Wangen und Lippen röteten ſich wieder, die Augen verloren das düſtre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten ſich mehr und mehr, kurz, Hermenegilda blühte ganz auf in voller Jugend und Schönheit. Und doch ſchien die Fürſtin ſie für kränker als jemals zu halten, denn: „Wie iſt dir, was haſt du, mein Kind? — was fühlſt du?“ ſo frug ſie, quälende Beſorgnis im Geſicht, ſobald Hermenegilda nur ſeufzte oder im mindeſten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin beratenten ſich, was es denn nun werden ſolle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus' Witwe zu ſein. „Ich glaube leider,“ ſprach der Fürſt, „daß ihr Wahnſinn unheilbar bleiben wird, denn ſie iſt körperlich kerngeſund und nährt den zerrütteten Zuſtand ihrer Seele mit voller Kraft. — Ja,“ fuhr er fort, als die Fürſtin ſchmerzlich vor ſich hinblickte, „ja, ſie iſt kerngeſund, unerachtet ſie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachteil wie eine Kranke gepflegt, gehätſchelt und geängſtet wird.“ Die Fürſtin, welche dieſe Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und ſprach raſch und entſchieden: „Nein! — Hermenegilda iſt nicht krank, aber, läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß ſie ſich vergangen haben könnte, ſo würde ich überzeugt ſein, daß ſie ſich in guter Hoffnung befinde.“ Damit ſtand ſie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen ſtarrten ſich Graf Nepomuk und der Fürſt an. Dieſer, zuerſt das Wort aufnehmend, meinte, „daß ſeine Frau auch zuweilen von den ſonder-

barſten Viſionen heimgeſucht werde." Graf Nepomuk ſprach aber ſehr ernſt: „Die Fürſtin hat darin recht, daß ein Vergehen der Art von ſeiten Hermenegildas durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt, wenn ich dir aber ſage, daß, als Hermenegilda geſtern vor mir herging, mir es ſelbſt wie ein närriſcher Gedanke durch den Sinn fuhr: nun ſeht einmal, die junge Witwe iſt ja guter Hoffnung; daß dieſer Gedanke offenbar nur durch das Betrachten ihrer Geſtalt erzeugt werden konnte, wenn ich dir das alles ſage, ſo wirſt du es natürlich finden, wie die Worte der Fürſtin mich mit trüber Beſorgnis, ja mit der peinlichſten Angſt erfüllen." „So muß," erwiderte der Fürſt, „der Arzt oder die weiſe Frau entſcheiden und entweder das vielleicht voreilige Urteil der Fürſtin vernichtet oder unſere Schande beſtätiget werden." Mehrere Tage ſchwankten beide von Entſchluß zu Entſchluß. Beiden wurden Hermenegildas Formen verdächtig, die Fürſtin ſollte entſcheiden, was jetzt zu tun. Sie verwarf die Einmiſchung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfe wohl erſt in fünf Monaten nötig ſein würde. „Welche Hülfe?" ſchrie Graf Nepomuk entſetzt. „Ja," fuhr die Fürſtin mit erhöhter Stimme fort, „es iſt nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda iſt entweder die verruchteſte Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforſchliches Geheimnis — genug, ſie iſt guter Hoffnung!" — Ganz erſtarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich ſich mühſam ermannend beſchwor er die Fürſtin, koſte es was es wolle, von Hermenegilda ſelbſt zu erforſchen, wer der Unglückſelige ſei, der die unauslöſchliche Schmach über ſein Haus gebracht. „Noch," ſprach die Fürſtin, „noch ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zuſtand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr ſagen werde, wie es um ſie ſteht, verſpreche ich mir alles. Überraſcht wird ſie die Larve der Heuchlerin fallen laſſen, oder es muß ſich ſonſt ihre Unſchuld auf eine wunderbare Weiſe offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dies ſollte geſchehen können." — Noch den-

ſelben Abend war die Fürſtin mit Hermenegilda, deren mütterliches Anſehn mit jeder Stunde zuzunehmen ſchien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die Fürſtin das arme Kind bei beiden Armen, blickte ihr ſcharf ins Auge und ſagte mit ſchneidendem Ton: „Liebe, du biſt guter Hoffnung!“ Da ſchlug Hermenegilda den wie von himmliſcher Wonne verklärten Blick in die Höhe und rief mit dem Ton des höchſten Entzückens: „O, Mutter, Mutter, ich weiß es ja! – Lange fühlt' ich es, daß ich, fiel auch der teure Gatte unter den mörderiſchen Streichen der wilden Feinde, dennoch unausſprechlich glücklich ſein ſollte. Ja! – jener Moment meines höchſten irdiſchen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben, den geliebten Gatten, in dem teuern Pfande des ſüßen Bundes.“ Der Fürſtin war es, als finge ſich alles an um ſie zu drehen, als wollten ihr die Sinne ſchwinden. Die Wahrheit in Hermenegildas Ausdruck – ihr Entzücken, ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken an erheucheltes Weſen, an Trug aufkommen, und doch konnte nur toller Wahnſinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfaßt ſtieß die Fürſtin Hermenegilda von ſich, indem ſie heftig rief: „Unſinnige! ein Traum hatte dich in den Zuſtand verſetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! – glaubſt du, daß du mich mit albernen Märchen zu hintergehen vermagſt? – Beſinne dich – laß alle Ereigniſſe der vorigen Tage dir vorübergehen. Ein reuiges Bekenntnis kann uns vielleicht verſöhnen.“ In Tränen gebadet, ganz aufgelöſt von herbem Schmerz ſank Hermenegilda vor der Fürſtin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch du ſchiltſt mich eine Träumerin, auch du glaubſt nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich ſein Weib bin? – Aber ſieh doch nur hier den Ring an meinem Finger – was ſage ich! – Du, du kennſt ja meinen Zuſtand, iſt denn das nicht genug, dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?“ Die Fürſtin nahm mit dem tiefſten Erſtaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines Vergehens gar nicht

einkam, daß sie die Hindeutung darauf gar nicht aufgefaßt, gar nicht verstanden. Der Fürstin ihre Hände heftig an die Brust drückend flehte Hermenegilda immerfort, sie möge doch nur jetzt, da es ihr Zustand außer Zweifel setze, an ihren Gatten glauben, und die ganz bestürzte, ganz außer sich gesetzte Frau wußte in der Tat selbst nicht mehr, was sie der Armen sagen, welchen Weg sie überhaupt einschlagen sollte, dem Geheimnis, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Tagen erklärte die Fürstin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich sei, von Hermenegilda, die sich von dem Gatten schwanger glaube, mehr herauszubringen, als wovon sie selbst im Innersten der Seele überzeugt sei. Die Männer, voller Zorn, schalten Hermenegilda eine Heuchlerin, und insonderheit schwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel sie nicht von dem wahnsinnigen Gedanken, ihm ein abgeschmacktes Märchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit strengen Maßregeln versuchen werde. Die Fürstin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zwecklose Grausamkeit sein würde. Überzeugt sei sie nämlich, wie gesagt, daß Hermenegilda keineswegs heuchle, sondern daran, was sie sage, mit voller Seele glaube. „Es gibt," fuhr sie fort, „noch manches Geheimnis in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außerstande sind. Wie, wenn das lebhafte Zusammenwirken des Gedankens auch eine physische Wirkung haben könnte, wie, wenn eine geistige Zusammenkunft zwischen Stanislaus und Hermenegilda sie in den uns unerklärlichen Zustand versetzte?" Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängnis des fatalen Augenblicks konnten sich der Fürst und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürstin diesen Gedanken äußerte, den die Männer den sublimsten nannten, der je das Menschliche ätherisiert habe. Die Fürstin, blutrot im ganzen Gesicht, meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß sie das ganze Verhältnis, in das ihr armes Kind, an dessen Unschuld sie unbedingt glaube, geraten, anstößig und

abscheulich finde, und daß eine Reise, die sie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beste Mittel sei, sie der Argliſt, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden, denn da Hermenegilda selbst gar kein Geheimnis aus ihrem Zustande machte, so mußte sie, sollte ihr Ruf verschont bleiben, freilich aus dem Kreise der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten sich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängstigende Geheimnis selbst, als er nur die Möglichkeit sah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterste war, zu verbergen, und der Fürst urteilte sehr richtig, daß bei der seltsamen Lage der Dinge, bei Hermenegildas unerheucheltem Gemütszustande freilich gar nichts anders zu tun sei, als die Auflösung des wunderbaren Rätsels der Zeit zu überlassen. Eben wollte man nach geschlossener Beratung auseinandergehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmernis brachte. Erhitzt von dem scharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Hast eines von wilder Leidenschaft Getriebenen stürzte er ins Zimmer und rief ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit starker Stimme: „Er ist tot, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenschaft geriet er — nein — er wurde niedergehauen von den Feinden — hier sind die Beweise!" — Damit steckte er mehrere Briefe, die er schnell hervorgerissen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieser fing ganz bestürzt an zu lesen. Die Fürstin sah in die Blätter hinein, kaum hatte sie wenige Zeilen erhascht, als sie mit zum Himmel emporgerichteten Blick die Hände zusammenschlug und schmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! — welches unerforschliche Geheimnis!" — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus' Todestag gerade mit Hermenegildas Angabe zusammentraf, daß sich alles so begeben, wie sie es in dem verhängnisvollen Augenblick geschaut hatte. „Er ist tot," sprach nun Xaver rasch und feurig, „Hermenegilda ist frei, mir,

der ich ſie liebe wie mein Leben, ſteht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!" — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürſt nahm das Wort und erklärte, daß gewiſſe Umſtände es ganz unmöglich machten, jetzt auf ſeinen Antrag einzugehen, daß er in dieſem Augenblick nicht einmal Hermenegilda ſehen könne, daß es alſo das beſte ſei, ſich wieder ſchnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegildas zerrütteten Gemütszuſtand, von dem wahrſcheinlich die Rede ſei, recht gut kenne, daß er dies aber um ſo weniger für ein Hindernis halte, als gerade ſeine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zuſtand enden würde. Die Fürſtin verſicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geſchworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde, übrigens befinde ſie ſich gar nicht mehr auf dem Schloſſe. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe er; Hermenegildas Herz zu rühren, das ſolle man nur ihm überlaſſen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungeſtüme Zudringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in dieſem Augenblick vergebens auf ſeine Einwilligung hoffe und nur ſogleich das Schloß verlaſſen möge. Graf Xaver ſah ihn ſtarr an, öffnete die Tür des Vorſaals und rief hinaus, Woyciech ſolle den Mantelſack hereinbringen, die Pferde abſatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf ſich in den Lehnſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand, und erklärte ruhig und ernſt: Ehe er Hermenegilda geſehen und geſprochen, werde ihn nur offne Gewalt vom Schloſſe wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müſſe, daß er ſeinerſeits das Schloß verlaſſe. Alle, Graf Nepomuk, der Fürſt und ſeine Gemahlin, gingen hierauf aus dem Zimmer, um ſo ſchnell als möglich Hermenegilda fortzuſchaffen. Der Zufall wollte indeſſen, daß ſie gerade in dieſer Stunde, ganz wider ihre ſonſtige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenſter

blickend, an dem er saß, gewahrte sie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als sie eben in jenen verhängnisvollen Pavillon an der Südseite des Parks trat. Ihr Zustand war nun schon beinahe jedem Auge sichtlich. „O all ihr Mächte des Himmels," rief Xaver, als er vor Hermenegilda stand, dann stürzte er aber zu ihren Füßen und beschwor sie unter den heiligsten Beteurungen seiner glühendsten Liebe, ihn zum glücklichsten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer sich vor Schreck und Überraschung, sagte ihm: Ein böses Geschick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu stören — niemals, niemals würde sie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden. Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Beteurungen, als er endlich in toller Leidenschaft ihr vorhielt, daß sie sich selbst täusche, daß sie *ihm* ja schon die süßesten Liebesaugenblicke geschenkt, als er, aufgesprungen vom Boden, sie in seine Arme schließen wollte, da stieß sie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abscheu und Verachtung zurück, indem sie rief: „Elender, selbstsüchtiger Tor, ebensowenig, wie du das süße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannst, ebensowenig vermagst du mich zum verbrecherischen Bruch der Treue zu verführen. — Fort aus meinen Augen!" Da streckte Xaver die geballte Faust ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und schrie: „Wahnsinnige, brachst du denn nicht selbst jenen albernen Schwur? — Das Kind, das du unter dem Herzen trägst, *mein* Kind ist es, *mich* umarmtest du hier an dieser Stelle — *meine* Buhlschaft warst du und bleibst du, wenn ich dich nicht erhebe zu meiner Gattin." — Hermenegilda blickte ihn an, die Glut der Hölle in den Augen, dann kreischte sie auf: „Ungeheuer!" und sank, wie zum Tode getroffen, nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt rannte Xaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürstin, die er mit Ungestüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich

verworfen mit Abscheu – mich, den Vater ihres Kindes!" – „Um aller Heiligen willen! Du? – Xaver! – mein Gott! – sprich, wie war es möglich?" – so rief von Entsetzen ergriffen die Fürstin. „Mag mich verdammen," fuhr Xaver gefaßter fort, „mag mich verdammen, wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in solchem Moment sündigen. – In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem seltsamen Zustande, den ich nicht zu beschreiben vermag. Sie lag wie festschlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als sie sich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritts durch den Pavillon ging. Dann kniete sie nieder, ich tat ein gleiches, sie betete, und ich bemerkte bald, daß sie im Geiste einen Priester vor uns sah. Sie zog einen Ring vom Finger, den sie dem Priester darreichte, ich nahm ihn und steckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann sank sie mit der inbrünstigsten Liebe in meine Arme. – Als ich entfloh, lag sie in tiefem bewußtlosen Schlaf." – „Entsetzlicher Mensch! – ungeheurer Frevel!" schrie die Fürstin ganz außer sich. – Graf Nepomuk und der Fürst traten hinein, in wenigen Worten erfuhren sie Xavers Bekenntnisse, und wie tief wurde der Fürstin zartes Gemüt verwundet, als die Männer Xavers freveliche Tat sehr verzeihlich und durch seine Verbindung mit Hermenegilda gesühnt fanden. „Nein," sprach die Fürstin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gattin reichen, der es wagte, wie der hämische Geist der Hölle den höchsten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuersten Frevel zu vergiften." „Sie wird," sprach Graf Xaver mit kaltem höhnenden Stolz, „sie wird mir die Hand reichen müssen, um ihre Ehre zu retten – ich bleibe hier, und alles fügt sich." – In diesem Augenblick entstand ein dumpfes Geräusch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte sie auf das Sofa; ehe es die Fürstin verhindern konnte,

trat Xaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr sie mit einem entsetzlichen Schrei, nicht menschlicher Ton, nein, dem schneidenden Jammerlaut eines wilden Tiers ähnlich, in die Höhe und starrte in gräßlicher Verzuckung den Grafen mit funkensprühenden Augen an. Der taumelte, wie vom tötenden Blitz getroffen, zurück und lallte kaum verständlich: „Pferde!" — Auf den Wink der Fürstin brachte man ihn herab. — „Wein! — Wein!" schrie er, stürzte einige Gläser hinunter, warf sich dann erkräftigt aufs Pferd und jug davon. — Hermenegildas Zustand, der aus dumpfem Wahnsinn in wilde Raserei übergehen zu wollen schien, änderte auch Nepomuks und des Fürsten Gesinnungen, die nun erst das Entsetzliche, Unsühnbare von Xavers Tat einsahen. Man wollte nach dem Arzt senden, aber die Fürstin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geistlicher Trost vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erschien also der Karmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauses. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtlosigkeit des stieren Wahnsinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde sie ruhig und gefaßt; sie sprach ganz zusammenhängend mit der Fürstin, der sie den Wunsch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Zisterzienser-Kloster zu O. in steter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte sie Schleier hinzugefügt, die ihr Gesicht undurchdringlich verhüllten, und die sie niemals lüpfte. Pater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdessen hatte der Fürst Z. an den Bürgermeister zu L. geschrieben, dort sollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten und von der Äbtissin des Zisterzienser-Klosters, einer Verwandten des Hauses, dahingebracht werden, während die Fürstin nach Italien reiste und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloster bringen sollte, stand vor der Türe. Von Gram gebeugt erwartete Nepomuk, der Fürst, die Fürstin das unglückliche Kind, um von ihr Abschied zu nehmen. Da trat sie, in Schleier gehüllt, an der Hand des

Mönchs in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus ſprach mit feierlicher Stimme: „Die Laienſchweſter Cöleſtina ſündigte ſchwer, als ſie ſich noch in der Welt befand, denn der Frevel des Teufels befleckte ihr reines Gemüt, doch ein unauflösliches Gelübde bringt ihr Troſt — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz ſchauen, deſſen Schönheit den Teufel anlockte. — Schaut her! ſo beginnt und vollendet Cöleſtina ihre Buße!“ Damit hob der Mönch Hermenegildas Schleier auf, und ſchneidendes Weh durchfuhr alle, da ſie die blaſſe Totenlarve erblickten, in die Hermenegildas engelſchönes Antlitz auf immer verſchloſſen! — Sie ſchied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöſt von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürſt, ſonſt ein gefaßter Mann, badete ſich in Tränen, nur der Fürſtin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederkämpfend, ſich aufrecht zu erhalten in milder Faſſung. —

Wie Graf Xaver Hermenegildas Aufenthalt und ſogar den Umſtand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht ſein ſollte, erfahren, iſt unerklärlich. Wenig nutzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen und es in die Hände einer vertrauten Frau zur Pflege geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, ſondern tot. Darauf verſchwand Graf Xaver ſpurlos, und man glaubte, er habe ſich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürſt Boleslaw von Z. auf ſeinen Reiſen nach Neapel in die Nähe des Poſilippo kam. Dort in der anmutigſten Gegend liegt ein Kamaldulenſer-Kloſter, zu dem der Fürſt heraufſtieg, um eine Ausſicht zu genießen, die ihm als die reizendſte in ganz Neapel geſchildert worden. Eben im Begriff, auf die herausſpringende Felſenſpitze im Garten zu treten, die ihm als der ſchönſte Punkt beſchrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm auf einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch auf dem Schoß, in die Ferne hinausſchaute. Sein Antlitz,

in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram entſtellt. Dem Fürſten kam, als er den Mönch näher und näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er ſchlich näher heran, und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polniſcher Sprache abgefaßt war. Darauf redete er den Mönch polniſch an, dieſer wandte ſich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürſten erblickt, als er ſein Geſicht verhüllte und ſchnell, wie vom böſen Geiſt getrieben, durch die Gebüſche entfloh. Fürſt Boleslaw verſicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieſer Mönch ſei niemand anders geweſen als der Graf Xaver von N.

Das ſteinerne Herz

Jedem Reiſenden, der bei guter Tageszeit ſich dem Städtchen G. von der ſüdlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landſtraße rechts ein ſtattliches Landhaus in die Augen, welches mit ſeinen wunderlichen bunten Zinnen, aus finſterm Gebüſch blickend, emporſteigt. Dieſes Gebüſch umkränzte den weitläuftigen Garten, der ſich in weiter Strecke talabwärts hinzieht. Kommſt du einmal, vielgeliebter Leſer! des Weges, ſo ſcheue weder den kleinen Aufenthalt deiner Reiſe noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürfteſt, ſondern ſteige fein aus dem Wagen und laß dir Haus und Garten aufſchließen, vorgebend, du hätteſt den verſtorbenen Eigentümer des anmutigen Landſitzes, den Hofrat Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kannſt du dies alsdann mit gutem Fug tun, wenn es dir gefallen ſollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff ſtehe, bis ans Ende durchzuleſen; denn ich hoffe, der Hofrat Reutlinger ſoll dir alsdann mit all ſeinem ſonderbaren Tun und Treiben ſo vor Augen ſtehen, als ob du ihn wirklich ſelbſt gekannt hätteſt. Schon von außen findeſt du das Landhaus auf altertümliche groteske Weiſe mit bunten gemalten Zieraten verſchmückt, du klagſt mit Recht über die Geſchmackloſigkeit dieſer zum Teil widerſinnigen Wandgemälde, aber bei näherer Betrachtung weht dich ein beſonderer wunderbarer Geiſt aus dieſen bemalten Steinen an, und mit einem leiſen Schauer, der dich überläuft, trittſt du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgeteilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickeſt du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderlichſten Verſchlingungen Menſchen- und Tiergeſtalten, Blumen, Früchte, Geſteine darſtellen, und deren

Bedeutung du ohne weitere Verdeutlichung zu ahnen glaubst. Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt und bis über den zweiten Stock hinaufsteigt, scheint in vergoldeter Bilderei alles das plastisch ausgeführt, was erst durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirst im ersten Augenblick vom verdorbenen Geschmack des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten reden, du wirst weidlich schmälen über das Barocke, Überladene, Grelle, Geschmacklose dieses Stils, aber bist du nur was weniges meines Sinnes, fehlt es dir nicht an reger Fantasie, welches ich allemal bei dir, mein gütiger Leser! voraussetze, so wirst du bald allen in der Tat gegründeten Tadel vergessen. Es wird dir so zumute werden, als sei die regellose Willkür nur das kecke Spiel des Meisters mit Gestaltungen, über die er unumschränkt zu herrschen wußte, dann aber, als verkette sich alles zur bittersten Ironie des irdischen Treibens, die nur dem tiefen, aber an einer Todeswunde kränkelnden Gemüt eigen. Ich rate dir, geliebter Leser! die kleinen Zimmer des zweiten Stocks, die wie eine Galerie den Saal umgeben, und aus deren Fenstern man hinabschaut in den Saal, zu durchwandern. Hier sind die Verzierungen sehr einfach, aber hin und wieder stößest du auf teutsche, arabische und türkische Inschriften, die sich wunderlich genug ausnehmen. Du eilst jetzt nach dem Garten, er ist nach altfranzösischer Art mit langen breiten, von hohen Taruswänden umschlossenen Gängen, mit geräumigen Kasketts angelegt und mit Statuen, mit Fontänen geschmückt. Ich weiß nicht, ob du, geliebter Leser, nicht auch den ernsten feierlichen Eindruck, den solch ein altfranzösischer Garten macht, mit mir fühlst, und ob du solch ein Gartenkunstwerk nicht der albernen Kleinigkeitskrämerei vorziehst, die in unsern sogenannten englischen Gärten mit Brückchen und Flüßlein und Tempelchen und Gröttchen getrieben wird. Am Ende des Gartens trittst du in einen finstern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Weymoutskiefern. Der Gärtner sagt dir, daß dies Wäldchen, wie man es, von der Höhe des Hauses hinab-

ſchauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin iſt ein Pavillon von dunklem ſchleſiſchen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittſt hinein, der Boden iſt mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickſt du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es iſt ein dunkelroter, in den weißen Marmor eingefugter Stein. Du bückſt dich herab und entdeckeſt die in den Stein eingegrabenen Worte: „Es ruht!“ In dieſem Pavillon, bei dieſem dunkelroten ſteinernen Herzen, das damals jene Inſchrift noch nicht trug, ſtanden am Tage Mariä Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180– ein großer ſtattlicher alter Herr und eine alte Dame, beide ſehr reich und ſchön nach der Mode der ſechziger Jahre gekleidet. „Aber,“ ſprach die alte Dame, „aber wie kam Ihnen, lieber Hofrat, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber ſagen, die ſchauervolle Idee, in dieſem Pavillon das Grabmal ihres Herzens, das unter dem roten Stein ruhen ſoll, bauen zu laſſen?“ „Laſſen Sie uns,“ erwiderte der alte Herr, „laſſen Sie uns, liebe Geheime-Rätin, von dieſen Dingen ſchweigen! – Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines wunden Gemüts, nennen Sie es, wie Sie wollen, aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämiſche Glück wie ein Spielzeug dem einfältigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterſte Unmut ergreift, wenn alles erfahrne Leid von neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in dieſen Mauern Troſt und Beruhigung finde. Meine Blutstropfen haben den Stein ſo rot gefärbt, aber er iſt eiskalt, bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Glut, welche darin loderte.“ Die alte Dame ſah mit einem Blick der tiefſten Wehmut herab zum ſteinernen Herzen, und indem ſie ſich etwas herabbückte, fielen ein paar große perlenglänzende Tränen auf den roten Stein. Da faßte der alte Herr ſchnell herüber und ergriff ihre Hand. Seine Augen erblitzten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes, mit Blüten und Blumen reich geſchmücktes herrliches

Land im ſchimmernden Abendrot lag eine längſt vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in ſeinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! und auch Sie konnten dieſes arme Herz ſo auf den Tod verwunden.“ — So rief der alte Herr mit von der ſchmerzlichſten Wehmut halberſtickter Stimme. „Nicht mich,“ erwiderte die alte Dame ſehr weich und zärtlich, „nicht mich klagen Sie an, Maximilian! — War es denn nicht Ihr ſtarrer unverſöhnlicher Sinn, Ihr träumeriſcher Glaube an Ahnungen, an ſeltſame, Unheil verkündende Viſionen, der ſie forttrieb von mir, und der mich zuletzt beſtimmen mußte, dem ſanfteren, beugſameren Mann, der mit Ihnen zugleich ſich um mich bewarb, den Vorzug zu geben. Ach! Maximilian, Sie mußten es ja wohl fühlen, wie innig Sie geliebt wurden, aber Ihre ewige Selbſtqual, peinigte ſie mich nicht bis zur Todesermattung?“ Der alte Herr unterbrach die Dame, indem er ihre Hand fahren ließ: „O, Sie haben recht, Frau Geheime-Rätin, ich muß allein ſtehen, kein menſchliches Herz darf ſich mir anſchmiegen, alles, was Freundſchaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von dieſem ſteinernen Herzen.“ „Wie bitter,“ fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie bitter, wie ungerecht gegen ſich ſelbſt und andere ſind Sie, Maximilian! — Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigſten Wohltäter der Bedürftigen, als den unwandelbarſten Verfechter des Rechts, der Billigkeit, aber welches böſe Geſchick warf jenes entſetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja in irgend einem von jeder Willkür unabhängigen Ereignis Verderben und Unheil ahnet?“ „Hege ich denn nicht alles,“ ſprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Tränen in den Augen, „hege ich denn nicht alles, was ſich mir nähert, mit der vollſten Liebe? Aber dieſe Liebe zerreißt mir das Herz, ſtatt es zu nähren. — Ha!“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforſchlichen Geiſt der Welten gefiel es, mich mit einer Gabe auszuſtatten, die mich dem Tode entreißend mich hundertmal tötet! — Gleich dem ewigen Juden ſehe ich das unſicht-

bare Kainszeichen auf der Stirne des gleißneriſchen Meuters! — Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie ſpielende Rätſel der geheimnisvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau ſchaut uns mit hellen klaren Iſisaugen an, aber wer ihre Rätſel nicht löſt, den ergreift ſie mit kräftigen Löwentatzen und ſchleudert ihn in den Abgrund.“ „Noch immer,“ ſprach die alte Dame, „noch immer dieſe verderblichen Träume. Wo blieb der ſchöne artige Knabe, Ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren ſo liebreich aufgenommen, in dem ſo viel Liebe und Troſt für Sie aufzukeimen ſchien?“ „Den,“ erwiderte der alte Herr mit rauher Stimme, „den habe ich verſtoßen, es war ein Böſewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben im Buſen nährte.“ „Ein Böſewicht! — der Knabe von ſechs Jahren?“ — fragte die Dame ganz beſtürzt. „Sie wiſſen,“ fuhr der alte Herr fort, „die Geſchichte meines jüngern Bruders; Sie wiſſen, daß er mich mehrmals auf bübiſche Weiſe täuſchte, daß, alles brüderliche Gefühl in ſeiner Bruſt ertötend, ihm jede Wohltat, die ich ihm erzeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an ſeinem raſtloſen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Exiſtenz verloren ging. Sie wiſſen, wie er vor mehreren Jahren, in das tiefſte Elend verſunken, zu mir kam, wie er mir Änderung ſeiner verworrenen Lebensweiſe, wiedererwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann ſeinen Aufenthalt in meinem Hauſe nutzte, um gewiſſe Dokumente — doch genug davon. Sein Knabe gefiel mir, und dieſen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem ſeine Ränke, die mich in einen meine Ehre vernichtenden Kriminalprozeß verwickeln ſollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schickſals befreiete mich von dem Böſewicht.“ „Und dieſer Wink des Schickſals war gewiß einer Ihrer böſen Träume.“ So ſprach die alte Dame, doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urteilen Sie, Julie! — Sie wiſſen, daß meines Bruders Teufelei

mir den härteſten Stoß gab, den ich erlitten — es ſei denn, daß, — doch ſtill davon. Mag es ſein, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuſchreiben muß, mir in dieſem Wäldchen eine Grabſtätte für mein Herz bereiten zu laſſen. Genug, es geſchah! — Das Wäldchen war in Herzform angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beſchäftigten ſich mit der Marmortäfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu ſehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, ſo wie ich Max geheißen, etwas hin und her kugelt unter allerlei tollen Bocksſprüngen und lautem Gelächter. Eine finſtere Ahnung geht durch meine Seele! — Ich gehe los auf den Knaben und erſtarre, als ich ſehe, daß es der rote herzförmig ausgearbeitete Stein iſt, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat, und mit dem er nun ſpielt! — ‚Bube! du ſpielſt mit meinem Herzen wie dein Vater!‘ — Mit dieſen Worten ſtieß ich ihn voll Abſcheu von mir, als er ſich weinend mir nahte. — Mein Verwalter erhielt die nötigen Befehle, ihn fortzuſchaffen, ich habe den Knaben nicht wieder geſehen!“ „Entſetzlicher Mann!“ rief die alte Dame, die aber der alte Herr, ſich höflich verbeugend und mit den Worten: „Des Schickſals große Grundſtriche fügen ſich nicht dem feinen Nonpareil der Damen,“ unter dem Arm faßte und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten. — Der alte Herr war der Hofrat Reutlinger, die alte Dame aber die Geheimerätin Foerd. — — Der Garten bot das allermerkwürdigſte Schauſpiel dar, was man nur ſehen konnte. Eine große Geſellſchaft alter Herren, Geheimeräte, Hofräte u. a. nebſt ihren Familien aus den benachbarten Städtchen hatte ſich verſammelt. Alle, ſelbſt die jungen Leute und Mädchen, waren ganz ſtreng nach der Mode des Jahres 1760 gekleidet mit großen Perücken, geſteiften Kleidern, hohen Friſuren, Reifröcken u. ſ. w., welches denn um ſo mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die Anlagen des Gartens ganz zu jenem Koſtüm paßten. Jeder glaubte

sich wie durch einen Zauberschlag in eine längst verflossene Zeit zurückversetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlingers zum Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Mariä Geburt auf seinem Landsitz das Fest der alten Zeit zu feiern, wozu er alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud, jedoch war es unerläßliche Bedingung, daß jeder Gast sich in das Kostüm des Jahres 1760 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es lästig gewesen sein würde, dergleichen Kleider herbeizuschaffen, half der Hofrat aus mit seiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrat diese Zeit hindurch (das Fest dauerte zwei bis drei Tage) in Rückerinnerungen der alten Jugendzeit recht schwelgen. —

In einer Seitenallee begegneten sich Ernst und Willibald. Beide sahen sich eine Weile schweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommst mir vor," rief Willibald, „wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier." — „Und mich dünkt," erwiderte Ernst, „ich hätte dich schon in der asiatischen Banise erblickt." — „Aber in der Tat," fuhr Willibald fort, „des alten Hofrats Einfall ist so übel nicht. Er will nun einmal sich selbst mystifizieren, er will eine Zeit hervorzaubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er noch jetzt ein munterer starker Greis mit unverwüstlicher Lebenskraft und herrlicher Frische des Geistes, an Erregbarkeit und fantasiereicher Laune es manchem vor der Zeit abgestumpften Jünglinge zuvortut. Er darf nicht dafür sorgen, daß jemand in Wort und Gebärde aus dem Kostüm falle, denn dafür steckt jeder eben in den Kleidern, die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh nur, wie jüngferlich und zunferlich unsere jungen Damen in ihren Reifröcken einhertrippeln, wie sie sich des Fächers zu bedienen wissen. — Wahrhaftig mich selbst ergreift unter der Perücke, die ich auf meinen Titus gestülpt, ein ganz besonderer Geist altertümlicher Courtoisie; da ich eben das allerliebste Kind, des geh. Rates Foerd jüngste Tochter, die holde Julia, erblicke, so weiß ich gar nicht, was

mich abhält, mich ihr in demütiger Stellung zu nahen und mich also zu applizieren und explizieren: „Allerschönste Julia! wenn wird mir doch die längst gewünschte Ruhe durch deine Gegenliebe gewährt werden! Es ist ja unmöglich, daß den Tempel dieser Schönheit ein steinerner Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der Regen und der Diamant wird durch schlechtes Blut erweichet; dein Herz will aber einem Amboße gleichen, welches sich nur durch Schläge verhärtet; je mehr nun mein Herze klopfet, je unempfindlicher wirst du. Laß mich doch das Ziel deines Blicks sein, schaue doch, wie mein Herz kocht und meine Seele nach der Erquickung lechzet, welche aus deiner Anmut quillt. Ach! — willst du mich durch Schweigen betrüben, unempfindliche Seele? Die toten Felsen antworten ja den Fragenden durch ein Echo, und du willst mich Trostlosen keiner Antwort würdigen? — O, Allerschönste" — „Ich bitte dich," unterbrach hier Ernst den Freund, der mit dem wunderlichsten Gebärdenspiel das alles gesprochen, „ich bitte dich, halt ein, du bist nun einmal wieder in deiner tollen Laune und merkst nicht, wie Julie, erst sich uns freundlich nähernd, mit einem Mal ganz scheu ausbog. Ohne dich zu verstehen, glaubt sie gewiß so wie alle in gleichem Fall schonungslos von dir bespöttelt zu sein, und so bewährst du deinen Ruf als eingefleischten ironischen Satan und ziehst mich neuen Ankömmling ins Unglück, denn schon sprechen alle mit zweideutigem Seitenblick und bittersüßem Lächeln: ‚Es ist Willibalds Freund.'" „Laß es gut sein," sprach Willibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumal junge hoffnungsvolle Mädchen von sechszehn, siebzehn Jahren, mir sorglich ausweichen, aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß sie dort mir begegnend oder vielmehr mich wie im eignen Hause angesiedelt treffend recht mit vollem freundlichen Gemüt mir die Hand reichen werden." „Du meinst," sprach Ernst, „eine Versöhnung wie im ew'gen Leben, wenn der Drang des Irdischen abgeschüttelt." „O ich bitte dich," unterbrach ihn Willi-

bald, „laß uns doch geſcheut ſein und nicht alte längſt beſprochene Dinge aufs neue und gerade zur ungünſtigſten Stunde aufrühren. Ungünſtig für derlei Geſpräche nenne ich nämlich deshalb eben dieſe Stunden, weil wir gar nichts Beſſeres tun können, als uns dem ſeltſamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlingers Laune wie in einen Rahmen eingefaßt hat, hingeben. Siehſt du wohl jenen Baum, deſſen ungeheure weiße Blüten der Wind hin und her ſchüttelt? — Cactus grandiflorus kann es nicht ſein, denn der blüht nur mitternachts, und ich ſpüre auch nicht das Aroma, welches ſich bis hieher verbreiten müßte. — Weiß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrat wieder in ſein Tusculum verpflanzt hat.“ — Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wunderten ſich in der Tat nicht wenig, als ſie einen dicken dunklen Holunderbuſch trafen, deſſen Blüten nichts anders waren als hineingehängte weißgepuderte Perücken, die mit ihren darangehängten Haarbeuteln und Zöpfchen, ein kurioſes Spielzeug des launigten Südwinds, auf und nieder ſchaukelten. Lautes Lachen verkündete, was hinter den Büſchen verborgen. Eine ganze Geſellſchaft alter gemütlicher lebenskräftiger Herren hatte ſich auf einem breiten, von buntem Buſchwerk umgebenen Raſenplatz verſammelt. Die Röcke ausgezogen, die läſtigen Perücken in den Holunder gehängt, ſchlugen ſie Ballon. Aber niemand übertraf den Hofrat Reutlinger, der den Ballon bis zu einer unglaublichen Höhe und ſo geſchickt zu treiben wußte, daß er jedesmal dem Gegenſpieler ſchlaggerecht niederfiel. In dem Augenblick ließ ſich eine abſcheuliche Muſik von kleinen Pfeifen und dumpfen Trommeln hören. Die Herren endeten ſchnell ihr Spiel und griffen nach ihren Röcken und Perücken. „Was iſt denn das nun wieder?“ ſprach Ernſt. „Ich wette,“ erwiderte Willibald, „der türkiſche Geſandte zieht ein.“ „Der türkiſche Geſandte?“ frug Ernſt ganz erſtaunt. „So nenne ich,“ fuhr Willibald fort, „den Baron von Exter, der ſich in G. aufhält, und den du noch viel zu wenig geſehn haſt, um in ihm

nicht eins der wunderlichsten Originale zu erkennen, die es geben mag. Er ist ehemals Gesandter unseres Hofes in Konstantinopel gewesen, und noch immer sonnt er sich in dem Reflex dieser wahrscheinlich genußreichsten Frühlingszeit seines Lebens. Seine Beschreibung des Palastes, den er in Pera bewohnte, erinnert an die diamantnen Feen-Paläste in Tausend und einer Nacht, und seine Lebensweise an den weisen König Salomo, dem er auch darin gleichen will, daß er sich wirklich der Herrschaft über unbekannte Naturkräfte rühmt. In der Tat hat dieser Baron Exter seiner lügnerischen Prahlerei, seiner Charlatanerie unerachtet doch etwas Mystisches, das mich wenigstens in drolligem Abstich mit seiner äußern etwas skurrilen Erscheinung oft wirklich mystifiziert. Davon, ich meine von seinem wirklich mystischen Treiben geheimer Wissenschaften, rührt auch seine enge Verbindung mit Reutlingern her, der diesem Wesen ganz ergeben ist mit Leib und Seele. — Beide sind wunderliche Träumer, aber jeder auf seine Weise, übrigens aber entschiedene Mesmerianer." — Unter diesem Gespräch waren die Freunde bis an des Gartens großes Gattertor gelangt, durch welches soeben der türkische Gesandte einzog. Ein kleiner rundlicher Mann mit einem schönen türkischen Pelz und hohem, aus farbigten Shawls aufgewickeltem Turban angetan. Aus Gewohnheit hatte er sich aber nicht von der eng anschließenden Zopfperücke mit kleinen Löckchen, aus Bedürfnis nicht von den filznen Podagristenstiefeln trennen können, wodurch freilich das türkische Kostüm schwer verletzt wurde. Seine Begleiter, die das abscheuliche musikalische Geräusch machten, und in denen Willibald trotz der Vermummung Exters Koch und anderes Hausgesinde erkannte, waren zu Mohren angerußt und trugen spitze gemalte Papiermützen, den Sanbenitos nicht unähnlich, welches drollig genug aussah. Den türkischen Gesandten führte am Arm ein alter Offizier, nach seiner Tracht von irgend einem Schlachtfelde des siebenjährigen Krieges erwacht und erstanden. Es war der

General Rirendorf, Kommandant von G., der dem Hofrat zu Gefallen samt seinen Offizieren sich in das alte Kostüm geworfen hatte. „Salama milek!“ sprach der Hofrat, den Baron Exter umarmend, der sofort den Turban abnahm und ihn wieder auf die Perücke stülpte, nachdem er sich den Schweiß von der Stirne mit einem ostindischen Tuch weggetrocknet. In dem Augenblick bewegte sich auch in den Zweigen eines Spätkirschenbaums der goldstrahlende Fleck, den Ernst schon lange betrachtet hatte, ohne enträtseln zu können, was da oben sitze. Es war bloß der geheime Kommerzien-Rat Harscher in einem goldstoffnen Ehrenkleide, ebensolchen Beinkleidern und silberstoffner mit blauen Rosenbouquets bestreuter Weste, der nun sich aus den Blättern des Kirschbaums entwickelte und, für sein Alter behende genug, auf der angelehnten Leiter herabstieg und mit ganz feiner, etwas quäkender Stimme singend oder vielmehr kreischend: „Ah. che vedo — o dio che sento!“ dem türkischen Gesandten in die Arme eilte. Der Kommerzien-Rat hatte seine Jugendzeit in Italien zugebracht, war ein großer Musikus und wollte noch immer mittelst eines lang geübten Falsetts singen wie Farinelli. „Ich weiß,“ sprach Willibald, „daß Harscher sich die Taschen mit Spätkirschen vollgestopft hat, die er, irgend ein Madrigal süß lamentierend, den Damen präsentieren wird. Da er aber wie Friedrich der Zweite den Spaniol ohne Dose in der Tasche ausgeschüttet trägt, wird er mit seiner Galanterie nur widerwilliges Ablehnen und finstre Gesichter einernten.“ — Überall war nun der türkische Gesandte sowie der Held des siebenjährigen Krieges mit Freude und Jubel empfangen worden. Letzterer wurde von Julchen Foerd mit kindlicher Demut begrüßt, tief beugte sie sich vor dem alten Herrn und wollte ihm die Hand küssen, da sprang aber der türkische Gesandte wild dazwischen, rief: „Narrheiten, tolles Zeug!“ umarmte Julchen mit Heftigkeit, wobei er dem Kommerzien-Rat Harscher sehr hart auf die Füße trat, der aber vor Schmerz nur

ein ganz klein wenig miaute, und rannte dann mit Julien, die er unter den Arm gefaßt, davon. — Man sah, daß er sehr eifrig mit den Händen focht, den Turban auf- und abstülpte u. s. w. „Was hat der Alte mit dem Mädchen vor?" sprach Ernst. „In der Tat," erwiderte Willibald, „es scheint Wichtiges, denn, ist Erter gleich des Mädchens Pate und ganz vernarrt in sie, so pflegt er doch nicht sogleich aus der Gesellschaft mit ihr davonzulaufen." — In dem Augenblick blieb der türkische Gesandte stehen, streckte den rechten Arm weit von sich und rief mit starker Stimme, daß es im ganzen Garten widerhallte: „Apporte!" — Willibald brach in ein lautes Gelächter aus. — „Wahrhaftig," sprach er dann, „es ist weiter nichts, als daß Erter Julien zum tausendsten Mal die merkwürdige Geschichte vom Seehunde erzählt." Ernst wollte diese merkwürdige Geschichte durchaus wissen. „Erfahre denn," sprach Willibald, „daß Erters Palast dicht am Bosporus lag, so daß Stufen von dem feinsten karrarischen Marmor hinabführten ins Meer. Eines Tages steht Erter auf der Galerie, in die tiefsinnigsten Betrachtungen versunken, aus denen ihn ein durchdringender gellender Schrei hinausreißt. Er schaut hinab, und siehe, ein ungeheurer Seehund ist aus dem Meer hinaufgetaucht und hat einem armen türkischen Weibe, die auf den Marmorstufen saß, den Knaben von dem Arm hinabgerissen, mit dem er eben abfährt in die Meereswellen. Erter eilt hinab, das Weib fällt ihm trostlos weinend und heulend zu Füßen, Erter besinnt sich nicht lange, er tritt dicht ans Meer auf die letzte Stufe, streckt den Arm aus und ruft mit starker Stimme: ‚Apporte!' — Sogleich steigt der Seehund aus der Tiefe des Meers, im weiten Maule den Knaben, den er zierlich und geschickt wie auch ganz unversehrt dem Magier überreicht und sodann, jedem Dank ausweichend, sich wieder entfernt in das Meer niedertaucht." „Das ist stark — das ist stark," rief Ernst. „Siehst du wohl," fuhr Willibald fort, „siehst du wohl, wie Erter jetzt einen kleinen Ring vom Finger zieht und ihn Julien zeigt?

Keine Tugend bleibt unbelohnt! — Außer dem, daß Exter dem türkischen Weibe den Knaben gerettet hatte, so beschenkte er sie noch, als er vernahm, daß ihr Mann, ein armer Lastträger, kaum das tägliche Brot zu verdienen vermochte, mit einigen Juwelen und Goldstücken, freilich nur eine Lumperei, höchstens zwanzig- bis dreißigtausend Taler an Wert; darauf zog das Weib einen kleinen Saphir vom Finger und drang ihn Extern auf mit der Versicherung, es sei ein teures ererbtes Familienstück, das nur durch Exters Tat gewonnen werden könne. Exter nahm den Ring, der ihm von geringem Werte schien, und erstaunte nicht wenig, als er später durch eine kaum sichtbare arabische Inschrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des großen Alis Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mahomeds Tauben heranlockt und mit ihnen konversiert." „Das sind ganz erstaunliche Dinge," rief Ernst lachend, „doch laß uns sehen, was dort in dem geschlossenen Kreise vorgeht, in dessen Mitte ein klein Ding wie ein kartesianisches Teufelchen auf- und niedergaukelt und quinkeliert." — Die Freunde traten auf einen runden Rasenplatz, rings umher saßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte sprang ein sehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Dämchen mit einem etwas zu großen Apfelköpfchen umher und schnippte mit den Fingerchen und sang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Amenez vos troupeaux, bergeres!" — „Solltest du wohl glauben," sprach Willibald, „daß dies putzige Figurchen, die so überaus naiv und scharmant tut, Juliens ältere Schwester ist? Du merkst, daß sie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bittrer Ironie mystifiziert, indem sie, trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Wesens im Alter noch mit jener kindischen Naivität kokettierend, sich und andern herzlich zur Last werden müssen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt." — Beiden Freunden wurde das Dämchen mit ihrer französischen Faselei recht fatal,

sie schlichen daher fort, wie sie gekommen, und schlossen sich lieber an den türkischen Gesandten an, der sie fortführte in den Saal, wo eben, da die Sonne schon niedersank, alles zu der Musik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Österleinische Flügel wurde geöffnet und jedes Pult für die Künstler an seinen Ort gestellt. Die Gesellschaft sammelte sich nach und nach, Erfrischungen wurden herumgereicht in altem reichen Porzellan; dann ergriff Reutlinger eine Geige und führte mit Geschicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Rixendorf auf dem Flügel begleitete, dann bewährte sich der goldstoffne Harscher als Meister auf der Theorbe. Hierauf begann die geheime Rätin Foerd eine große italienische Szene von Anfossi mit seltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulierend und ungleich, aber noch wurde alles dieses durch die ihr eigne Meisterschaft des Gesanges besiegt. In Reutlingers verklärtem Blick glänzte das Entzücken längst vergangener Jugend. Das Adagio war geendet, Rixendorf begann das Allegro, als plötzlich die Tür des Saals aufgerissen wurde und ein junger wohlgekleideter Mensch von hübschem Ansehen ganz erhitzt und atemlos hinein und zu Rixendorfs Füßen stürzte. „O, Herr General! — Sie haben mich gerettet — Sie allein — Es ist alles gut — alles gut! O, mein Gott, wie soll ich Ihnen denn danken.“ So schrie der junge Mensch wie außer sich, der General schien verlegen, er hob den jungen Menschen sanft auf und führte ihn mit beschwichtigenden Worten heraus in den Garten. Die Gesellschaft war von dem Auftritt überrascht worden, jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des geheimen Rates Foerd erkannt und schaute diesen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Prise nach der andern und sprach mit seiner Frau französisch, bis er endlich, da ihm der türkische Gesandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: „Ich weiß, Hochzuverehrende! durchaus mir nicht zu erklären, welcher böse Geist

meinen Mar hier ſo plötzlich mit exaltierten Dankſagungen hineingeſchleudert hat, werde aber ſogleich die Ehre haben" – Damit ſchlüpfte er zur Türe heraus, und Willibald folgte ihm auf dem Fuße. Das dreiblättrige Kleeblatt der Foerdſchen Familie, nämlich die drei Schweſtern Nannette, Clementine und Julie äußerten ſich auf ganz verſchiedene Weiſe. Nannette ließ den Fächer auf und nieder rauſchen, ſprach von Etourderie und wollte endlich wieder ſingen: Amenez vos troupeaux, worauf aber niemand achtete. Julie war abſeits in den Winkel getreten, und der Geſellſchaft den Rücken zugewendet, war es, als wolle ſie nicht allein ihr glühendes Geſicht, ſondern auch einige Tränen verbergen, die ihr, wie man ſchon bemerkt, in die Augen getreten. „Freude und Schmerz verwunden mit gleichem Weh die Bruſt des armen Menſchen, aber färbt der dem verletzenden Dorn nachquillende Blutstropfe nicht mit höherem Rot die verbleichende Roſe?" So ſprach mit vielem Pathos die jeanpauliſierende Clementine, indem ſie verſtohlen die Hand eines hübſchen jungen blonden Menſchen faßte, der gar zu gern ſich aus den Roſenbanden, womit ihn Clementine bedrohlich umſtrickt, und in denen er etwas zu ſpitze Dornen verſpürt hatte, losgewickelt. Der lächelte aber etwas fade und ſprach nur: „O ja, Beſte!" – Dabei ſchielte er nach einem ſeitwärts ſtehenden Glaſe Wein, welches er gern auf Clementinens ſentimentalen Spruch geleert. Das ging aber nicht, da Clementine ſeine linke Hand feſthielt, er aber mit der Rechten ſoeben das Beſitztum eines Stücks Kuchen ergriffen. In dem Augenblick trat Willibald zur Saaltür herein, und alles ſtürzte auf ihn zu mit tauſend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wiſſen, zog aber ein verſchmitzteres Geſicht als jemals. Man ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten ſich mit dem geheimen Rat Foerd zum General Rixendorf und zum Schreiber Max geſellt und heftig mitgeſprochen hatte. „Soll ich denn," fing er endlich an, „ſoll ich denn in der Tat die wichtigſte aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern,

so muß es mir vergönnt werden, zuvörderst an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten." — Man erlaubte das gern. „Ist Ihnen," fuhr Willibald nun pathetisch fort, „ist Ihnen nicht allen der Schreiber des Herrn geheimen Rat Foerd, Max geheißen, als ein wohlgebildeter, von der Natur reichlich ausgestatteter Jüngling bekannt?" „Ja, ja, ja!" rief der Chor der Damen. „Ist Ihnen," frug Willibald weiter, „ist Ihnen nicht sein Fleiß, seine wissenschaftliche Bildung, seine Geschicklichkeit im Geschäft bekannt?" „Ja — ja!" rief der Chor der Herren, und wieder „Ja, ja, ja!" der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Willibald noch frug, ob Max nicht weiter als der aufgeweckteste Kopf, voller Possen und Schnurren, sowie endlich als solch geschickter Zeichner bekannt sei, daß Rixendorf, der als Dilettant in der Malerei Ungewöhnliches leiste, es nicht verschmäht habe, selbst ihm zweckmäßigen Unterricht zu erteilen. „Es begab sich," erzählte nun Willibald, „daß vor einiger Zeit ein junges Meisterlein von der ehrsamen Schneiderzunft seine Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her, Bässe schnurrten, Trompeten schmetterten durch die Gasse. Mit rechter Wehmut sah des Herrn geheimen Rats Bedienter, Johann, zu den erleuchteten Fenstern herauf, das Herz wollte ihm springen, wenn er unter den Tanzenden Jettchens Tritte zu vernehmen glaubte, die, wie er wußte, auf der Hochzeit war. Als nun aber Jettchen wirklich zum Fenster herausguckte, da konnte er es nicht länger aushalten, er lief nach Hause, warf sich in seinen besten Staat und ging keck herauf in den Hochzeitsaal. Er wurde wirklich zugelassen, freilich unter der schmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben sollte, wodurch er freilich auf die Mädchen angewiesen wurde, mit denen ob ihrer Häßlichkeit oder sonstigen Untugenden niemand tanzen mochte. Jettchen war auf alle Tänze versagt, aber sowie sie den Geliebten sah, vergaß sie alles, was sie versprochen, und der beherzte Johann stieß das dünnleibige Schneider-

lein, das ihm Jettchen abtrotzen wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufſtande. Johann wehrte ſich wie ein Löwe, Rippenſtöße und Ohrfeigen nach allen Seiten austeilend, doch er mußte der Menge ſeiner Feinde erliegen und wurde auf ſchmähliche Weiſe von Schneidergeſellen die Treppe herabgeworfen. Voll Wut und Verzweiflung wollte er die Fenſter einwerfen, er ſchimpfte und fluchte, da kam Max, der nach Hauſe ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Scharwacht, die eben über ihn herzufallen im Begriff ſtand. Nun klagte Johann ſein Unglück und wollte durchaus nicht abſtehen von tumultuariſcher Rache, doch gelang es endlich dem klügern Max, ihn zu beruhigen, wiewohl nur unter dem Verſprechen, daß er ſich ſeiner annehmen und die ihm geſchehene Unbill ſo rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden ſein werde" — Willibald hielt plötzlich ein. — „Nun? — nun? Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was ſoll das dann werden?" — So rief es von allen Seiten. „Erlauben Sie," fuhr Willibald fort, „erlauben Sie, Hochzuverehrende! zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden, in dieſer Komödie von Johann und Jettchen Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden. — Es könnte ſogar wider den feinſten Anſtand geſündigt werden." „Sie werden's ſchon einzurichten wiſſen, lieber Herr Willibald," ſprach die alte Stiftsrätin von Krain, indem ſie ihn auf die Schulter klopfte, „ich für meinen Teil kann einen Puff vertragen." — „Der Schreiber Max," erzählte Willibald weiter, „ſetzte ſich andern Tages hin, nahm ein großes ſchönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tuſche und zeichnete mit der vollendetſten Wahrheit einen großen ſtattlichen Ziegenbock hin. Die Phyſiognomie dieſes wunderbaren Tiers gab jedem Phyſiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geiſtreichen Augen lag etwas Überſchwengliches, wiewohl um das Maul und um den Bart

herum einige Konvulsionen zitternd zu spielen schienen. Das Ganze zeugte von innerer unaussprechlicher Qual. In der Tat war auch der gute Bock beschäftigt, auf eine sehr natürliche, wiewohl schmerzliche Weise ganz kleine allerliebste, mit Schere und Bügeleisen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichsten Gruppen ihre Lebenstätigkeit bewiesen. Unter dem Bilde stand ein Vers, den ich leider vergessen, doch irr' ich nicht, so hieß die erste Zeile: ‚Ei was hat der Bock – gegessen.' Ich kann übrigens versichern, daß dieser wunderbare Bock" – „Genug – genug," riefen die Damen, „genug von dem garstigen Tier – von Max, von Max wollen wir hören." – „Besagter Max," nahm Willibald das Wort wieder auf, „besagter Max gab das wohlausgeführte und vollkommen geratene Tableau dem gekränkten Johann, der es so geschickt an die Schneiderherberge anzuheften wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das müßige Volk nicht von dem Bildnis wegkam. Die Straßenjungen schwenkten jubelnd die Mützen und tanzten jedem Schneiderlein, das sich sehen ließ, hinterher und sangen und kreischten gewaltig: ‚Ei, was hat der Bock gegessen.' – ‚Niemand anders hat das Blatt gezeichnet als des geheimen Rats Max,' sagten die Maler, ‚niemand hat die Worte geschrieben als des geheimen Rats Max,' riefen die Schreibmeister, als die ehrsame Schneiderzunft die nötigen Erkundigungen einzog. Max wurde verklagt und sah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnisstrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu seinem Gönner, dem General Rixendorf; bei allen Advokaten war er schon gewesen. Die runzelten die Stirn, schüttelten die Köpfe und sprachen von hartnäckigem Ableugnen u. s. w., was dem ehrlichen Max nicht wohlgefiel. Der General sprach dagegen, ‚du hast einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn! die Advokaten werden dich nicht retten, aber ich, und bloß darum, weil in deinem Bilde, das ich bereits gesehen, korrekte Zeichnung und verständige Anordnung ist. Der Bock als Hauptfigur hat

Ausdruck und Haltung, ſowie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich iſt, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weiſe haſt du den im Schmerz der Quetſchung ſich hervorarbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt, in ſeinem Geſicht liegt laokoontiſches Weh! Ebenſo rühmlich iſt es, daß die fallenden Schneider nicht etwa ſchweben, ſondern wirklich fallen, wiewohl nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verkürzungen ſind recht hübſch durch die Bügeleiſen maskiert, auch haſt du mit reger Fantaſie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet.'" – Die Damen fingen an ungeduldig zu murmeln, und der Goldſtoffne liſpelte: „Aber Marens Prozeß, Verehrter?" – „‚Indeſſen nimm mir's nicht übel,' ſprach der General" (ſo fuhr Willibald fort), „‚die Idee des Bildes iſt nicht die deinige ſondern uralt; doch das iſt es eben, was dich rettet.'" Mit dieſen Worten kramte der General in ſeinem alten Schreibſchranke, holte einen Tabaksbeutel hervor, auf dem ſich Marens Gedanke ſauber und zwar beinahe ganz nach Marens Weiſe ausgeführt befand, überließ denſelben ſeinem Liebling zum Gebrauch, und nun war alles gut." „Wie das, wie das?" rief alles durcheinander, aber die Juriſten, die ſich in der Geſellſchaft befanden, lachten laut, und der geheime Rat Foerd, der unterdeſſen auch hineingetreten war, ſprach lächelnd: „Er leugnete den animum injuriandi, die Abſicht zu beleidigen, und wurde freigeſprochen." „Will ſo viel heißen," fiel Willibald ihm in die Rede, „als daß Max ſprach: ‚Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand iſt; abſichtslos und ohne irgend die von mir ſo hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, kopierte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit dieſem Tabaksbeutel, der dem General Rixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunſt, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner ſchaffenden Fantaſie zu danken. Das Bild iſt mir aus den Händen gekommen, ich habe es weder jemanden ſonſt gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Über dieſen Umſtand, in dem

allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis.' – Dieſen Nachweis iſt die ehrſame Schneiderzunft ſchuldig geblieben und Max heute freigeſprochen worden. Daher ſein Dank, ſeine unmäßige Freude." – Man fand allgemein, daß doch die halb wahnſinnige Art und Weiſe, wie Max ſeinen Dank geäußert, durch die erzählten Umſtände nicht ganz motiviert werde, nur die geheime Rätin Foerd ſprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüt und ein zarteres Ehrgefühl als je ein anderer. Körperliche Strafe erdulden zu müſſen hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben." „Vielleicht," fiel Willibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Beſonderes im Hintergrunde." „So iſt es, lieber Willibald," ſprach Rixendorf, der hineingetreten war und die Worte der geheimen Rätin vernommen hatte, „ſo iſt es, und will es Gott, ſo ſoll ſich bald alles recht hell und fröhlich aufklären." – Clementine fand die ganze Geſchichte ſehr unzart, Nannette dachte gar nichts, aber Julie war ſehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Geſellſchaft zum Tanze. Sogleich ſpielten vier Theorbiſten, unterſtützt von ein paar Zinken, Violinen und Bäſſen, eine pathetiſche Sarabande. Die Alten tanzten, die Jungen ſchauten zu. Der Goldſtoffne zeichnete ſich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, ſo auch der andere Morgen. Wie geſtern ſollte auch heute Konzert und Ball den feſtlichen Tag beſchließen. Der General Rixendorf ſaß ſchon am Flügel, der Goldſtoffne hatte die Theorbe im Arm, die geheime Rätin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofrats Reutlinger. Da hörte man im Garten ängſtlich rufen und ſah die Bedienten herausrennen. Bald trugen ſie den Hofrat mit geiſterbleichem, entſtelltem Geſicht herein, der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. – Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang Rixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit ſpirituöſen Mitteln, man fing an, dem Hofrat, der auf einem

Kanapee lag, die Stirne mit kölniſchem Waſſer zu reiben, der türkiſche Geſandte ſtieß aber alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, ihr unwiſſenden ungeſchickten Leute! — ihr macht mir den kerngeſunden muntern Hofrat nur matt und elend!“ — Damit ſchleuderte er ſeinen Turban über alle Köpfe weg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beſchrieb er mit der flachen Hand ſeltſame Kreiſe um den Hofrat, die enger und enger werdend zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrat an, der ſogleich die Augen aufſchlug und mit matter Stimme ſprach: „Exter! Du haſt nicht gut getan mich zu wecken! — Die dunkle Macht hat mir den nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir vergönnt, in dieſer tiefen Ohnmacht hinein zu ſchlummern in den Tod.“ — „Poſſen, Träumer,“ rief Exter, „deine Zeit iſt noch nicht gekommen. Schau dich nur um, Herr Bruder, wo du biſt, und ſei fein munter, wie es ſich ſchickt.“ — Der Hofrat wurde nun gewahr, daß er ſich im Saal in voller Geſellſchaft befand. Er hob ſich rüſtig vom Kanapee, trat in die Mitte des Saals und ſprach mit anmutigem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böſes Schauſpiel, Verehrte! aber an mir lag es nicht, daß das ungeſchickte Volk mich gerade in den Saal trug. Laſſen Sie uns über das ſtörende Intermezzo ſchnell hinweggehen, laſſen Sie uns tanzen!“ — Die Muſik begann ſofort, aber als ſich alles in der erſten Menuett pathetiſch wandte und drehte, verſchwand der Hofrat mit Exter und Rixendorf aus dem Saal. Als ſie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf ſich Reutlinger erſchöpft in einen Lehnſeſſel, hielt beide Hände vors Geſicht und ſprach mit von Schmerz gepreßter Stimme: „Oh, meine Freunde! meine Freunde!“ Exter und Rixendorf vermuteten mit Recht, daß irgend etwas Entſetzliches den Hofrat erfaßt haben müſſe, und daß er ſich jetzt darüber erklären werde. „Sag's nur heraus, alter Freund,“ ſprach Rixendorf, „ſag's nur heraus, dir iſt, Gott weiß auf welche Weiſe, Schlimmes im Garten begegnet.“ „Aber“, fiel Exter ein, „ich begreife gar

nicht, wie dem Hofrat heute und überhaupt in diesen Tagen Schlimmes begegnen konnte, da eben jetzt sein siderisches Prinzip reiner und herrlicher sich gestaltet als jemals." „Doch, doch!" fing der Hofrat mit dumpfer Stimme an, „Exter! es ist bald aus mit uns, der kecke Geisterseher klopfte nicht ungestraft an die dunklen Pforten. Ich wiederhole es dir, daß die geheimnisvolle Macht mich hinter den Schleier schauen ließ — der nahe, vielleicht gräßliche Tod ist mir verkündet." „So erzähle nur, was dir geschah," fiel Rixendorf ihm ungeduldig in die Rede, „ich wette, daß alles auf eine wunderliche Einbildung hinausläuft, ihr verderbt euch beide das Leben mit euern Fantastereien, du und Exter."

„So vernehmt es denn," fuhr der Hofrat fort, indem er aufstand von dem Lehnstuhl und zwischen beide Freunde trat. „so vernehmt es denn, was mich vor Entsetzen und Graus in tiefe Ohnmacht warf. Ihr hattet euch schon lange in dem Saal versammelt, als ich, selbst weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde, noch einsam einen Gang durch den Garten zu machen. Unwillkürlich lenkten sich meine Schritte nach dem Wäldchen. Es war mir, als höre ich ein leises hohles Pochen und eine leise klagende Stimme. — Die Töne schienen aus dem Pavillon zu kommen — ich trete näher, die Tür des Pavillons steht offen — ich erblicke — mich selbst! — mich selbst! — aber so, wie ich war vor dreißig Jahren, in demselben Kleide, das ich trug an jenem verhängnisvollen Tage, als ich in trostloser Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als Julie wie ein Engel des Lichts mir erschien im bräutlichen Schmuck — es war ihr Hochzeitstag — die Gestalt — ich — ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und darauf klopfend, daß es hohl widerhallte, murmelte ich: ‚Nie — nie kannst du dich erweichen, du steinernes Herz!' — Regungslos starrte ich hin, wie der eiskalte Tod rannte es durch meine Adern. Da trat Julie bräutlich geschmückt, in voller Pracht der blühendsten Jugend aus den Gebüschen hervor und

ſtreckte voll ſüßen Verlangens die Arme aus nach der Geſtalt, nach mir – nach mir, dem Jünglinge! Bewußtlos ſtürzte ich zu Boden!" Der Hofrat ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl zurück, aber Rixendorf faßte ſeine beiden Hände, rüttelte ſie und rief mit ſtarker Stimme: „Das ſahſt du, das ſahſt du, Bruder, weiter nichts? — Viktoria laß ich ſchießen aus deinen japaniſchen Kanonen! – mit deinem nahen Tode, mit der Erſcheinung iſt es nichts, gar nichts! Ich rüttle dich auf aus deinen böſen Träumen, damit du geneſen und noch lange leben mögeſt auf Erden." — Damit ſprang Rixendorf ſchneller, als es ſein Alter zuzulaſſen ſchien, zum Zimmer heraus. Der Hofrat hatte wohl wenig von Rixendorfs Worten vernommen, er ſaß da mit geſchloſſenen Augen. Exter ging mit großen Schritten auf und ab, runzelte mißmütig die Stirn und ſprach: „Ich wette, der Menſch will wieder alles auf gewöhnliche Manier erklären, aber das ſoll ihm ſchwer werden, nicht wahr, Hofrätchen? — wir verſtehen uns auf Erſcheinungen! – Ich wollt' nur, ich hätte meinen Turban und meinen Pelz!" – Dies wünſchend pfiff er ſehr ſtark auf einer kleinen ſilbernen Pfeife, die er beſtändig bei ſich trug, und ſogleich brachte auch ein Mohr aus ſeinem Gefolge beides, Turban und Pelz. Bald darauf trat die geheime Rätin Foerd hinein, ihr folgte der geheime Rat mit Julien. Der Hofrat raffte ſich auf, und in den Verſicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des ganzen Vorfalls zu vergeſſen, und eben wollten alle bis auf Exter, der ſich in ſeiner türkiſchen Kleidung aufs Sofa geſtreckt und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Räder geſtellt, am Boden hin und her ſchurrte, Tabak ſchmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Tür aufging und Rixendorf haſtig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menſchen in alttatariſcher Kleidung. Es war Max, bei deſſen Anblick der Hofrat erſtarrte. „Sieh hier dein Ich, dein Traumbild," hub Rixendorf an: „es iſt mein Werk, daß mein

trefflicher Max hier blieb und von deinem Kammerdiener aus deiner Garderobe Kleider empfing, um gehörig koſtümiert erſcheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. — Ja, an deinem ſteinernen Herzen, du harter unempfindlicher Oheim! kniete der Neffe, den du unbarmherzig verſtießeſt, einer träumeriſchen Einbildung halber! Verging ſich der Bruder ſchwer gegen den Bruder, ſo hat er es längſt gebüßt mit dem Tode im tiefſten Elend — da ſteht die vaterloſe Waiſe, dein Neffe — Max, wie du geheißen, dir ähnlich an Leib und Seele wie der Sohn dem Vater — tapfer hielt ſich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brauſenden Lebensſtroms empor — da — nimm ihn auf — erweiche dein hartes Herz! — reiche ihm die wohltätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu ſehr der Sturm auf ihn einbricht." — In demütiger gebeugter Stellung, heiße Tränen in den Augen, hatte ſich der Jüngling dem Hofrat genähert. Der ſtand da geiſterbleich, mit blitzenden Augen, den Kopf ſtolz in die Höhe geworfen, ſtumm und ſtarr, aber ſowie der Jüngling ſeine Hand erfaſſen wollte, wich er, ihn mit beiden Händen von ſich abwehrend, zwei Schritte zurück und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verruchter — willſt du mich morden? — Fort — aus meinen Augen, ja du ſpielſt mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch du, Rixendorf, verſchworen zum läppiſchen Puppenſpiel, das ihr mir auftiſcht? — fort — fort aus meinen Augen — du — du, der du zu meinem Untergange geboren — du Sohn des ſchändlichſten Ver—" „Halt ein," brach Max plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, „halt ein, unnatürlicher Oheim — herzloſer, unnatürlicher Bruder. Schuld auf Schuld, Schande und Schmach haſt du auf meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der verderblichen Leichtſinn, aber nie Verbrechen in ſich hegen konnte! — Ich wahnſinniger Tor, daß ich glaubte, jemals dein ſteinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe dich umfangend, meines Vaters Vergehen ſühnen zu können! — Elend — verlaſſen von

aller Welt, aber an der Bruſt eines Sohnes hauchte mein Vater ſein mühſeliges Leben aus. – ‚Max! – ſei brav! – ſühne den unverſöhnlichen Bruder – werde ſein Sohn,‘ das war das Letzte, was er ſprach. – Aber du verwirfſt mich, ſo wie du alles verwirfſt, was ſich dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Teufel ſelbſt dich mit trügeriſchen Träumen umgaukelt. – Nun, ſo ſtirb denn einſam und verlaſſen! – Mögen habſüchtige Diener auf deinen Tod lauern und ſich in die Beute teilen, wenn du kaum die lebensmüden Augen geſchloſſen – ſtatt der Seufzer, ſtatt der troſtloſen Klagen derer, die dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magſt du ſterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die dich pflegten, weil du ſie bezahlteſt mit ſchnödem Golde! – Niemals, niemals ſiehſt du mich wieder!“ – Der Jüngling wollte zur Türe hinausſtürzen, da ſank Julie laut ſchluchzend nieder, ſchnell ſprang Max zurück, fing ſie in ſeinen Armen auf, und heftig ſie an ſeine Bruſt drückend, rief er mit dem herzzerreißenden Ton des troſtloſeſten Jammers: „O, Julie, Julie, alle Hoffnung iſt verloren!“ – Der Hofrat hatte dageſtanden, zitternd an allen Gliedern, ſprachlos – kein Wort konnte ſich entwinden den bebenden Lippen, doch als er Julien in Maxens Armen ſah, ſchrie er laut auf wie ein Wahnſinniger. Er ging mit ſtarkem kräftigen Schritt auf ſie los, er riß ſie von Maxens Bruſt hinweg, hob ſie hoch in die Höhe und frug kaum vernehmbar: „Liebſt du dieſen Max, Julie?“ – „Wie mein Leben,“ erwiderte Julie voll tiefen Schmerzes, „wie mein Leben. Der Dolch, den Sie in ſein Herz ſtoßen, trifft auch das meine!“ – Da ließ ſie der Hofrat langſam herab und ſetzte ſie behutſam nieder in einen Lehnſtuhl. Dann blieb er ſtehen, die gefalteten Hände an die Stirn gedrückt. – Es war totenſtill ringsumher. – Kein Laut – keine Bewegung der Anweſenden! – Dann ſank der Hofrat auf beide Knie. Lebensröte im Geſicht, helle Tränen in den Augen hob er das Haupt empor, beide Arme hoch ausgeſtreckt zum Himmel, ſprach

er leise und feierlich: „Ewig waltende unerforschliche Macht dort oben, das war dein Wille — mein verworrenes Leben nur der Keim, der im Schoß der Erde ruhend den frischen Baum emportreibt mit herrlichen Blüten und Früchten? — O, Julie, Julie! — o, ich armer verblendeter Tor!" — Der Hofrat verhüllte sein Gesicht, man vernahm sein Weinen. — So dauerte es einige Sekunden, dann sprang der Hofrat plötzlich auf, stürzte auf Max, der wie betäubt dastand, los, riß ihn an seine Brust und schrie wie außer sich: „Du liebst Julien, du bist mein Sohn — nein mehr als das, du bist ich ich selbst — alles gehört dir — du bist reich, sehr reich — du hast ein Landgut — Häuser, bares Geld — laß mich bei dir bleiben, du sollst mir das Gnadenbrot geben in meinen alten Tagen — nicht wahr, du tust das? — Du liebst mich ja! — nicht wahr, du mußt mich ja lieben, du bist ja ich selbst — scheue dich nicht vor meinem steinernen Herzen, drücke mich nur fest an deine Brust, deine Lebenspulse erweichen es ja! — Max — Max, mein Sohn — mein Freund, mein Wohltäter!" — So ging es fort, daß allen vor diesen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bange wurde. Rirendorf, dem besonnenen Freunde, gelang es endlich, den Hofrat zu beschwichtigen, der ruhiger geworden nun erst ganz einsah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen, und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheime-Rätin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reutlingers Neffen das neue Aufkeimen einer alten verlornen Zeit erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheime-Rat, der viel Tabak schnupfte und sich in wohlgestelltem nationell ausgesprochenem Französisch darüber ausließ. Zuvörderst sollten nun Juliens Schwestern von dem Ereignis benachrichtigt werden, die waren aber nirgends aufzufinden. Nannettens halber hatte man schon in allen großen japanischen Vasen, die in dem Vestibüle herumstanden, nachgesehen, ob sie, zu sehr sich über den Rand beugend, vielleicht hineingefallen, aber vergebens, endlich fand man die Kleine unter einem Rosenbüschchen eingeschlafen,

wo man ſie nur nicht gleich bemerkt, und ebenſo holte man Clementinen in einer entfernteren Allee ein, wo ſie dem entfliehenden blonden Jüngling, dem ſie vergebens nachgeſetzt, eben mit lauter Stimme nachrief: „O, der Menſch ſieht es oft ſpät ein, wie ſehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war und wie groß das verkannte Herz!“ — Beide Schweſtern waren etwas mißmütig über die Heirat der jüngern, wiewohl viel ſchöneren und reizenderen Schweſter, und vorzüglich rümpfte die ſchmähſüchtige Nannette das kleine Stülpnäschen; Rixendorf nahm ſie aber auf den Arm und meinte, ſie könnte wohl einmal einen viel vornehmeren Mann mit einem noch ſchöneren Gute bekommen. Da wurde ſie vergnügt und ſang wieder: „Amenez vos troupeaux, bergeres!“ Clementine ſprach aber ſehr ernſt und vornehm: „In der häuslichen Glückſeligkeit ſind die windſtillen, zwiſchen vier engen Wänden vorgetriebnen bequemen Freuden nur der zufälligſte Beſtandteil: ihr Nerven- und Lebensgeiſt ſind die lodernden Naphthaquellen der Liebe, die aus den verwandten Herzen in einander ſpringen.“ — Die Geſellſchaft im Saal, die ſchon Kunde bekommen von den wunderlichen aber fröhlichen Ereigniſſen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünſchen losfahren zu können. Der Goldſtoffne, der am Fenſter alles angehört und angeſchaut, bemerkte ſchlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem armen Max ſo wichtig war. Hätte er einmal im Gefängnis geſteckt, ſo war durchaus an keine Ausſöhnung zu denken.“ Alles applaudierte dieſer Meinung, wozu Willibald die Loſung gab. Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkiſche Geſandte, der ſo lange auf dem Sofa geblieben, nichts geſprochen, ſondern nur durch Hin- und Herrutſchen und durch die ſeltſamſten Grimaſſen ſeine Teilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufſprang und zwiſchen die Brautleute fuhr: „Was — was,“ rief er, „nun gleich heiraten, gleich heiraten? — Deine Geſchicklichkeit, deinen Fleiß in Ehren, Max! aber du biſt ein Kiek-in-

die-Welt ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du ſetzeſt deine Füße einwärts und biſt grob in deinen Redensarten, wie ich vorhin vernommen, als du deinen Oheim, den Hofrat Reutlinger, Du nannteſt. Fort in die Welt! — nach Konſtantinopel! — da lernſt du alles, was du brauchſt fürs Leben — dann kehre wieder und heirate getroſt mein liebes holdes Kind, das ſchöne Julchen.“ Alle waren ganz erſtaunt über Exters ſeltſames Begehren. Der nahm aber den Hofrat auf die Seite; beide ſtellten ſich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achſeln und wechſelten einige arabiſche Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand und ſprach ſehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein teurer Max, tue mir den Gefallen und reiſe nach Konſtantinopel, es kann höchſtens ſechs Monate dauern, dann richte ich hier die Hochzeit aus!“ — Aller Proteſtationen der Braut unerachtet mußte Max fort nach Konſtantinopel.

Nun könnte ich, ſehr geliebter Leſer! wohl füglich meine Erzählung ſchließen, denn du magſt es dir vorſtellen, daß Max, nachdem er aus Konſtantinopel, wo er die Marmorſtufe, wohin der Seehund Extern das Kind apportiert, nebſt vielem andern Merkwürdigen geſchaut hatte, zurückgekehrt war, wirklich Julien heiratete, und verlangſt wohl nicht noch zu wiſſen, wie die Braut geputzt war, und wieviel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzuſetzen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18— Max und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem roten Herzen knieten. Häufige Tränen fielen auf den kalten Stein, denn unter ihm lag das ach! nur zu oft blutende Herz des wohltätigen Oheims. Nicht um des Lord Horions Grabmal nachzuahmen, ſondern weil er des armen Onkels ganze Lebens- und Leidensgeſchichte darin angedeutet fand, hatte Max mit eigner Hand die Worte in den Stein gegraben:

Es ruht!

Anhang.

A. Die Vorlage.
B. Lesarten.
C. Anmerkungen.
D. Die Beigaben.

A. Die Vorlage.

Dem Text des dritten Bandes wurde die einzige zu Hoffmanns Lebzeiten erschienene Ausgabe zu Grunde gelegt:

Nachtſtücke herausgegeben von dem Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier. [Erster und zweiter Teil] Berlin, 1817. In der Realſchulbuchhandlung. 8°

Erſter Theil [bereits 1816 ausgegeben]. 1 Bl., 321 S. [I.] Der Sandmann. S. 1–82 [davon die erste Niederschrift im Besitze des Märkischen Provinzial-Museums zu Berlin. S. unter d. Lesarten]. [II.] Ignaz Denner. S. 83–211 [davon die Reinschrift einer ersten Fassung unter dem Titel: „Der Revierjäger" im Besitze des Märkischen Provinzial-Museums zu Berlin. S. unt. d. Lesarten]. [III.] Die Jeſuiterkirche in G. S. 212–278. [IV.] Das Sanctus. S. 279—321.

Zweiter Theil. 1 Bl., 374 S. [I.] Das öde Haus. S. 1–74. [II.] Das Majorat. S. 75—253. [III.] Das Gelübde. S. 254—322. [IV.] Das ſteinerne Herz. S. 323—374.

Ein Neudruck 5 Jahre nach Hoffmanns Tode kam 1827 als 5. Band (384 S.) von „E. T. A. Hoffmann's ausgewählten Schriften. Berlin bei G. Reimer. 1827." heraus. Wie bei den „Elixieren des Teufels" liegt auch hier kein Grund vor, anzunehmen, dass diesem Wiederdruck ein von Hoffmann selbst korrigiertes Handexemplar zugrunde gelegen habe, da gröbere Versehen wie Wortauslassungen, Namenverwechslungen und ähnliches übernommen wurden, wovon man sich durch einen Blick in das Verzeichnis der von mir verbesserten Druckfehler überzeugen kann, wo ich bei wichtigeren Punkten auf diesen Druck verweise. Dahingegen findet sich in meiner Sammlung ein Exemplar der ersten Ausgabe, in dem die ersten vier Bogen offenbar neu gedruckt wurden, da sich hier

einige Druckfehler, die ich nach dem Exemplar, das ich meinem Text zugrunde legte, notieren musste, nicht finden (siehe unten). Stichproben für die weiteren Bogen ergaben keine Abweichungen, sodass ich nicht zwei verschiedene Drucke aus dem Erscheinungsjahr annehmen kann. (Das Papier meines Exemplars mit den vier korrigierten Bogen ist von schlechterer Qualität, als ich es bei anderen unverbesserten Exemplaren, soweit sie mir vorgelegen haben, kenne, Bogen 1 bis 4 weichen aber in Qualität und Farbe nicht von den folgenden ab. —) Es ist bekannt, dass ebenso wie bei den „Elixieren des Teufels" auch noch Drucke auf Velinpapier abgezogen wurden.

Nach den im Vorwort zu Bd. I geäusserten Grundsätzen erfolgte auch hier der Textabdruck. Offensichtliche kleine Druckfehler wurden stillschweigend verbessert, kleine Sprachfehler als Eigentümlichkeiten übernommen, von wichtigeren Verbesserungen, die ich vornehmen zu müssen glaubte, da es sich um offenbare Versehen handelt, sind folgende zu notieren:

S. 14 Z. 7 v. u. Dir aus mir [bliebe am besten ganz fort, vgl. aber Lesarten S. 363 Z. 4 v. o.] S. 19 Z. 16 v. u. dem aus den [schon verbessert in den Exemplaren mit den korrigierten Bogen] S. 22 Z. 13 v. u. verſchließen aus erſchließen [vgl. Lesarten S. 369 Z. 16 v. u. erſchließen nicht] S. 23 Z. 6 v. o. ſich aus ſie [schon verbessert in den Exemplaren mit den korrigierten Bogen, vgl. auch Lesarten S. 370 Z. 3 v. o.] Z. 13 v. u. aufgegangen aus aufgefangen [schon verbessert in den Exemplaren mit den korrigierten Bogen, vgl. Lesarten S. 370 Z. 17 v. o.] Z. 7 v. u. fortreißt aus fortſeiſt [verbessert in den Exemplaren mit den korrigierten Bogen] S. 26 Z. 2 v. o. findet sich in den Exemplaren mit den korrigierten Bogen Innerm, das Manuskript hat Innern, vgl. Lesarten S. 372 Z. 18 v. o. S. 27 Z. 9 v. o. die aus ihre [schon verbessert in den Exemplaren mit den korrigierten Bogen, vgl. Lesarten S. 373 Z. 14 v. o.] S. 29 Z. 3 v. u. Siegmund aus Sigemund S. 35 Z. 6 v. o. Euch aus Auch [vgl. Lesarten S. 379 Z. 2 v. u.] S. 40 Z. 1 v. u. ſchlimmem aus ſchlimmen S. 50 Z. 1 v. o. Schlüchtern aus Schüchtern S. 55 Z. 16 f. v. o. Giorgina aus Georgina [diese Verbesserung öfter] S. 62 Z. 8 v. o. verkauftes aus erkauftes S. 81 Z. 6 v. o. wurde richtiger: werde, so auch in der Handschrift, allerdings ist hier u und e, da der Haken auf dem u oft nicht gesetzt ist, schwer zu unterscheiden. S. 82 Z. 16 v. o. ermutigt aus ermuthig S. 85 Z. 1 v. u. Verbrechers aus Verbrechens [nicht verb. 1827] S. 89 Z. 3 v. o. glänzenden aus glänzendem S. 92 Z. 16 v. o. ein aus im S. 93 Z. 16 v. u. es fehlt im Originaldruck. S. 94 Z. 2 v. o. den aus dem S. 95 Z. 1 v. o. ſeinem aus ſeinen S. 126 Z. 8 v. u. alter aus aller S. 128

Z. 16 v. u. unbeſchreiblichem aus unbeſchreiblichen S. 133 Z. 15 v. u. Bertholds aus Berthold S. 137 Z. 5 v. u. je eher aus jeher S. 138 Z. 4 v. u. ihm aus ihr S. 140 Z. 14 v. u. mögt aus möcht Z. 4 v. u. Kapellmeiſters aus Kapellmeiſter S. 143 Z. 1 v. o. kam aus kann S. 145 Z. 7 v. o. kam fehlt im Originaldruck Z. 13 v. u. ins davor versehentlich wiederholt ihr im Originaldruck [nicht verb. 1827] S. 159 Z. 1 v. u. lächelnd aus lachelnd S. 173 Z. 16 v. o. er aus ich [nicht verb. 1827] S. 178 Z. 14 v. o. Dr. K. aus Dr. R. S. 180 Z. 8 v. u. uns fehlt im Originaldruck [nicht verb. 1827] S. 187 Z. 8 v. o. ſehr aus ſich [vielleicht wollte Hoffmann schreiben: ſich langſam daher ſchiebenden Reihe; nicht verb. 1827] S. 191 Z. 11 v. u. Grafen aus Barons [verb. 1827] S. 201 Z. 12 v. o. von aus vom S. 238 Z. 3 v. o. frommem aus frommen S. 243 Z. 14 v. u. Macht aus Nacht [immerhin fraglich, nicht verb. 1827] S. 249 Z. 6 v. o. V aus R S. 253 Z. 13 v. o. Wille von mir eingeschoben [nicht verb. 1827] S. 263 Z. 8 v. u. K aus R [verb. 1827] S. 275 Z. 1 v. o. Wolfgangs aus Roderichs [nicht verb. 1827] S. 276 Z. 2 v. o. ſeinem aus ſeinen [nicht verb. 1827] S. 280 Z. 9 v. o. fremdem aus fremden S. 293 Z. 8 v. o. ſoeben aus ſo oben [verb. 1827] S. 297 Z. 13 v. u. den aus dem und ein aus einem [nicht verb. 1827] S. 308 Z. 13 v. o. werden aus werde S. 315 Z. 9 v. o. dumpfem aus dumpfen [verb. 1827 in: dem dumpfen] S. 327 Z. 5 v. u. erkannte aus erkannten S. 332 Z. 3 v. o. ihm aus ihn S. 338 Z. 1 v. u. Exter aus letzter [nicht verb. 1827] S. 340 Z. 6 v. u. Räder aus Rüder.

Die Orthographie des Originaldrucks nähert sich mehr, als es bei der ersten Ausgabe der „Fantasiestücke" und der „Elixiere des Teufels" der Fall war, der heute gebräuchlichen, weist aber grosse Inkonsequenzen auf, auch hier mag sich die Orthographie des Manuskripts mit der in der Druckerei üblichen vermengt haben.

Im Gegensatz zur heute gebräuchlichen Rechtschreibung finden wir h in mahlen, Mahler [neben Maler], Mahlerei, Gemählde, Willkühr, willkührlos, unwillkührlich [neben unwillkürlich], gähren, ſchmählen, allmählig; einmahl, diesmahl, manchmahl, zum erſtenmahl, einigemahl, jemahls, niemahls und ähnliche Wörter [sie kommen aber alle mindestens ebenso häufig in der jetzigen Schreibung vor], vereinzelt: nahmenlos, erkohren, gebahr, Uhlan. Dahingegen findet sich: Höle, Hölung, frölich [Drf.?], wol [vorwiegend in der ersten Partie], wiewol, ſowol. Den Doppelvokal weisen auf: Baarſchaft, baar, Quaal [häufiger Qual], Saamenkorn, Schaar, Schaarwacht, Heerd, Scheere, ſcheeren, beſcheeren, verheelen [neben verhehlen], queer, holdſeelig, unglückſeelig [meist allerdings die Schreibung: ſelig], Schooß [neben Schoß], ausnahmsweise: beharbeutelt. Die Verbalendung

stets iren wie bei converſiren, dekoriren, diſſoniren, exiſtiren, obſerviren u. s. w. nur vereinzelt: ſpaßieren, handthieren. ie findet sich in erwiedern [durchgehends; in späteren Partien bisweilen auch erwidern], wiederfahren, wiederhallen, Wiederſchein [aber unwiderſtehlich u. s. w.], giebt [meist gibt], giengen [sonst gingen], dahingegen: Elixir. Den Diphthong ey in den Formen ſey, ſeyd, ſeyn [neben ſei, ſeid], das Seyn, Daſeyn, Bewußtſeyn, Wohlſeyn, Uebelſeyn, Schrey, Geſchrey, Pralerey, Sterndeuterey, bey, dabey, vorbey, allerley, derley, zwey, drey, dreyßig, feyerlich, im Freyen, Layenſchweſter, ey! [allerdings überwiegt im Druck wohl das ei]. A für e bringen die Worte: ächt, ämſig [neben emſig], Altern [neben Eltern], Gränze, Italiäner, italiäniſch [neben italieniſch], einärndten. Dahingegen haben wir: nehmlich [und nemlich], Gebehrde, gebehrden, ai statt ei in Getraide. äu statt eu in läugnen, verläugnen [neben leugnen], Selbſtverläugnung, verläumderiſch, gräulich. th findet sich u. a. bei Abentheuer [neben abenteuerlich], Athem, Blüthe, Geräth, Gemüth, Gluth, Muth, Armuth, Demuth, Unmuth, Wehmuth u. s. w., Myrthe, Noth, Pathe, Räthſel, Rath, Verrath, That, Theil, Thier, Thon, Thor, Thür, Thräne, Thurm, Unterthan, Werth, Wirth, Wuth u. s. w. u. s. w., sowie den aus diesen abgeleiteten Worten. Die Substantivendung iß stets, z. B. Argerniß, Bedürfniß, Bekenntniß, Gefängniß, Verhältniß u. s. w. ß für s bei indeß. Dahingegen blos [ſelten bloß], entblöſt, ein bischen; vereinzelt: Schooshündchen, anſties. z in grinzen, tz in heitzen. Dem Doppelconsonanten begegnen wir bei Gallerie, Gallop, Hallunke, Pallaſt, Rappier, Sammt, ſammt, ſämmtlich, Schaffott, Schemmel, dahingegen Cabinet [neben Cabinett], Falſet, Stilet, Tabuletkrämer, quit, trift, betrift, treflich [Drf.?], öfneten [Drf.?], dt in tödten, todt, tödtlich u. ähnl. [aber Todſchlag], einärndten, handthieren, dahingegen: Bewandniß; g in Fittig, buſchigt, haarigt, körnigt, knotigt, thörigt [neben thöricht], ganz vereinzelt: Mädgen, Püppgen, aber mannichfach [selten]. c für k sehr häufig, so bei Cadenz, Camera, Capelle, Capellmeiſter [neben Kapellmeiſter], Catharr [neben Katharr], Cabinett [neben Kabinett und Kabinet], Camin [neben Kamin], Capital, Capitäl, Carmeliter, Cavalier, Cavallerie, Canzonen, Canzonette, Camerad, Cantate, Casket, Cathedrale, Caſtellan, Caution, Clavier, Claſſe, Clima, Climax, Clauſe, Clavichord, College, Collegia, Colorit, Commandant, Commerzien-Rath, Converſation, Commando, Commiſſarien, Conzert, Compoſition, Copie, Commiſſarius, Connektion, Combination, Conſtellation, Commode, Convenienz, Correſpondenz, Coſtüm, Criminal, Criſis, Cruzifix, Cur, Curland, Manuſcript, Mechanicus, Opticus, Sclave, Inſpector. c statt z bei Ceremoniell, Certificat, Cyclus, Cylinder, Ciſterzienſer, Officier [neben Offizier], ascetiſch, excellent, Proceſſion. ck für k bei Packet [neben Paket], quäcken, Spuck. f statt ph in Fantom, aber Sopha. An seltenen

Schreibungen nenne ich noch: koquettiren, ſchwazte, Maltha, Maltheſer, Arragonien, Bosphorus, Strasburg, Wilpret, Meublen, Migraine, Poſtillion, Toupee, Styl, Syrenen, Kanape, Veſtibule, Sapphir, Coſtume, Coſtüme, ungleichmässige Namenschreibung bei Walter und Walther, Wolfgang und Wolffgang, Wilibald und Willibald.

Wie in den „Elixieren des Teufels“ wird auch hier die Majuskel und Minuskel ziemlich willkürlich gebraucht, im allgemeinen wird entgegen unserer Schreibung die Majuskel gebraucht bei in Acht nehmen, das Beſte ſeyn, zu Grunde richten, zu Muthe ſeyn, Recht haben [neben recht haben], Unrecht haben, Schuld geben, im Stande, außer Stande ſeyn, Statt finden, zu Stande bringen, Schade ſeyn, Theil nehmen, Willens ſeyn. Ferner bei Morgens, Vormittags, Mittags, Nachmittags, Abends, Nachts, Mitternachts, Tagüber, Tagelang, Stundenlang, Wochenlang, heute Vormittag, geſtern Abend, im Allgemeinen, im Voraus, Hinſichts, Rückſichts, Nahmens, Paarweiſe, unvorſichtiger Weiſe, Thalabwärts, Alles, Alles Andere, in Allem, alles Uebrige, Jedermann, Etwas, Einzelnes; dann bei Adjektiven: Kaffebraun, Mumienfarben, Ohnmachtähnlich, Sturmverkündend. Zu bemerken ist die Schreibung: ein Paar Bleifedern, ein Paar graue Löckchen, ein Paar Taſſen, ein Paar Zuckerkaſtanien, aber ein paar Augen. Dahingegen finden wir die Minuskel bei etwas beſſeres, etwas beſonderes, etwas poſſirliches, nichts geſcheutes, nichts beſtimmtes, nichts verdächtiges, was dummes, etwas wahrhaft geſcheutes, viel ſonderbares, nicht das mindeſte, dagegen aber auch: etwas ganz Beſonderes, alles Böſe, manches Verwunderliche, viel Lächerliches u. s. w. u. s. w. Auch von den häufigen, jetzt nicht mehr üblichen Worttrennungen nur einige Beispiele: Theil nehmen, zu Gute halten, bei Seite ſetzen, da ſtehen, daher ſchreiten, gleich ſtellen, auseinander ſchlagen, herum liegen, hervor ſproſſen, herunter laſſen, hinab ſtürzen, wohl thun, ferner durch einander, ihres gleichen, eben ſo wenig, in ſo fern, immer fort u. s. w., dahingegen ächtritterlich, um Himmelswillen. Auffällig ist der häufige Gebrauch des s wie bei liſpelte, raste, löste, räusperte, säusle, Hospitäler, Wandpinsler, wildverwachs'ne. ſſ in weiſſagten, entreiſſen, herzzerreiſſend, daſſelbe, deſſelben, häufig der Apostroph wie bei auf's Herz, durch's Fenſter, in's Zimmer, vor's Thor, Antonia's, Clara's, Giorgina's, Gabriele'ns, mit Demer'n, kämś't, ſah', verwaiſ'ten, heit'res.

Über die Interpunktion lässt sich dasselbe sagen wie in den vorhergehenden Bänden. Die fehlenden Punkte nach den Gedankenstrichen habe ich ersetzt.

Bemerkt sei, dass im ersten Bande der Nachtstücke nach der Manier des 18. Jahrhunderts die Eigennamen gesperrt gesetzt sind, ich konnte das natürlich nicht übernehmen.

B. Lesarten.

Es ist der Forschung nicht bekannt und auch unwahrscheinlich, dass die einzelnen Erzählungen der Nachtstücke bereits vor der Sammlung in Zeitschriften erschienen sind. Jedoch sind vom „Sandmann" und „Ignaz Denner" Originalhandschriften vorhanden, die sich jetzt im Besitze des Märkischen Provinzial-Museums zu Berlin befinden. Beide stammen aus dem Hitzig'schen Nachlass, den Hans von Müller in Halle und Leipzig entdeckt hat, und der auf seine Bemühungen hin dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen wurde. Ich bin der Leitung des genannten Instituts, die mir Einsicht und Abschrift der Handschriften mit grösster Bereitwilligkeit gestattete, zu grossem Danke verbunden. Ganz besonders möchte ich aber auch an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Otto Pniower, Assistent am Märkischen Provinzial-Museum, für seine überaus liebenswürdige Hilfsbereitschaft danken.

Es folgt hier der diplomatisch getreue Abdruck des Sandmann-manuskriptes, dessen Charakteristik ich weiter unten gebe.

Nachtſtücke.

Herausgegeb[en]
vom Verfaßer der Fantaſieſtücke in
Callotts Manier

Der Sandmann

d. 16 Novbr. 1815 Nachts 1 Uhr [Nachts verbessert aus Abends]. [1. Blatt fehlt].

Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindiſchen Gemüthe entfaltete ſich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verlaügne, damit wir uns nicht vor ihm fürchten ſollten; ich hörte ihn ja im̄er die Treppe heraufkom̄en. Voll Neugierde über dieſen Sandmann und ſeine Beziehung auf uns Kinder zu erfahren frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngſte Schweſter wartete, was denn das für ein Mann ſey, der Sandmann. „Ey Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt Du das noch nicht? das iſt ein böſer Mann, der komt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie zum Kopfe blutig herausſpringen, die nim̄t er denn wirft

sie in den Sack und trägt sie in den Halbmond, [da sitzen seine Kinder durchstrichen] zur Atzung für seine Kinderchen die sitzen dort im Nest, und haben krume Schnäbel wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf. — Gräßlich mahlte sich nun mir im Innern das Bild des grausamen Sandmanns [verbessert aus: Mondmanns aus, so wie ich es Abends auf der Treppe hinaufpoltern hörte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts, als den unter Thränen hergestotterten Ruf: Der Sandmann, der Sandmann, konte die Mutter aus mir herausbringen, ich lief vorauf in das Schlafzimer, und wälzte mich oft noch lange von der fürchterlichen Erscheinung des Sandmanns gequält schlaflos auf dem Lager umher. — Schon alt genug war ich worden um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem KinderNest im Halbmonde so wie es die [Kinder durchstrichen] Wartefrau mir erzählt hatte wohl nicht ganz seine Richtigkeit haben könne; indeßen blieb der Sandmann mir ein fürchterliches Gespenst, und Grauen und Entsetzen erfüllten mich ganz und gar, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkomen sondern auch [später durchstrichen] meines Vaters Stubenthüre aufmachen und hineintreten hörte. Manchmahl blieb er lange fort, dann kam er öfter hintereinander, Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grausigen Sandmanns. — Sein Umgang mit dem Vater fing an mehr und mehr meine Fantasie zu beschäfftigen, den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber selbst — selbst das Geheimniß zu erforschen — den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren imer mehr die Lust in mir empor. — Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abentheuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüth sich einnistet. Nichts war mir lieber als schauerliche Geschichten von Kobolten, Hexen, Daümlingen ꝛc. aber obenan stand immer der Sandman, den ich in den seltsamsten abscheuligsten Gestalten überall auf Tische und Wände mit Kreide — Kohlen hinzeichnete. — Im zehnten Jahre wies mich die Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimer lag. — Noch imer mußten wir uns, wenn jener Unbekante auf den Schlag Neun Uhr sich auf der Treppe hören ließ schnell entfernen. — In meinem Kämerchen hörte ich, wie er bey dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir denn, als verbreite sich im Hause ein feiner seltsam riechender [erst seltsamer] Dampf. — Imer höher wuchs mit der Neugierde, der Muth auf irgend eine Weise des Sandmanns Bekantschaft zu machen. Ich schlich mich oft schnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn Mutter vorbeigegangen, aber nichts konte ich erlauschen, denn imer war der Sandmann schon zur Thüre

hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden konte. Endlich beschloß ich von unwiderstehlichem Drange [verbessert aus: unwiderstehlicher Gewalt] getrieben mich im Zimer des Vaters selbst zu verbergen und dort den Sandmann zu erwarten. An des Vaters Stillschweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann komen werde, ich schüzte daher große Müdigkeit vor, und ging schon vor Neun Uhr aus dem Zimer, verbarg mich indeßen dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, [es fing an im Fl . . durchstrichen] durch den Flur ging es langsamen schweren dröhnenden Schrittes nach der Treppe, die Mutter eilte mit meinem Geschwister mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stube — Der Vater saß wie gewöhnlich stum und starr mit dem Rücken nach der Thüre hin, er bemerkte mich nicht, schnell war ich hinein und hinter der Gardiene, die einem gleich neben der Thüre stehenden offnen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen vorgezogen war. Näher und näher dröhnten die Tritte — es hustete und schnarrte und brumte draußen — das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung — Heftig wurde die Thüre aufgerißen, mich mit Gewalt ermannend kukte ich behutsam hervor, der Sandmann stand mitten in der Stube vor meinem Vater — [es war der mir wohlbek. . durchstrichen] der helle Schein der Lichter [fiel durchstrichen] brante ihm ins Gesicht — der Sandmann — der fürchterliche Sandmann war der alte Advokat *Coppelius*, der manchmahl bey uns [zu durchstrichen] Mittag [aß durchstrichen] zu eßen pflegte! — Aber die gräßlichste Gestalt hätte in mir nicht [das tiefe durchstrichen] tieferes Entsetzen erregen können, als eben dieser *Coppelius*. Denke Dir einen großen breitschultrigen Mann mit einem unförmlich großen Kopf, erdgelbem Gesicht, buschigten grauen Augenbraunen, unter denen ein paar [schwarze durchstrichen] kleine [Augen Katzenar . . durchstrichen] grünliche Katzenaugen hervorfunkeln, großer dicker über die Oberlippe gezogener Nase — [der Mund . . durchstrichen] das schiefe Maul verzieht sich oft zum hämischen Lächeln, dann werden auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke sichtbar und [es· zischt durchstrichen] ein seltsam zischender Ton fährt durch die zusamengekniffenen Zähne. *Coppelius* erschien imer in einem altmodisch zugeschnittenen [Rock ge . . durchstrichen], aschgrauen Rocke, ebensolcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schue mit kleinen Steinschnallen. Die kleine Perücke bedekte [kaum den Ko . . durchstrichen] reichte kaum über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken standen hoch über den großen rothen Ohren hinweg, und ein [großer durchstrichen] breiter verschoßener Harbeutel starrte von dem Nacken weg so daß man die [Steinschnalle durchstrichen] silberne Schnalle sah, die die gefältelte Halsbinde schloß. [Zur [Jn ?] Winters-

zeit pflegte er ganz weiß zu gehen — selbst Hut, Stock und Uhrband waren von weißer Farbe Ich glaube, er hätte weiße Schue tragen mögen wär das nur irgend Sitte gewesen — Noch entsetzlich[er] [starrte dann durchstrichen] war dann sein häßlich' Gesicht anzuschauen. — Uns Kindern war er dann wie ein scheußlicher Schneemann, dem man das Gesicht mit Ziegel gefärbt und Kohlen statt der Augen eingesezt. Die Worte sind an den Rand geschrieben, durch Zeichen an diese Stelle verwiesen, aber wieder ausgestrichen, daneben in Parenthese: Eigenschaft [? liest sich so, scheint aber ein Name zu sein] als Advokat). Die ganze Figur war überhaupt widrig und abscheulig aber vor allem waren uns Kindern die [großen knotig . . durchstrichen] Coppelius große knotige haarigte Faüste zuwider, so daß wir, was er damit berührt, nicht mehr anfaßen mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es seine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt unter diesem, jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näscherey, [womit die durchstrichen] der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Eben so machte er es, wenn uns an Feyertagen der Vater ein klein Gläschen süßen Wein eingeschenkt hatte, dann fuhr er schnell mit der Faust herüber oder kostete wohl gar davon das Glas an die blauen Lippen bringens[d], und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Aerger nur leise schluchzend äußern durften — Er pflegte uns nur imer die kleinen Bestien zu nennen, wir durften, war er da, keinen Laut von uns geben, und verwünschten den häßlichen [Mann durchstrichen] feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. — Die gute liebe Mutter schien [unsern durchstrichen] ebenso wie wir den widerwartigen Coppelius zu haßen, denn so wie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen hin. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sey es [er?] ein höheres Wesen, deßen Unarten man dulden, und das man auf jede Weise bey guter Laune erhalten müße. Er durfte nur leise andeuten, und Lieblings-Gerichte wurden gekocht und seltene Weine credenzt. Als ich nun diesen Coppelius sah, da [war es mir durchstrichen] ging es grausig und entsetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand als er der Sandmann seyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Amenmährchen, der dem EulenNest im Halbmonde KinderAugen zur Atzung holt, nein — ein häßlicher gespenstischer Unhold der überall wo er einschreitet Jamer [und durchstrichen] Noth [bringt durchstrichen] zeitliches — ewiges Verderben bringt — Ich war wie festgezaubert, auf die Gefahr entdeckt und wie ich deutlich dachte hart gestraft zu werden blieb ich stehen den Kopf durch die Gardiene lauschend hervorgestreckt — Mein

Vater empfing ihn feyerlich — Zum Werk zum Werk, rief Coppelius mit heiserer schnarrend[er] Stim̃e und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus, und beide kleideten sich in schwarze Kittel, wo sie die hernahmen hatte ich übersehen. [Nun öffnete durchstrichen] Der Vater öffnete die Flügelthüren eines Wandschrankes, aber [nun wurde ich wohl gewahr durchstrichen] ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten keinesweges ein Wandschrank, sondern vielmehr [der Eingang durchstrichen] eine schwarze Hölung war in der ein kleiner Heerd stand. Coppelius trat hinzu, und eine blaue Flam̃e loderte hoch auf dem Heerde auf — Allerley seltsame Geräthschaften erblickte ich nun — Ach Gott! — wie sich nun mein alter Vater zum Feuer bückte, da sah er ganz anders aus — ein gräßlicher Schmerz schien seine sanften [? sonsten ?] ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben — Coppelius schwang die glühende Zange und fuhr hin und her damit in dem dicken Qualm — mein Vater ächzte laut — mir war es als würden MenschenGesichter rings umher sichtbar aber ohne Augen — scheußliche [AugenHöhlen durchstrichen] tiefe schwarze Höhlen statt ihrer, und Coppelius schrie mit dumpf dröhnender Stim̃e: Augen her — Augen her! — [Da vergingen mir die Sinne durchstrichen] Ich kreischte auf von wildem Entsetzen gepackt, und stürzte heraus auf den Boden. Da ergriff mich Coppelius — kleine Bestie — kleine Bestie meckerte er zähnfletschend und riß mich herauf und [legte mich durchstrichen] warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann. „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar KinderAugen. — So flüsterte Coppelius und [zog durchstrichen] griff mit den Faüsten in die Flam̃e und griff gluthrothe Körner heraus und wollt es mir [in fehlt] die Augen streuen, da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meister — Meister! laß meinem Nathanael die Augen, laß sie ihm! — Coppelius lachte gellend auf und rief: Mag der Junge denn Augen haben und sein Pensum flennen und was weiß ich sonst, aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und Füße recht observiren — Und damit faßte er mich gewaltig, und schrob mir die Aerme ab und die Füße, und sezte sie bald hier — bald dort wieder ein [Am Rande die Worte: (Unbekante Sprache)] — 's steht doch überall nicht fein — 's gut so wie es war — der Alte hat's verstanden — So zischte und lispelte Coppelius aber Alles wurde schwarz und finster — ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht, ich erwachte wie aus dem TodesSchlaf, die Mutter hatte sich über mich hingebeugt: Nathanael — mein Nathanael — so schluchzte sie — „Ist der Sandmann noch da?" stam̃elte ich. Nein mein liebes Kind! Der ist lange lange fort — der

thut Dir kein[en] Schaden! — So sprach die Mutter, und küßte und herzte mich, den wiedergewonnenen Liebling! — Was soll ich dich ermüden, mein herzlieb[er] Lothar! — Was soll ich so weitläuftig einzelnes hererzählen, da noch so vieles zu sagen mir übrig ist — [Ich war bey durchstrichen] Genug sey es — ich war bey der Lauscherey entdeckt und von Coppelius gemißhandelt worden, Angst und Schreck hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich drey Woch n krank lag — Ist der Sandm[ann] noch da? — Das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen mein[er] Genesung — mein[er] Rettung. Coppelius [ließ sich nicht mehr sehen — bis — Doch ich greife nur ein Hauptmoment meiner Jugendjahre heraus denn nur diesen darfst Du wißen, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun alles farblos erscheint, sondern daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenschleyer über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreiße. — Wie gesagt, Coppelius durchstrichen, am Rande beigeschrieben es hieß er habe die Stadt . . .] ließ sich nicht mehr sehen, mein Vater schien unbefangen und heiter, nicht mit einer Sylbe wurde [des Vorfalls durchstrichen] meiner Neugierde, die ich so schwer büßen mußte erwähnt . — Ich war vierzehn [Jahr alt worden durchstrichen], meine [kleine durchstrichen] jüngste [?] Schwester, der Mutter treu Ebenbild, anmuthig, sanft und gut wie sie, sechs Jahr alt worden, ich liebte sie sehr, und so geschah es, daß ich oft mit ihr spielte. So saß ich einst mit ihr in unserer ziemlich einsamen Straße vor der Hausthür, und ließ ihre Puppen mit einander sprechen, so daß sie in kindischer Lust lachte und jauchzte. Da stand mit einem Mahl der verhaßte Coppelius vor uns — Was wollen Sie hier? — Sie haben hier nichts zu suchen — Gehen Sie — gleich gehen sie — So fuhr ich den Menschen an, und stellte mich kampflustig vor ihn hin — Ho ho hoho klein[e] Bestie — lachte er hämisch, aber er schien nicht ohne Scheu vor meiner kleinen Person. Doch schnell, ehe ich mir's versah, ergriff er m[eine] klein[e] Schwester — [und fuhr ihr mit den Faüsten nach dem Gesicht durchstr.] — da schlug ich ihn mit [geballter Faust durchstr.] nach dem Gesicht — er hatte sich gebückt — ich traf ihn schmerzlich — mit wüthendem Blick fuhr er auf mich loß ich schrie Hülfe — Hülfe, des Nachbars Brauers Knecht sprang in die Thür, Hey hey — hey — der tolle Advokat — der tolle Coppelius — macht euch über ihn her — macht euch über ihn her — so rief es und stürmte von allen Seiten auf ihn ein — er floh gehezt über die Straße — Aber nicht lange dauerte es, so fingen meinem Schwesterlein die Augen an zu schmerzen [zuerst: schweren] Geschwüre, unheilbar sezten sich dran — in drey Wochen war sie blind — drey Wochen darauf vom Nervenschlag getroffen todt. — „Die hat der teuflische Sandman[n] ermordet — [so schrie durchstr.] Vater — Vater — gieb

ihn bey der Obrigkeit an, den verruchten [?] Mörder! — so schrie ich unaufhörlich. Der Vater schalt mich heftig und bewies [?] mir, daß ich was unsinniges behaupte, aber in dem Jamerblicke der trostlosen Mutter las ich nur zu deutlich, daß dieselbe Ahnung in ihr wohne. — Es hieß, Coppelius habe die Stadt verlaßen. — Ein Jahr mochte vergangen seyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden [?] Tische saßen, der Vater war den Abend sehr heit[er] und erzählte viel ergötzliches von der Reise nach Neapel, die er in sei[ner] Jugend gemacht. Da hörten wir plötzlich die Hausthüre in den Angeln knarren, und langsame, eisenschwere Tritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf! — Das ist Coppelius, sagte meine Mutter erblaßend — Ja es ist Coppelius, wiederholte [?] der Vater mit matter gebrochener Stime. Die Thränen stürzten der Mutter aus den Augen: aber Vater Vater! rief sie: Es muß nun so seyn, erwiederte dieser: zum leztenmahle komt er zu mir, ich verspreche es Dir; geh nur geh' mit den Kindern, geht zu Bette! — Gute Nacht. Es war mir, als sey ich in [kalten durchstr.] schweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem stockte, die Mutter ergriff mich beym Arm, als ich unbeweglich stehen blieb: Kom Nathanael kom nur. Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kamer! — Sey ruhig, sey ruhig, lege dich ins Bette, schlafe, schlafe, rief mir die Mutter nach, aber von innerer Angst und Unruhe gequält konte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte abscheulige Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an, vergebens trachtete ich sein Bild los zu werden. Es mochte wohl schon Mitternacht seyn, als ein entsetzlicher [Knall durchstr.] Schlag geschah; [als würde ein durchstr.] daß das ganze Haus zitterte und dröhnte, es raßelte und rauschte bey meiner Thüre vorüber — „Das ist Coppelius! rief ich entsezt als die Hausthüre heftig zuge[schlagen durchstr.] worfen wurde; ich sprang aus dem Bette, da kreischte es auf in schneidendem trostlosen Jamer — fortstürzte ich nach des Vaters Zimer — die Thür war offen ein erstickender Dampf quoll heraus — das Dienstmädchen schrie: Ach der Herr — der Herr — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit schwarz verbrantem gräßlich verzerrtem Gesichte — um ihn herum heulten und winselten die Schwestern, die Mutter ohnmächtig daneben [verbessert aus: neben ihnen]. „Coppelius — verruchter Satan — du hast die Schwester — den Vater ermordet! — So schrie ich auf — mir vergingen die Sinne! — Als man zwey Tage darauf mein[en] Vater in den Sarg legte, waren seine Züge wieder mild und sanft worden wie sie im Leben waren, und tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht ins Verderben gestürzt haben könne. —

[Nein, mein herzlieber Freund durchstr.] Die Explosion hatte die Nachbaren geweckt — Die Geschichte wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden. — Wenn ich Dir nun sage, mein herzlieber Freund, daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst du mir es nicht verargen, wenn ich die feindliche Erscheinung nur als [unheilbringend durchstr.] schweres Unheil bringend deuten kan. — Er war anders gekleidet, aber Coppelius Figur und Gesicht sind zu tief in mein Innerstes eingeprägt als daß hier ein Irrthum möglich seyn sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmahl seinen Nahmen geändert. Er giebt sich hier, wie ich höre, für einen piemontesischen Mechanikus aus und nennt sich *Giuseppe Coppola*. — Ich bin entschloßen es mit ihm aufzunehmen, mag es denn nun gehen wie es will:

Der Mutter erzähle nichts von dem Erscheinen des grausigten Unholds — grüße meine liebe holde Clara, ich schreibe ihr [bey durchstr.] in ruhigerer Gemüthsstimmung recht viel. Lebe wohl *ee*.

Clara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber [gewiß ich durchstr.] dennoch glaube ich [aus: es dir], daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst, [denn sonst hättest du durchstr.] denn meiner gedachtest du wohl . . . recht lebhaft, als Du [neulich durchstr.] Deinen lezten Bruder [statt Brief!] an Lothar absenden wolltest, und die Aufschrift statt an ihn an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief, und wurde den Irrthum erst bey den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bruder geben sollen — aber, hast Du mir auch sonst [wohl durchstr.] manchmahl in kindischer Neckerey vorgeworfen, ich hätte solch ruhiges weiblich besonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus [einzustürzen durchstr.] den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwind ein Fältchen in der FensterGardiene glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern [erst: so darf ich Dich doch kaum versichern], daß Deines Briefes Anfang [mein Inneres durchstr.] mich [so aufregte, daß ich mich gar nicht entsinne durchstr.] tief erschütterte. — Ich konte kaum athmen — Es flimerte mir vor den Augen — Ach mein lieber [lieber durchstr.] herzlieber Nathanael was konte so entsetzlich in dein Leben getreten seyn — Trennung von Dir — Niemahls Dich wiedersehen — der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich — Ich las und las — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich — Erst jezt erfuhr ich, wie dein guter alter Vater solch' entsetzlichen gewaltsamen Todes starb. [Lothar durchstr.] Bruder Lothar dem ich sein Eigenthum zustellte, suchte mich zu

beruhigen, aber es wollt ihm schlecht gelingen, der fatale Wetterglashändler *Giuseppe Coppola* verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und beinahe schäme ich mich es zu gestehen daß er selbst meinen sonst so gesunden ruhigen Schlaf [durch durchstr.] in allerley wunderlichen Traumgebilden [verstörte durchstr.] verstören konte. — Doch bald, schon den andern Tag hatte sich alles anders in mir gestaltet, und sey mir nicht böse, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir sagen möchte, daß ich, trotz Deiner wunderlichen Angst und Furcht, daß Coppelius Dir was böses anthun werde, ganz heitern unbefangenen Sinns bin wie imer. — Gerade heraus will ich es Dir nur sagen, daß Alles Schreckliche und Entsetzliche wovon Du sprichst nur in Deinem Innern vorging, die Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. — Widerwärtig genug mag der alte Coppelius gewesen seyn, aber daß er Kinder haßte, [und durchstr.] das machte ihn Euch Kindern unerträglich. Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüth der schreckliche Sandmann aus dem Amenmährchen mit dem Coppelius, der Dir, glaubtest Du auch nicht mehr an den Sandmann, ein gespenstischer, vorzüglich Kindern gefährlicher Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insgeheim alchymistische Versuche machten. [Weder Dein Schwesterchen noch den Vater hat durchstr.] womit Deine Mutter nicht zufrieden seyn konte, da gewiß viel Geld unnützer Weise verschleudert und obendrein wie es imer [der Fall durchstr.] mit alchymistischen Laboranten der Fall seyn soll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. [Weder an Deines Schwesterchens noch an Deines Vaters Tode ist wohl Coppelius im mindesten Schuld. — Schwesterchen litt ja, wie mir nur noch neulich Mutter erzählte von klein auf an bösen Augen und starb an der Auszehrung durchstr.] Der Vater hat wohl [aber durchstr.] gewiß durch eigne Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeygeführt. — Glaubst Du, [es durchstr.], daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker frug, ob wohl bey Chemischen Versuchen eine solche augenblicklich tödtende Explosion stattfinden könne? Der sagte, Ey allerdings, und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläuftig und umständlich, wie das zugehen konte [verbessert in könne[?]] und nante dabey so viel sonderbar klingende Nahmen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wohl unwillig werden über Deine Clara, Du wirst sagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des [Wunderbaren durchstr.] Geheimnißvollen hinein, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt, [und durchstr.] sie erschaut nur die bunte Oberfläche der Welt, und freut sich wie das harmlose Kind über die glänzend gleißende Frucht in derem Innern tödtliches Gift verborgen! — Ach mein herzlieber Nathanael! glaubst Du denn nicht, daß auch in

heitern unbefangenen — sorglosen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich uns in unserm eignen Seyn zu [vernich .. durchstr.] verderben strebt. — Aber, verzeih' es mir, wenn ich einfältig Mädchen es versuche [mir durchstr.] auf irgend eine Weise anzudeuten, was ich eigentlich von solchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte, und Du lachst mich aus, nicht weil ich was Dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle es zu sagen. Giebt es eine Dunkle Macht [verbessert aus: mag es eine Dunkle Macht geben], die so recht feindlich und verrätherisch einen Faden in unseres [unser Inneres?] legt, woran sie dann uns [festhält und regirt durchstr.] festpackt und fortzieht auf einem [solchen durchstr.] gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten [hätten durchstr.] haben würden. giebt es eine solche Macht, so muß sie sich in Uns wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst seyn, denn nur so glauben wir an sie und raümen ihr den Platz ein deßen sie bedarf um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen durch das heitre Leben gestärkten Sinn genug um feindliches fremdes Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so [zerfällt durchstr. hört wohl durchstr.] geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Gestaltung, die unser eignes [Fantom durchstr.] Spiegelbild seyn sollte. — [Mir ist es auch so, als wenn wir uns einmahl durch uns selbst unheimlicher Gewalt hingegeben, aber diese dann fremdes, das uns die äußere Welt in den Weg wirft, in uns selbst hineinziehet, und so uns selbst Fantome . . . . . in wunderlicher Täuschung aus [?] durchstr.]. Es ist auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die unheimliche psychische Gewalt, haben wir uns durch uns Selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so daß wir selbst den Geist entzünden der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht; es ist das Fantom unser eignen Ichs, deßen innige Verwandschafft und deßen tiefe Einwirkung auf uns wir bewundern. — Du merkst, mein herzlieber Nathanael, daß [ich mich mit durchstr.] wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das hauptsächlichste aufgeschrieben ordentlich tiefsinnig vorkomt. Lothars lezte Worte verstehe ich nicht ganz, ich ahne nur was er meint, und doch ist es mir, als sey das sehr wahr! — Ich bitte Dich, schlage Dir den häßlichen Coppelius und den Wetterglasmacher Coppola ganz aus dem Sinn. Sey überzeugt, daß diese fremde Gestalten nichts über Dich vermögen, nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kan sie Dir in der That feindlich machen. — [Hätte nicht durchstr.] Spräche nicht aus jeder

Zeile Deines Briefes die tiefſte Aufregung Deines Gemüths, ſchmerzte mich nicht Dein Zuſtand recht in innerſter Seele, wahrhaftig, ich könte über den [Sand . . durchstr.] Advokaten — Sandmann und Wetterglashändler Coppelius ſcherzen. — Sey heiter — heiter — Ich habe es mir vorgenomen [Dir durchstr.] bey Dir wie Dein Schutzgeiſt zu erſcheinen, und dem häßlichen Wetterglashändler, ſollte er es ſich beykomen laßen Dir etwa im Traume beſchwerlich zu fallen, mit lautem Lachen wegzuſcheuchen, denn ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor ſeinen knotigen haarigen Faüſten, Er ſoll mir weder als Advokat eine Näſcherey noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig mein Herzinnig geliebter Nathanael *ee*

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb iſt es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus Irrthum erbrach und las [verbessert aus: erbrochen und geleſen hat]. Sie hat mir einen ſehr tiefſinnigen philoſophiſchen Brief geſchrieben, worinn ſie [mir durchstr.] ausführlich beweiſet, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern exiſtiren und Fantome meines Ichs ſind die augenblicklich zerſtaüben wenn ich ſie als ſolche erkenne. — [Uebrigens iſt es wohl gewiß, daß der Wetterglashä . . durchstr.] In der That ſollte man gar nicht glauben, daß der Geiſt, der aus ſo hellen hold lächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher ſüßer Traum [hervor durchstr.] herausleuchtet ſo gar verſtändig, ſo magiſtermäßig diſtinguiren könne. — Sie beruft ſich auf Dich; Ihr habt über mich geſprochen. [Du lieſeſt ihr wohl *Collegia?* durchstr.] Du giebſt ihr wohl [philoſophiſchen Unterricht durchstr.] logiſchen Unterricht damit ſie alles fein ſichten und ſondern [?] lerne? — Laß das bleiben. — Uebrigens iſt es wohl gewiß daß der Wetterglashändler *Giuseppe Coppola* keinesweges der alte Advokat *Coppelius* iſt. Ich höre bey dem neugekomenen überaus geſchickten Profeßor der Naturkunde, der wie jener berühmte Naturforſcher Spalanzani heißt, [*Collegia.* Der, ebenfalls durchstr.] und italiäniſcher Abkunft iſt, Collegia. Der kennt den *Coppola* ſchon ſeit vielen Jahren, und überdem hört man auch an dem *Jargon* den er gewöhnlich ſpricht, daß er wirklich Piemonteſer iſt; Coppelius war ein Deutſcher aber wie mich dünckt kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich imerhin für einen düſteren Traümer, aber nicht los kan ich den Eindruck werden, den *Coppola's* verfluchtes Geſicht auf mich machte. Ich bin froh, daß er fort iſt aus der Stadt wie mir Spalanzani ſagt. — Dieſer Profeßor iſt ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann [mit schwarzen kleinen ſtechenden Augen durchstr.] das Geſicht mit ſtarken Bakenknochen, feiner [aufgeſtü . . durchstr.] Naſe [man liest: Naſens] aufgeworfenen Lippen, kleinen ſtechenden Augen, doch [erst: nicht beßer kann ich ihn Dir] beßer als in jeder Beſchreibung ſiehſt Du ihn, wenn Du den Caglioſtro wie er von Chodowiecki

[gezeichnet durchstr.] in irgend einem berlinischen Taschenkalender steht anschaust. — So sieht Spalanzani aus. — Neulich [kome durchstr.] steige ich die Treppe herauf zum Flur, und erblicke, daß die sonst einer Glasthüre dicht vorgezogenen Gardiene [halb durchstr.] ein[en] klein[en] [Oeff . . . . durchstr.] Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie [ich fehlt] dazu kam neugierig durchzublicken. Ein hohes sehr schlank im reinsten Ebenmaaß gewachsenes herrlich gekleidetes Frauenzimer saß im Zimer vor einem kleinen Tisch, auf den sie beide Aerme, die Hände zusamengefaltet gelegt hatte. Sie saß der Thür gegenüber, so daß ich ihr volles engelschönes Gesicht erblickte. Sie schien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas starres — beinahe möcht ich sagen — keine Sehkraft, es war mir so, als schliefe sie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb schlich ich leise fort ins Auditorium das danebengelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Gestalt, die ich gesehen, Spalanzanis Tochter Olimpia [sey durchstr.] war, die er sonderbarer und schlechter Weise einsperrt, so daß durchaus kein Mensch in ihre Nähe kommen [dürfe durchstr.] darf. — Am Ende hat es eine Bewandniß mit ihr, sie ist vielleicht blödsinnig oder sonst — Weshalb schreibe ich Dir aber das alles? — beßer [und kürzer durchstr.] und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wiße nehmlich, daß ich über vierzehn Tage bey Euch bin. Ich muß mein süßes liebes Engelsbild, meine Clara, wiedersehen, weggehaucht wird dann die Verstimung wider die holde Geliebte seyn, die sich, wie ich gestehen muß, nach dem fatalen [philosophischen durchstr.] verständigen Briefe mein bemeistern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an Sie.

Tausend Grüße *ee.*

Seltsamer und wunderlicher kan nichts erfunden werden, als dasjenige ist was sich mit meinem armen [unglücklichen durchstr.] Freunde dem jungen Studenten Nathanael [begeben durchstr.] zugetragen und was ich Dir, günstiger Leser! zu erzählen, unternomen. Hast Du, [günstiger Leser durchstr.] Geneigtester! wohl jemahls etwas erlebt, das Deine Brust, [so ganz und gar erfüllt, daß das, das durchstr.] Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte alles andere daraus verdrängend? es gährte und kochte in Dir, zur siedenden Gluth entzündet sprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen, Dein Blick war so seltsam als [faßte er durchstr.] wolle er Gestalten keinem andern Auge sichtbar, im leeren Raum erfaßen, [und statt durchstr.] die Rede zerfloß [in dunkle Seufzer, der Sprache [?] durchstr.] in die Sprache der Wehmuth — in dunkle Seufzer — Da frugen Dich die Freunde: Wie ist Jhnen, Verehrter? — Was haben Sie Theurer? Und nun wolltest Du das inere Gebilde mit allen glühenden

Farben und Schatten und Lichtern ausſprechen und mühteſt Dich ab Worte zu finden, um nur anzufangen, [denn durchstr.] aber es war Dir als müßeſt Du nun gleich im erſten Wort, alles Wunderbare, Herrliche, Entſetzliche, Luſtige, Grauenhafte, das ſich zugetragen, recht zuſamengreifen, ſo daß es wie im elektriſchen Schlage alle ergreife, aber jedes Wort, alles was Rede vermag, [iſt durchstr. ſcheint durchstr.] ſchien Dir farblos und froſtig und todt — [Welche Quaal durchstr.] Du ſuchſt und ſuchſt — und ſtotterſt und ſtamelſt und die nüchternen [Blicke durchstr.] Fragen der Freunde ſchlagen wie eiſige Windeshauche hinein in Deine inere Gluth — bis ſie erlöſchen will! — Hatteſt Du aber wie ein kecker Mahler erſt leicht verwegen den Umriß Deines inneren Bildes hingeworfen, ſo trugſt Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf, und [ein durchstr.] das lebendige Gewühl mannigfacher Geſtalten riß die Freunde fort und ſie ſahen wie Du, ſich ſelbſt mitten im Bilde das aus deinem Gemüth hervorgegangen! — Mich hat eigentlich, wie ich es Dir geneigter Leſer! geſtehen muß, eigentlich niemand nach der Geſchichte des jungen Nathanael gefragt, Du weißt es wohl aber, daß ich zu dem wunderlichen Geſchlecht der Autoren gehöre, denen [es durchstr.], tragen ſie etwas in ſich, [was ihr für ſo ganz durchstr.] wie ich es vorhin beſchrieben, ſo zu Muthe wird, als frage jeder, der nur in ihre Nähe komt, ja wohl auch ſonſt die ganze Welt: Was iſt es denn? — Erzählen Sie Liebſter! — So trieb es mich dann gar gewaltig, von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu ſprechen, das mich ganz erfüllt, ſo daß keines der auf die ſeltſamſte Weiſe zuſamengefügten Bilder weichen wollte aus meiner Seele. [Da wollte ich nun auch gleich recht bedeutend . . . . durchstr.] Eben deshalb, (wegen der ſeltſamen Zuſamenfügung der Bilder . . . . . .) und weil ich Dich o mein Leſer! . . . . . gleich geneigt machen [wollte durchstr.] mußte wunderliches zu ertragen, welches wie ich wohl weiß nichts geringes iſt, mühte und quälte ich mich ab Nathanaels Geſchichte — bedeutend — originell — ergreifend, [packend durchstr.] anzufangen; ich wollte Dich, wirklich, wie [Du die Freunde [??] durchstr.] gleich mit einem elektriſchen Schlage treffen. [Es wollte nicht gehn. durchstr.] „Es war einmahl — der ſchönſte Anfang jeder Erzählung, [war mir durchstr.] zu nüchtern! „In der kleinen ProvinzialStadt S. lebte — etwas beßer — wenigſtens ausholend zum Climax — oder gleich *medias in res* „Scheer er ſich zum Teufel, rief Wuth und Entſetzen im wilden Blick der Student Nathanael als der Wetterglashändler *Giuseppe Coppola* — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poßierliches zu verſpüren glaubte. [Mir fiel nichts ein durchstr. Mir kam nichts ein durchstr. Am Rande etwas beigeschrieben,

aber völlig unleserlich]. Die Geschichte ist aber ganz ernst, oder mehr als das durchstr.] Mir kam keine Rede in den Sinn [in durchstr.] die ich auch nur im mindesten etwas von dem FarbenGlanz des inneren Bildes hätte tragen sollen. Ich beschloß gar nicht anzufangen. Nim, günstiger Leser! die drey Briefe [die Du vorhin durchstr.] die ich [!] mir von meinem Freunde Lothar mitgetheilt, für den gewagten Umriß des Gebildes in den ich nun erzählend imer mehr und mehr Farbe hinein zutragen mich [unterfangen durchstr.] bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, daß ich wie ein guter Porträtmahler manche [Aehnlichkeit durchstr.] Gestalt so auffaße, daß Du die Aehnlichkeit [anerkennst durchstr.] findest, ohne das Original [jemahls erblickt zu haben durchstr.] zu kennen, ja daß [Du sogar glaubst durchstr.] es Dir ist, [Du durchstr.] als müßtest [Du fehlt] hier oder dort die Person mit leibhaftigen Augen gesehen haben. [Willig durchstr.] Vielleicht wirst Du o mein Leser dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sey, als das wirkliche Leben, und daß [die Fabel durchstr.] der Dichter es doch nur wie in eines matt[en durchstr.] geschliffnen Spiegels dunklem Reflex auffaßen [und reflektiren durchstr.] könne.

Damit klarer alles werde, was gleich Anfangs zu wißen nöthig, darf ich dem, was Du geneigter Leser! durch jene drey Briefe erfahren, nur noch hinzufügen daß bald [nach durchstr.] darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten der ebenfalls gestorben und sie verwaist nachgelaßen, von Nathanaels Mutter ins Haus genomen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas hatte, sie waren daher Verlobte als Nathanael den Ort verließ um seine Studien in G— fortzusetzen. Da ist er nun in seinem lezten Briefe und hört *Collegia* bey dem berühmten *Professor physices* Spalanzani. Nun könte ich getrost in der Erzählung fortfahren, aber in dem Augenblick steht Claras Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kan, so wie es imer geschah, wenn sie mich holdlächelnd anblickte. — Für schön konte Clara keinesweges gelten; [war durchstr. fiel ihre Gestalt auch gar durchstr.] das meinten alle, die sich von Amtswegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniße ihres Wuchses, die Mahler fanden Nacken Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, verliebten sich dagegen sämtlich in das wunderschöne MagdalenenHaar und faselten überhaupt viel von Battonischem Incarnat durchstr.] Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantast, verglich aber [Claras durchstr.] höchst seltsamer Weise Clara's Augen mit [einer Landschaft durchstr.] einem See von Ruisdael in dem sich des wolkenlosen Himels reines Azur — [Gebüsch durchstr.] Wald und Blumenflor — das ganze heitre bunte Leben der reichen Landschaft spiegelt.

Dichter und Muſiker gingen weiter und ſprachen: Könen wir denn nur überhaupt das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare heil[ige ?] Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? — Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns, und das ſagt uns auch [das feine ironiſche Lächeln, das um . . durchstr.] das um Clara's Lippen ſchwebende feine Lächeln, wenn wir [ihr durchstr.] uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das [nicht nur durchstr.] ſo thun will als ſey es [Geſang durchstr.] wahrhafter Geſang unerachtet nur einzelne Töne verworren durcheinander ſpringen. [Sie hatten Recht, durchstr.] Es war dem ſo. Clara hatte die [heitre und . . durchstr.] lebenskräftige geſunde Fantaſie des heitren unbefangenen kindiſchen Kindes, ein [zartes durchstr.] tiefes weiblich zartes Gemüth, aber dabey einen gar hellen ſcharf ſichtenden Verſtand; die Nebler und Schwebler hatten bey ihr böſes Spiel, denn ohne viel zu reden was überhaupt in Clara's ſchweigſamer Natur nicht lag, ſagte ihnen der helle Blick und jenes feine ironiſche Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuthen, daß [ich durchstr.] mir Eure verfließenden Schattengebilde [für durchstr.] wie wahre Geſtalten erſcheinen ſollen mit [Leben und durchstr.] Regung und Leben? — Clara wurde deshalb von vielen, kalt, gefühllos, proſaiſch geſcholten, aber [heitre, lebendige durchstr.] andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das [heitr . . durchstr.] gemüthvolle verſtändige kindliche Mädchen, doch keiner [ſo fehlt] als Nathanael, [als er durchstr.] der ſich in Wiſſenſchafft und Kunſt kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele, und die erſten Wolkenſchatten zogen durch ihr Leben, als er ſich von ihr trennte [verbessert aus: trennen mußte um] Mit welchem Entzücken flog ſie in ſeine Arme, als er nun, wie er es im lezten Briefe an [Nathanael durchstr.] Lothar verſprochen, wirklich in ſeiner Vaterſtadt [ankam durchstr.] angekom̃en in das Zim̃er der Mutter eintrat. Es geſchah ſo wie es Nathanael geglaubt [verbessert aus: gedacht], denn in dem Augenblick, als er Clara wiederſah, dachte er weder an den Advokaten *Coppelius* noch an Clara's verſtändigen Brief, jede Verſtim̃ung war verſchwunden. Recht hatte aber Nathanael doch, als er ſeinem Freunde Lothar ſchrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers *Coppola* [Geſtalt fehlt] recht feindlich in ſein Leben getreten ſey; Alle fühlten das bald, da Nathanael gleich in den erſten Tagen ſich bald in ſeinem Weſen ganz verändert zeigte. Er verſank nicht nur in düſtre Traümereien, ſondern trieb es bald darauf ſo ſeltſam, wie man es nie an ihm gewohnt geweſen. [Alles, das ganze Leben war ihm Ahnung und Traum geworden durchstr.] Alles, das ganze Leben ſchien ihm Traum und Ahnung geworden, im̃er ſprach er davon, wie jeder Menſch

ſich frey wähnend nur dunklen Mächten zum grauſamen Spiel diene, [und daß es durchstr.] vergeblich [ſey ſich dagegen aufzulehnen, durchstr.] lehne man ſich dagegen auf, man müße [ſich dem durchstr.] das was verhängt demüthig [ergeben durchstr.] ertragen. Er ging ſo weit zu behaupten, daß es thörigt ſey wenn man glaube in Kunſt und Wiſſenſchaft nach ſelbſtthätiger Willkühr zu ſchaffen, denn die Begeiſterung, in der man nur ſchaffe [verbessert aus: ſchaffen könne], komme nicht aus dem [Innern durchstr.] eignen Innern ſondern ſey das Einwirken irgend eines außer uns ſelbſt liegenden höheren Prinzips. Der verſtändigen Clara war dieſe myſtiſche Schwärmerey im höchſten Grade zuwider, doch ſchien es vergebens ſich auf Widerlegung einzulaßen. Nur dann, wenn Nathanael bewies, das Coppelius das böſe Prinzip ſey, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe als er hinter dem Vorhange lauſchte, und daß dieſer widerwärtige Dämon ihr Liebesglück auf entſetzliche Weiſe ſtören werde, wurde Clara ſehr ernſt und ſprach: Ja! – Nathanael Du haſt Recht, Coppelius iſt ein böſes feindliches Prinzip, er kan entſetzliches wirken, wie eine teufliche Macht die ſichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbanſt. Solange Du an ihn glaubſt, iſt er auch und wirkt, nur Dein Glaube iſt ſeine Macht. Nathanael [wollte dann recht tief eingehen in durchstr.] ganz erzürnt daß die Exiſtenz des Dämons nur in ſeinem eignen Innern ſuche, wollte dañ hervorrücken mit der ganzen Geiſterlehre, Clara brach aber gewöhnlich verdrüßlich ab, indem ſie irgend etwas gleichgültiges dazwiſchenſchob, zu Nathanaels nicht geringem Verdruße [, der dann durchstr.]. Der dachte [in ſeinem Innern durchstr.], kalten unempfänglichen Gemüthern erſchließen ſich nicht die tiefen Geheimniße der Natur, ohne ſich deutlich bewußt zu ſeyn, daß er Clara [dazu zähle durchstr.] eben zu jenen untergeordneten Weſen zähle, weshalb er nicht abließ mit Verſuchen ſie in jene Geheimniße einzuweyhen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühſtück bereiten half, ſtand er bey ihr und las ihr aus allerley myſtiſchen Büchern vor, daß Clara bat: Aber lieber Nathanael, wenn ich Dich nun [für fehlt] das böſe Prinzip halten wollte [verbessert aus: wenn Du nun das böſe Prinzip wärſt], der feindlich auf meinen Kaffee wirkt? Denn wenn ich, wie Du es willſt, alles ſtehen und liegen laßen und Dir in die Augen ſchauen ſoll, wenn Du lieſeſt, ſo läuft mir der Kaffee ins Feuer und ihr bekom̃t alle kein Frühſtück – Nathanael klappte deñ [unmuthig durchstr.] heftig das Buch zu und lief voll Unmuth in ſein Zim̃er. – Sonſt hatte er eine beſondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufſchrieb und die Clara mit dem innigſten Vergnügen anhörte; jezt [war er mit durchstr.] waren ſeine Dichtungen düſter, unverſtändlich, geſtaltlos, ſo daß, wenn Clara ſchonend es auch nicht

ſagte, er doch wohl fühlte, wie wenig ſie davon angeſprochen wurde. — Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige, in Blick und Rede ſprach ſich dann die nicht zu beſiegende geiſtige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der That ſehr langweilig. [Ueberall erſchien die grauſe Macht durchstr.] Sein [Unmuth ſtieg höher durchstr.] Verdruß über Claras kaltes proſaiſches Gemüth ſtieg höher, Clara konte ihren Unmuth über Nathanaels dunkle, düſtre langweilige Myſtik nicht überwinden, und ſo entfernten beide im Innern ſich imer mehr von einander ohne es ſelbſt zu bemerken. Die Geſtalt des häßlichen Coppelius war, wie er ſelbſt es ſich zugeſtehen mußte, in Nathanaels Fantaſie erbleicht — und [er mußte ſich in durchstr.] es koſtete ihm in der That Mühe ihn in ſeinen Dichtungen wo er als Schickſalspopanz auftrat, [ſo zu coloriren daß durchstr.] grauſig, entſetzlich, zu coloriren. — Es kam ihm ein, jene düſtre Ahnung, daß *Coppel[i]us* ſein Liebesglück [zu durchstr.] ſtören werde, als Dichtung zu behandeln. Er ſtellte ſich und Clara dar in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es als griffe eine ſchwarze Fauſt in ihr Leben und riße [die durchstr.] irgend eine Freude heraus die ihnen aufgegangen — Endlich als ſie ſchon am Traualtar ſtanden, erſchien der entſetzliche Coppelius und berührte Claras holde Augen die ſprangen [wie blutige Funken heraus und ſie fiel entſeelt nieder . . . . Nathanael ſtürzt ſich auf den hämiſch lachenden Nathanael der [durchstr.] in Nathanaels Bruſt wie blutige Funken ſengend und brennend und Coppelius faßte ihn [aber durchstr.] und warf ihn in einen glühenden Feuerkreis, der ſich drehte mit [des Stur.. durchstr.] der Schnelligkeit des Sturmes und ihn [brauſend durchstr.] ſauſend und brauſend fortriß. [Aber durchstr.] Es war ein Toſen, als wenn der Orkan grimig hineinſchlägt in das Meer, deßen ſchaümende Wellen wie ſchwarze weißhauptige Rieſen ſich emporbaümen im wüthenden Kampf, aber durch dies wilde Toſen hörte er Claras Stime: Kanſt Du mich denn nicht erſchauen — Coppelius hat Dich getaüſcht — das waren ja nicht meine Augen die Dir ſo in der Bruſt branten, das waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts — ich habe ja meine Augen, ſieh mich doch nur an! — Nathanael dachte: Das iſt Clara — und ich bin ihr eigen ewiglich! — Da war es als faße der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er ſtehen blieb und das Getöſe dumpf verrauſchte im ſchwarzen Abgrund — Nathanael [ſah durchstr.] blickte in Claras Augen — aber es war der Tod, der ihn mit Clara's Augen freundlich anſchaute. —

Während Nathanael dies dichtete, war er ſehr ruhig und beſonnen, er feilte und beßerte an jeder Zeile, und da er ſich dem metriſchen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles ſich rein und wohlklingend fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden und es für ſich las, da faßte ihn

Grauſen und wildes Entſetzen und er ſchrie auf: Wer hat das geſchrieben? — [Aber Clara ſoll es hören — muß es hören! durchstr.] — Bald ſchien ihm das Ganze doch [aber durchstr.] wieder [nur durchstr.] nichts als eine ſehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müße das Clara's kaltes Gemüth entzünden, wiewohl er ſich nicht deutlich bewuſt war, wozu denn Clara's Gemüth entzündet [und durchstr.] werden und wozu es denn nun eigentlich führen ſolle [ihr durchstr.] ſie mit den grauenvollen Bildern zu ängſtigen die [das durchstr.] ein entſetzliches, ihre Liebe zerſtörendes Geſchick weisſagten.

Sie, Nathanael und Clara, ſaßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war ſehr heiter, weil Nathanael ſie ſeit [zwey durchstr.] drey Tagen, in denen er an jener Dichtung ſchrieb, nicht mit ſeinen Ahnungen und Traümen geplagt hatte. Auch Nathanael ſprach lebhaft und froh von luſtigen Dingen wie ſonſt, ſo daß Clara ſagte: Nun erſt habe ich Dich ganz wieder; ſiehſt Du es wohl wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben. Da fiel dem Nathanael es ein, daß er ja die Dichtung in der Taſche trage und ſie habe vorleſen wollen. Er zog auch ſogleich die Blätter hervor und fing an zu leſen. — Clara etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und ſich darinn ergebend fing an ruhig zu ſtricken — aber ſo wie imer ſchwärzer und ſchwärzer das düſtre Gewölk aufſtieg — ließ ſie den Strickſtrumpf ſinken — [Sie ſtarrte vor ſich hin, ihr Buſen hob ſich vor Angſt und Entſetzen. „Ins Feuer — ins Feuer mit dem tollen, unſinnigen, wahnſinnigen Zeuge, ſchrie ſie auf indem helle Thränen ihr aus den Augen ſtürzten durchstr.] — und blickte ſtarr dem Nathanael ins Auge. Den riß ſeine Dichtung unaufhaltſam fort, [er glühte, Thränen . . durchstr.] hochroth färbten [?] ſich ſeine Wangen vor innerer Gluth — Thränen quollen ihm aus den Augen — endlich hatte er geſchloßen, er ſtöhnte, wie in tiefer Ermattung — er faßte Clara's Hand und ſeufzte wie aufgelöſt in troſtloſem Jamer: Ach Clara! — Clara! — Clara drückte [ihn an durchstr.] ſanft an ihren Buſen und ſagte leiſe aber ſehr langſam und ernſt: Nathanael — mein herzlieber Nathanael — wirf das tolle unſinnige wahnſinnige Mährchen ins Feuer — Da ſprang Nathanael entrüſtet auf und rief Clara von ſich ſtoßend: [wie durchstr.] Du lebloſes hölzernes verdamtes Automat. Er rante fort, bittre Thränen ſtürzten der tiefverlezten Clara aus den Augen: „Ach er hat mich niemahls geliebt, denn er verſteht mich nicht, ſchluchzte ſie laut! — Lothar trat in die Laube, Clara mußte ihm erzählen was vorgefallen, [und durchstr.] er liebte ſeine Schweſter mit ganzer Seele, jedes ihrer Worte, ihrer Klagen fiel wie ein Funke in ſein Innres, ſo daß der Unmuth, den er wider den fantaſtiſchen traümeriſchen Nathanael im Herzen getragen ſich entzündete zum heftigen wilden Zorn. Er lief zu Nathanael er warf ihm das unſinnige Betragen gegen die holde zarte Schweſter in harten Worten vor, die der auf-

brauſende Nathanael eben ſo erwiederte. Ein „fantaſtiſcher wahnſinniger Geck, wurde durch einen „miſerablen gemeinen Alltagsmenſchen erwiedert. Beide waren Studenten und ſo wurde der Zweikampf unvermeidlich. Sie beſchloßen ſich am folgenden Morgen hinter dem Garten der Mutter nach dortiger Sitte mit [ſcharf durchstr.] ſpitz geſchliffenen Rappieren auf den Stoß zu ſchlagen. Stum̃ und finſter ſchlichen ſie Tag über umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und geſehen daß der Fechtmeiſter in der Dämmerung die Rappiere brachte, ſie ahnte was geſchehen ſollte. — Eben hatten Lothar und Nathanael ſchweigend die [Kleider durchstr.] Röcke abgeworfen, und ſtanden [mit den blinkenden Rappieren in der Hand durchstr.] Blutdürſtige Kampfluſt im brenenden Auge gegen über im Begriff mit den blinkenden Rappieren [gegen durchstr.] wider einander auszufallen, als Clara [lautrufend durchstr.] durch die Gartenthür herbeyſtürzte. Schluchzend rief ſie laut: Ihr wilden entſetzlichen Menſchen! — ſtoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr Euch [mordet durchstr.] anfallt — denn wie ſoll ich denn leben länger auf der Welt — wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten mordet — Lothar ließ die Waffe ſinken und ſah ſchweigend zu[r] Erde nieder, aber in Nathanaels Jn̄ern ging in herzzerreißender Wehmuth alle Liebe auf wie er ſie jemahls in den ſchönſten Tagen der herrlichen Jugendzeit für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr [entſank durchstr.] entfiel ſeiner Hand — er [fiel durchstr.] ſtürzte zu Claras Füßen, er drückte ihre Hände an ſeine Bruſt: Kanſt Du mir denn jemahls verzeihen, Du meine Einzige — meine herzgeliebte Clara! — Kanſt Du mir verzeihen — mein herzlieber Bruder! — Lothar war tiefgerührt, unter tauſend Thränen umarmten ſich die drey verſöhnten Menſchen und ſchwuren nicht von einander zu laßen in ſteter Liebe und Treue. Dem Nathanael war es zu Muthe als ſey eine ſchwere [Schuld von durchstr.] Laſt die ihn zu Boden gedrückt von ihm abgewälzt, [und durchstr.] ja als habe er Widerſtand leiſtend der finſtren Macht, die ihn befangen ſein ganzes Seyn, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drey heitre ſeelige Tage verlebte er bey den Lieben, dann kehrte er zurück nach G— wo er noch ein Jahr zu bleiben dann aber auf immer nach ſeiner Vaterſtadt zurückzukehren gedachte. Der Mutter war alles was ſich auf Coppelius bezog verſchwiegen worden, denn man wußte, daß ſie ihm, wie Nathanael den Tod [ihres Töchterleins und durchstr.] ihres Mannes Schuld gab, und daß ſie nicht ohne [inner . . durchstr.] Entſetzen an ihn denken konte, [ſo daß es auf ihre ohnehin ſchwächliche Geſundheit verderblich wirkte. durchstr.] ————

Wie erſtaunte Nathanael als er in ſeine Wohnung wollte und ſah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, ſo daß aus dem Schutthaufen nur die nackten FeuerMauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Labora-

torium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte ausgebrochen war, das Haus daher von unten [auf durchstr.] heraufgebrant hatte, war es doch den kühnen rüstigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanaels im obern Stock gelegenes Zimer zu dringen und Bücher [und durchstr.] Manuskripte [so durchstr.] und Instrumente zu retten. Alles hatten sie in ein andres Haus getragen und dort gleich ein Zimer für Nathanael in Beschlag genomen das er nun sogleich bezog. Nicht sonderlich achtete er darauf daß er dem Professor Spalanzani gegenüber wohne, und eben so wenig schien es ihm was besonderes, als er bemerkte, daß er aus seinem [Zim . . durchstr.] Fenster gerade hinein in das Zimer blickte, wo oft Olimpia einsam saß, so daß er ihre ganze Figur deutlich erkennen konte, wie wohl die Züge des Gesichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derselben Stellung wie er sie einst durch die Glasthüre [sah durchstr.] entdeckt, ohne irgend eine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß, und daß sie offenbar nach ihm unverwandt herüberschaute, er mußte sich auch selbst gestehen, daß er nie einen schöneren Wuchs gesehen, indeßen Clara im Herzen, blieb ihm die steife und starre Olimpia höchst gleichgültig, und nur zuweilen [schaute durchstr.] sah er flüchtig über sein Compendium herüber nach der schönen Bildsäule, das war alles. — Eben schrieb er an Clara, als es leise an die Thüre klopfte, sie öffnete sich auf seinen Zuruf und *Coppola's* widerwärtiges Gesicht sah hinein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben, [er schämte sich aber selbst eingedenk dem, was er durchstr.] eingedenk dem, was ihm Spalanzani über den Landsmann *Coppola* gesagt, und was er auch Rücksichts des [gespenstischen durchstr.] Sandmanns *Coppelius* Claren so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Gespensterfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusamen und sprach so sanft und gelaßen als möglich: Ich kaufe kein Wetterglas mein lieber Freund, gehen Sie nur! — Da trat aber *Coppola* vollends hinein, und sprach mit heiserem Ton [und recht widerwärtig aus den graufunkelnden Augen durchstr.] indem sich das weite Maul zum widerwärtigen Lächeln verzog, und die [Augen durchstr.] kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern stechend hervorfunkelten: Ey — nix Wetterglas — nix Wetterglas! — hab auch schöne Oke — schöne Oke [beidemal erst: Oge] — da rief Nathanael entsezt: Toller Mensch — wie kanst Du Augen haben? Augen — Augen? Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine Wettergläser bey Seite gesezt und griff in die weite Rocktaschen und holte Lorgnetten und Brillen heraus die er auf den Tisch legte: „Nu nu — Brill — Brill — Brill auf die Nas' zu setz — das seyn mein Oke — schöne Oke [ebenfalls zuerst: Oge] — Und damit holte er imer mehr — imer mehr Brillen heraus, so daß [der ganze Tisch durchstr.] es auf dem

ganzen Tiſch ſeltſam zu flimmern und zu funkeln began [zuerst: flimmerte und funkelte]. – Tauſend Augen blickten und zuckten krampfhaft, [ſo ſchien es dem durchstr.] und ſtarrten auf zum Nathanael, aber er konte nicht wegſchauen von dem Tiſch, und imer mehr Brillen legte Coppola hin, und imer wilder und wilder ſprangen flamende Blicke durcheinander – [Uebermannt von Grauen und Entſetzen rief Nath . . durchstr.] und ſchoßen ihre blutrothe Strahlen in Nathanaels Bruſt. Uebermannt von tollem Entſetzen [rief er . . durchstr.] ſchrie er auf: Halt ein – halt ein fürchterlicher Menſch – Er hatte Coppola, der eben wieder in die Taſche [gefaßt, bey durchstr.] faßte, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet ſchon hunderte da lagen, beym Arm feſtgepakt. Coppola machte ſich mit heiſerem widrigen Lachen [los durchstr.] ſanft los, und mit den Worten: Ah! – nix für Sie – nix für ſie – aber hier – hier ſköne Glas! – ſköne Glas, hatte er alle Brillen zuſamengerafft, weggepakt und aus der Seitentaſche des Rocks eine Menge Opernkucker – [Perſp . . durchstr.] große und kleine Perſpektive – HandTubuſſe hervorgeholt. So wie die Brillen nur fort waren, [ſah Na . . durchstr.] wurde Nathanael ganz ruhig, und an Clara denkend ſah er wohl ein, daß der entſetzliche Spuck nur aus ſeinem Innern hervorgegangen, ſo wie daß Coppola ein höchſt ehrlicher Mechanicus und Opticus, keinesweges aber *Coppelii* verfluchter Doppeltgänger und Revenant ſeyn könne. Zudem [lag durchstr. waren durchstr.] hatten alle Gläſer, die *Coppola* nun auf den Tiſch gelegt, [hatte durchstr.] gar nichts beſonderes, am wenigſten ſo was geſpenſtiſches wie die Brillen, und [um durchstr.] alles wieder gut zu machen beſchloß Nathanael [nun wirklich durchstr.] dem Coppola jezt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines ſehr ſaubres TaſchenPerſpektiv und ſah, um es zu prüfen, durch das Fenſter. Noch im Leben war ihm kein Glas [von der Reinheit Stärke und Deutlichkeit durchstr.] vorgekomen, das die Gegenſtände ſo rein, ſcharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkührlich ſah er hinein in Spalanzanis Zimer; Olimpia ſaß wie gewöhnlich vor dem kleinen Tiſch, die Aerme darauf gelegt, die Hände gefaltet – Daß ſie herrlich im reinſten Ebenmaaß gewachſen ſey, hatte Nathanael ſchon früher beobachtet, aber nie ſo wie jezt ihr ganz vollkomen ſchön geformtes Geſicht geſchaut. Nur die Augen ſchienen ihm gar ſeltſam ſtarr und todt. Doch ſo wie er imer ſchärfer und ſchärfer hinſchaute war es als gingen feuchte Mondesſtrahlen in Olimpias [Strahlen durchstr.] Blicken auf – Es ſchien als wenn nun erſt die Sehkraft entzündet würde, imer lebendiger und lebendiger flamten die Augen – Nathanael [konte nicht wegſch . . durchstr.] lag wie [bezaubert von durchstr.] feſtgezaubert im Fenſter imer fort und fort nach der himliſch ſchönen Olimpia ſchauend. Ein Raüſpern und Scharren hinter ihm

weckte ihn wie aus [der Betaü . . durchstr.] tiefem Traum. *Coppola* stand hinter ihm: *Due Zechini* — Swey Dukat! — Nathanael hatte [ganz vergeßen, durchstr.] den Optikus rein vergeßen, rasch zahlte er das Verlangte.

Nit wahr? schöne Glas schöne Glas? frug Coppola mit seiner widerwärtigen heisern Stime und dem hämischen Lächeln. „Ja — ja — ja! erwiederte Nathanael verdrießlich, Adieu — lieber Freund! — Coppola verließ nicht ohne viele seltsame Seitenblicke [das Zimer durchstr.] auf Nathanael zu werfen das Zimer, er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja, [dachte durchstr.] meinte Nathanael, er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspektiv gewiß viel zu theuer bezahlt — zu theuer bezahlt — indem er diese Worte leise sprach, war es als [ginge durchstr.] halle ein tiefer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimer [und es durchstr.] Nathanaels Athem stockte vor innrer Angst — Er hatte ja selbst so aufgeseufzt — das merkte er wohl. Clara sprach er zu sich selber, hat wohl Recht, daß sie mich für einen [närrischen durchstr.] abgeschmackten Geisterseher hält, aber närrisch ist es doch — ach wohl [närr . . durchstr.] mehr als närrisch, daß [ich durchstr.] mich der dume Gedanke: ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jezt so sonderbar ängstigt, den Grund davon sehe ich gar nicht ein —

Jezt sezte er sich hin um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenster überzeugte ihn, daß Olimpia noch da säße, und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppola's Perspektiv, und konte nicht los von Olimpia's verführerischem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegfried abrief ins Collegium zum Profeßor Spalanzani. [Wie bebte er vor seltsam sehnen . . durchstr.] Die verhängnißvolle Glasthüre war dicht verhängt, er konte [daher durchstr.] Olimpia [nicht erblicken, und eben so wenig konte sah er die beiden folgenden Tage sie in ihrem Zimer erschauen, unerachtet er nicht durchstr.] eben so wenig hier als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer [erschauen durchstr.] entdecken, unerachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch [sein durchstr.] Coppola's Perspektiv herüberschaute. Am dritten Tage wurden sogar Spalanzani's Fenster verhängt und er lief ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und innerm glühenden Verlangen [nach d . . durchstr.] hinaus vor's Thor, Olimpias Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat heraus aus dem Gebüsch, und kuckte ihn an mit großen strahlenden See [?] aus dem hellen Bach. [Er dachte nichts als Olimpia durchstr.] Claras Bild war [ganz aus durchstr.] in seinem Innern verwischt, er dachte nichts als Olimpia und klagte ganz laut und weinerlich: Ach Du mein hoher herrlicher Liebesstern, bist Du mir denn

nur aufgegangen um gleich wieder zu verschwinden, und mich zu laßen in finstrer hoffnungsloser Nacht?

Als er [am vierten Tag durchstr.] einmahl hineingehen wollte in seine Wohnung, wurde er in Spalanzanis Hause ein geraüschvolles Treiben gewahr. Die Thüren standen offen, man trug allerley Geräthe hinein, die Fenster des ersten Stocks waren ausgehoben, [und durchstr.] geschäfftige Mägde kehrten und staübten mit großen Haarbeesen und [aus dem Innern schallte Singen durchstr.] sezten kühn sich über [das Fensterholz beugend, durchstr.] herausbeugend die frischgewaschenen [?] Fenster ein, [und durchstr.] inwendig klopften und hämerten die Tischler und Tapezierer. Nathanael, der das alles nicht zu deuten wußte, blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen, da trat Siegfried [in vollem E . . durchstr.] lachend zu ihm hin, sprechend: [Weißt Du wohl Bruder, was das alles bedeu . . . durchstr.] Nun! — was sagst Du zu unserm alten Spalanzani? — Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, weil er durchaus nichts vom Profeßor wiße [sondern durchstr.] vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem stillen düstern Hause ein tolles Toben und Wirthschaften losgegangen, da erfuhr er denn von Siegfried, daß Spalanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Conzert und Ball, und daß die halbe Universität eingeladen sey, allgemein verbreite man, daß Spalanzani seine Tochter Olimpia, die er solange [den Augen durchstr.] jedem menschlichen Auge recht ängstlich entzogen, zum erstenmahl erscheinen laßen werde. Nathanael fand eine Einladungskarte, und ging mit hochklopfendem Herzen zur bestimten Stunde, als schon die Wagen rollten und die Lichter in den geschmückten Sälen [branten durchstr.] schimmerten zum Profeßor. Die Gesellschafft war zahlreich und glänzend; Olimpia erschien sehr reich und geschmakvoll gekleidet — Man mußte ihr schön geformtes Gesicht, ihren hohen majestätischen Wuchs bewundern, [wiewohl durchstr.] der ganz sonderbar eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes schien von zu starkem Einschnüren bewirkt zu seyn, [im Gange hatte sie etwas durchstr.] in Schritt und Stellung hatte sie etwas abgemeßenes und steifes, daß manchem unangenehm auffiel, [und das man dem durchstr.] dies mit Recht [?] dem Zwange [der Gesellschafft, und durchstr.] den ihr die Gesellschafft, [auf durchstr.] in der sie sich frey zu bewegen noch nicht vermochte, zuschrieb. [Sie spielte den Flügel mit ungla . . durchstr.] Das Conzert begann. Olimpia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben so eine BravourArie mit heller beinahe schneidender Glasglockenstime vor. Nathanael war ganz entzückt — er stand in der hintersten Reihe und konte im blendenden Kerzenlicht Olimpias Züge nicht ganz erkennen. [Da nahm er durchstr.] Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor

und ſchaute hin nach der ſchönen Olimpia. Ach! – da wurde er gewahr, wie ſie voll Sehnſucht nach ihm herüber [ſah durchstr.] blickte – wie jeder Ton erſt deutlich aufging in dem LiebesBlick, der zündend ſein Innres durchdrang. – Die künſtlichen Rouladen waren dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht ſchmetternd durch den Saal gellte, konte er wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt ſich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufſchreien: Olimpia! Alle ſahen ſich um nach ihm, manche lachten, der Domorganiſt ſchnitt aber noch ein finſtreres Geſicht als vorher und ſagte bloß: Nun nun! — Das Conzert war zu Ende, der Ball fing an. Mit ihr zu tanzen! – mit ihr! das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünſche, alles Strebens – aber wie ſich erheben zu dem Muth ſie, die Königin des Feſtes aufzufordern? – Doch er ſelbſt wußte nicht wie es geſchah, daß er, als ſchon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia, die noch nicht aufgefordert worden, ſtand, und daß er kaum vermögend einige Worte zu ſtameln ihre Hand ergriff. – [Eiskälte durchbeb .. durchstr.] Eiskalt war Olimpias Hand — und [wie Todesfroſt durchbebte ihn grauenvoll durchstr.] grauſig durchbebten ihn die Schauer des Todesfroſtes — Er ſtarrte Olimpien ins Auge, das ſtrahlte ihm aber voll Liebe und Sehnſucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen [an fehlt] in der kalten Hand Pulſe zu ſchlagen, und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innerm glühte höher auf die Liebesluſt, er umſchlang die ſchöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen. – Er glaubte ſonſt recht tacktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rythmiſchen Feſtigkeit, womit Olimpia tanzte, und die ihn oft ordentlicher Weiſe aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie ſehr ihm ſonſt der Takt gemangelt. – [Durch den durchstr.] Er wollte mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen, und hätte jeden der ſich Olimpia näherte um ſie aufzufordern [ermord .. durchstr.] nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimahl geſchah dies; zu ſeinem Erſtaunen [wurde Olimpia Nathanael er gewahr daß ſie beſtändig ſitzen blieb durchstr.] blieb Olimpia bey jedem Tanze ſitzen, und er ermangelte daher nicht dann immer wieder ſie [zum Tanz durchstr.] aufzuziehn. [Die Studenten durchstr.] Hätte Nathanael außer der ſchönen Olimpia noch etwas anderes zu ſehen vermocht, ſo wäre allerley fataler Zank und Streit unvermeidlich geweſen, denn offenbar ging das halbleiſe mühſam unterdrückte Gelächter, was ſich [unter durchstr.] in dieſem, jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die ſchöne Olimpia, die ſie mit ganz kurioſen Blicken verfolgten, man konte gar nicht errathen, warum. Durch den Tanz und den reichlich genoßenen Wein erhizt, hatte Nathanael alle ihm ſonſt eigne Scheu abgelegt. Er ſaß neben Olimpia

ihre Hand in der seinigen, [und gestand ihr seine Liebe und sprach in hoch-entflammter Begeisterung in einer Sprache nur z. T. u. fälschlich durchstr.] begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er noch Olimpia. Doch diese vielleicht, den sie sah ihm unverrückt ins Auge, und seufzte einmahl über das andere: Ach! — Ach! — worauf denn Nathanael sprach: O Du herrliche himlische[r Stern durchstr.] Frau! Du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe — Du tiefes Gemüth in dem sich mein ganzes Seyn spiegelt, und noch mehr dergleichen, worauf denn Olimpia imer wieder seufzte: Ach! Ach! — Der Professor Spalanzani ging einigemahl bey den glücklichen vorüber, und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an. Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, als würd' es hinieden merklich finster, er schaute um sich, und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwey lezten Lichter in dem leeren Saal herniederbrennen und ausgehen wollten. [Trenun .. durchstr.] Längst hatten Musik und Tanz aufgehört. „Trenung — Trenung! — schrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpias Hand — er neigte sich zu ihrem Munde — eiskalte Lippen begegneten der seinigen Gluth [vor „seinigen" eingeschoben ohne weitere Streichung: Gluth der] — So wie, als er Olimpias kalte Hand berührte, fühlte er sich wie von innerm Grausen erfaßt — die Legende von der todten Braut ging ihm plözlich durch den Sinn — aber fest hatte ihn Olimpia an sich gedrückt, und in dem Kuß [erglüh .. auch Lebenswärme durchstr.] schien die Lippe zum Leben zu erglühen. [mit Entzücken fühlte er nun seinen Kuß erwiedert durchstr.] — Der Professor Spalanzani schritt nun langsamen [Schrittes durchstr.] durch den leeren Saal, seine Tritte hallten [wunderbar ganz seltsam durchstr.] hohl wieder, und seine Figur von flackernden Schlagschatten umspielt bekam ein grauliches gespenstisches Ansehen — „[Ewig Dein — Dein durchstr.] Liebst Du mich, liebst Du mich, — Olimpia — [mein Liebes .. murmelte Nathanael durchstr.] — Nur dies Wort! — Liebst Du mich?, so flüsterte Nathanael, aber Olimpia [sagte durchstr.] seufzte aufstehend bloß: Ach Ach! — Ja Ja — Du herrlicher Liebesstern bist mir aufgegangen, sagte Nathanael aufspringend. „Ach Ach! replizirte Olimpia fortschreitend — Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor: Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten, sprach dieser lächelnd: Nun nun! Lieber H. Nathanael: finden Sie Geschmack daran mit dem blöden Mädchen zu conversiren, so sollen mir Ihre Besuche wilkomen seyn. — Einen ganzen hellen strahlenden Himel in der Brust schied Nathanael von dannen. Spalanzanis Fest war [das Gespr .. durchstr.] der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles gethan hatte recht splendid zu erscheinen, so wußten doch lustige Köpfe von allerley [lustig ..

durchstr.] Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen das sich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtstarre, stumme Olimpia her, der man ihres schönen Äußern unerachtet totalen Stumpfsinn andichten und darin die Ursache finden wollte, warum sie Spalanzani so lange verborgen gehalten. Nathanael hörte das nicht ohne innern Ingrimm, indeßen schwieg er,: denn, dachte er: würde es wohl lohnen diesen Burschen zu beweisen, daß eben ihr eigner Stumpfsinn es ist, der [ihnen durchstr.] sie Olimpias tiefes herrliches Gemüth [zu durchstr.] erkennen, hindert? — „Thu mir den Gefallen Bruder! sprach eines Tages Siegfried: thu mir den Gefallen und sage mir, wie es Dir gescheuten muntren Kerl möglich war Dich in das [steinerne durchstr.] WachsGesicht und die Holzpuppe da drüben zu vergaffen. Nathanael wollte auffahren in wildem Zorn, schnell besann er sich und erwiederte: Sage Du mir Siegfried wie Deinem sonst das Schöne so klar auffaßenden Blick, Deinem regen Sinn Olimpias himlischer Liebreiz entgehen konte? — Doch eben deshalb habe ich [ursprünglich: dem Geschick sey es Dank] Dank sey es dem Geschick, Dich nicht zum Nebenbuhler, denn sonst müßte einer von uns beiden blutend fallen — Siegfried merkte wohl wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein, und fügte, nachdem er [zugestanden durchstr.] geäußert, daß in der Liebe niemahls über den Gegenstand zu rechten sey, hinzu: Wunderlich ist es doch, daß wir andern außer Dir über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie ist uns — nim es nicht übel Bruder! auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig sowie ihr Gesicht — sie könte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl — ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. — Ihr [Gang durchstr.] Schritt ist so sonderbar abgemeßen, [als wie durch den Gang durchstr.] das Gehen eines aufgezogenen Räderwerks bestimt. [Am Rande beigeschrieben: jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt zu seyn] Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Tackt der spielenden singenden Maschiene, und eben so ist ihr Tanz. — Uns allen ist diese Olimpia ganz unheimlich worden — wir möchten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns, als thue sie nur so wie ein lebendiges Wesen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandniß — Nathanael [ließ durchstr.] gab sich dem bittren Gefühl [anfangs: gab keinen Raum] das ihn bey diesen Worten Siegfrieds ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr seines Unmuths und sagte bloß sehr ernst: Wohl mag Euch, ihr kalten prosaischen Menschen Olimpia unheimlich seyn. Nur dem poetischen tiefen Gemüth entfaltet sich das gleichorganisirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken, nun erst in Olimpias Liebe finde ich mich selbst wieder — Euch mag es nicht recht seyn, daß sie nicht in platter Conversation faselt wie die andern

flachen Gemüther – Sie spricht wenig Worte das ist wahr, aber diese wenige Worte erscheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll hoher Liebe und Erkentniß des geistigen Lebens in der Anschauung des Ewigen Jenseits. — Doch für alles das habt ihr keinen Sinn und alles sind verlohrne Worte. „Behüte Dich Gott Herr Bruder sagte Siegfried sehr sanft, beinahe [leise und durchstr.] wehmüthig: aber mir scheint es, Du seyst auf bösem Wege — auf mich kanst Du rechnen, wenn etwa — Nein ich mag nichts weiter sagen. Dem Nathanael [schien es durchstr.] war es plötzlich, als meine es der kalte prosaische Siegfried sehr [gut durchstr.] treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich — [Am Rande bemerkt: Neuer Abschnitt].

Nathanael hatte rein vergeßen, daß es eine Clara in der Welt gäbe die er sonst geliebt – Die Mutter – Lothar – Alle waren aus seinem Gedächtniß verschwunden er lebte nur für Olimpia, bey der er täglich stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Simpathie, von [Wahlverwandschafft durchstr.] psychischer Wahlverwandschafft fantasirte, welches alles Olimpia mit großer Andacht zuhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Koffers holte Nathanael alles hervor was er jemahls geschrieben – Gedichte – Fantasien – Visionen – Romane. [und durchstr.] Das wurde täglich vermehrt mit allerley ins blaue [flie . . durchstr.] steigenden Sonnetten [und durchstr.] Stanzen und [andern durchstr.] Liedern, und das alles las er Olimpien vor stundenlang hintereinander ohne zu ermüden. Aber auch nie hatt' er eine solche [herrliche durchstr.] Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strikte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schooßhündchen [oder durchstr.] mit keiner Lieblingskatze – sie drehte keine Papierschnitzchen oder sonst was in der Hand – sie durfte kein Gähnen durch ein leises erzwungnes Husten bezwingen – kurz stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge ohne sich zu rücken und zu bewegen, und imer glühender imer lebendiger wurde dieser Blick – Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand und wohl auch den Mund küßte sagte sie „Ach – ach! – denn aber: Gute Nacht, mein Lieber! – O du herrliches – du tiefes Gemüth rief dann Nathanael auf seiner Stube, nur von Dir – von Dir werd' ich ganz verstanden. Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zusamenklang sich in seinem und Olimpias Gemüth [offenb . . durchstr.] täglich mehr offenbare, denn es schien ihm, als hätte Olimpia über sein Werk, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe ihre Stime [selbst durchstr.] aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn auch wohl seyn, denn mehr Worte, als vorhin sprach [nie durchstr.] Olimpia niemahls [und

durchstr.] erinnerte sich [selbst durchstr.] aber auch Nathanael in helleren nüchternen Augenblicken z. B. des Morgens gleich nach dem Erwachen, auch wirklich an Olimpias gänzliche Paßivität und Wortkargheit, so sprach er doch: Was sind Worte – Worte – Der Blick ihres himlischen Auges sagt mehr, als jede Sprache hinieden – Vermag denn überhaupt ein Kind des Himels, sich einzuschichten in den engen Kreis, den ein klägliches irrdisches Bedürfniß gezogen? [Am Rande die Notiz: Die Arie!] [Allen jungen Männern, die Olimpia sahen, [kam durchstr.] meinten übrigens einstimmig, sie würde täglich schöner und lebendiger und selbst der kalte Siegfried sagte: Bey Gott, ich glaube Herr Bruder! Du impfst ihr mit Deiner Liebe noch was weniges Verstand ein! O ihr erbärmliche Thoren! dachte Nathanael bey sich selbst, sagte es aber nicht laut, sondern schwieg lieber still. durchstr.] Profeßor Spalanzani schien hoch erfreut über das Verhältniß seiner Tochter mit Nathanael; er gab diesem allerley unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens, und als Nathanael [einmahl durchstr.] endlich es wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuspielen lächelte er mit dem ganzen Gesicht und meinte: Er werde Olimpia gänzlich freie Wahl laßen. – Ermuthigt durch diese Worte, brennen[de Sehnsucht und durchstr.]des Verlangen im Herzen beschloß Nathanael gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen das nur unumwunden in deutlichen Worten auszusprechen, was längst ihm ihr holder Liebesblick gesagt – daß sie sein eigen immerdar seyn wolle. [mit durchstr.] Er suchte nach dem Ringe, den ihm beym Abschiede seine Mutter geschenkt, um ihn Olimpien als Symbol seiner Hingebung, seines [Lebens durchstr.] mit ihr, [in der durchstr.] aufkeimenden und blühenden Lebens darzureichen. Claras, Lothars Briefe fielen ihm dabei in die Hände, er warf sie gleichgültig bey Seite fand den Ring, steckte ihn ein, und rannte herüber zu Olimpia.

Schon auf der Treppe, auf dem Flur vernahm er ein wunderliches Getöse, [das durchstr.] es schien aus Spalanzanis StudirZimmer herauszuschallen – ein Stampfen – ein Klirren – ein Schlagen gegen die Thüre – dazwischen Flüche und Verwünschungen – „Laß los – laß los – Infamer – verruchter! – Darum Leib und Leben daran gesezt? Ha ha ha – so haben wir nicht gewettet – ich – ich hab die Augen gemacht! – [Dumme durchstr.] Ich das Räderwerk – dumer Teufel mit deinem Räderwerk! – verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher – fort mit Dir – Satan – laß los – laß los – mir gehört die Maschiene – ha ha ha – Puppendreher – verzweifle – da da da – mein sind die Augen – ich reiße sie aus! – Es waren Spalanzanis, [und durchstr.] des gräßlichen Coppelius Stimen, die so durcheinander schwirrten und tobten – Hinein stürzte von nahmenloser Angst ergriffen Nathanael. Der Profeßor

hatte eine weibliche Figur bey den Schultern gepackt, der Italiäner Coppola bey den Füßen — sie zerrten und zogen sie hin und her in [vor] toller Wuth [schäumend durchstr.?] streitend um den Besitz — Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück als er Olimpia erkannte — aufflammend in wildem Zorn wollte [er durchstr.] sie [?] den Wüthenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick riß Coppola sich mit Riesenkraft drehend die Figur dem Professor aus den Händen, und versetzte in demselben Moment ihm [mit derselben durchstr.] mit der Figur selbst einen Schlag, daß er rücklings über einen Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, ElektrisirMaschienen standen, taumelte, [sodaß alles durchstr.] und fiel, so daß alles in tausend Stücke zusammenklirrte. — Nun warf Coppola die Figur über die Schulter [, daß durchstr.] und rannte mit [gellend .. durchstr.] fürchterlich gellendem Gelächter rasch fort die Treppe herab, so daß die häßlich [herüber durchstr.] herunterhängenden Füße hölzern klapperten und dröhnten! — Fest in den Boden gewurzelt stand Nathanael — nur zu deutlich hatte er gesehen, Olimpias Wachsgesicht hatte keine Augen — statt ihrer schwarze todte Höhlen — sie war eine leblose Puppe! — Spalanzani [lag durchstr.] wälzte sich [im Blute durchstr.] auf der Erde, [die Gläser zerbrochen durchstr.] Glasscherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zerschnitten, wie aus Springquellen strömte das Blut empor — aber er raffte seine Kraft zusammen — ihm nach — ihm nach, was zauderst du? Coppelius — Coppelius — mein bestes Automat hat er mir geraubt — zwanzig Jahr daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt — [die Augen — die Augen — er hat sie ge . . durchstr.] aber das Räderwerk — Gang — Sprache — Gesang — mein mein. — Die Augen die Augen — er — er — Dir gestohlen — Verdammter — Verdamter — ihm nach — hohl mir Olimpia — da da hast Du die Augen — Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anstarrten, die faßte Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. — Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen [hinein durchstr.] und fuhr hinein ins Innre zerreißend Sinn und Gedanken — Huy — huy — huy — Feuerkreis — Feuerkreis — dreh' dich Feuerkreis — dreh dich — dreh dich Holzpüppchen — Damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn getödtet, aber das [wüthende durchstr.] Getose hatte viele Menschen herbeygelockt, die drangen ein, [und durchstr.] rißen den wüthenden Nathanael auf und retteten so Spalanzani, der gleich verbunden wurde. Siegfried, so stark er war, vermochte nicht den Nathanael nicht [?] zu bändigen [?], der schrie mit fürchterlicher Stimme immerfort: Holzpüppchen dreh' dich — und schlug um sich mit geballten Faüsten. — [Man war genöthigt ihn zu binden durchstr.] Endlich gelang es mehreren ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden

warfen und banden, seine Worte gingen unter in entsetzlichem thierischen Gebrülle — So in gräßlicher Raserey tobend wurde er nach dem Tollhause gebracht! —

Ehe ich [weiter Dir durchstr.] , günstiger Leser! zu erzählen fortfahre, [wie es durchstr.] was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kan̄ ich Dir, solltest Du einigen Antheil an dem geschickten Mechanicus und AutomatenFabrikanten Spalanzani nehmen, versichern, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeßen die Universität verlaßen, weil Nathanaels Geschichte Aufsehn gemacht hatte, und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde vernünftigen Theezirkeln (Olimpia hatte sie mit Glück besucht) statt der lebendigen Person eine Holzpuppe aufzudringen. Juristen nanten es [einen feinen durchstr.] sogar einen feinen und daher [stär . . durchstr.] härter zu bestrafenden Betrug, weil kein Mensch (kluge Studenten ausgenom̄en) es gemerkt hatte, unerachtet jezt alle [klug durchstr.] weise thaten, und sich auf allerley Thatsachen beriefen, die ihrem feinen Sinne, als verdächtig aufgefallen. Sie brachten aber nichts gescheutes zu Tage, denn dafür war z. B. doch nicht zu achten, daß ein Elegant meinte, Olimpia habe gegen alle Sitte öfter genieset als gegähnt; ersteres sey aber das Selbstaufziehen des innern Triebwerks gewesen; merklich habe es dabey geknarrt u. s. w. Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, und sagte die Dose zuklappend: feyerlich [?]: HochzuVerehrende Herrn! merken sie denn nicht wo der Hase im Pfeffer liegt? — Das ganze ist eine [sattsam ausgeführte durchstr.] Allegorie eine fortgeführte Metapher [verbessert aus: ein fortgeführtes Gleichniß]. Sie verstehen mich — *Sapienti sat!* — [Die Hochzuver . . durchstr.] Aber viele von den hochzuverehrenden Herrn beruhigten sich [aber durchstr.] nicht dabey, die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt, und es schlich sich ein in der That abscheuliges Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nur ganz überzeugt zu [seyn durchstr.] werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde nun verlangt, daß die Geliebte manchmahl etwas taktlos singe und tanze, daß sie selbst beym lesen strike, sticke u. s. w. vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmahl [mehr spreche durchstr.] in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und [Sprechen durchstr.] Empfinden als unerläßlich voraussetze. Das Liebesbündniß vieler wurde fester und dabey anmuthiger, andere gingen dagegen leise auseinander: man kan̄ wahrhaftig nicht dafür stehen, sagte dieser oder jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemahl geniest, um dem Verdacht jenes Elegants, der sich verbreitet, zu begegnen. — Spalanzani mußte also fort um der CriminalUntersuchung wegen, der [Gesell . . . durchstr.] menschlichen Gesellschaft eingeschobenen Automats zu entgehen, auch Coppola ließ

sich nicht mehr sehen. Am Ende war es doch wohl der gräßliche Sandmann Coppelius. —

[Als durchstr.] Nathanael erwachte wie aus schwerem fürchterlichen Traum, er schlug die Augen auf, und fühlte, wie ein unbeschreibliches WonneGefühl mit sanfter aber himlischer Wärme ihn durchströmte [verbessert aus: fühlte sich von unbeschreiblichem WärmeGefühl sanft aber himlisch erwärmt]. [Clara hatte durchstr.] Er lag in seinem Zimer in des Vaters Hause auf dem Bette, Clara hatte sich über ihn hingebeugt, und unfern standen die Mutter und Lothar! — „Endlich, endlich! — o mein Herzgeliebter Nathanael — nun bist Du genesen von schwerer Krankheit, nun bist Du wieder mein! — So sprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme, aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen Thränen aus den Augen und er stöhnte tief auf: Meine — Meine Clara. — Siegfried, der bey dem Freunde ausgeharrt in großer Noth [verbessert aus: der den Freund in großer Noth nicht verlaßen] trat hinein. — Nathanael reichte ihm die Hand: Du treuer Bruder hast mich doch nicht verlaßen! — Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden, bald erkräftigte sich Nathanael in der sorglichen Pflege der Mutter — der Geliebten — der Freunde. Das Glück war unterdeßen in das Haus eingekehrt, denn ein alter karger Oheim, [war gestorben durchstr.] von dem niemand was gehofft war gestorben und hatte der Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen und ein schuldenfreyes Gütchen vier [?] Meilen von der Stadt hinterlaßen. Dort wollten sie hinziehen, die [Nathanael durchstr.] Mutter, Nathanael mit seiner Clara, die er nun zu heyrathen gedachte und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden als er je gewesen, und erkante nun erst recht Claras himlisch reines herrliches Gemüth. Niemand erinerte ihn auch nur durch den leisesten Anklang an die Vergangenheit, nur als Siegfried von ihm schied [verbessert aus: scheidend die Hand drückte], sprach Nathanael: Bey Gott Bruder! — ich war auf schlimen Wege — aber zu rechter Zeit [führ . . durchstr.] leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad — ach — es war ja Clara — Siegfried ließ ihn nicht weiter reden, aus Furcht, tief [?] verletzende Erinnerungen möchten zu hell und flamend aufgehen — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menschen, die Mutter, Nathanael Clara und Lothar nach dem Gütchen reisen wollten um sich umzusehen in der Wirthschafft. Zu Mittagsstunde gingen sie durch die Straßen der Stadt sie hatten manches eingekauft — der hohe Burgthurm warf seinen Riesenschatten über den Markt: „Ey sagte Clara: steigen wir doch einmahl noch herauf und schauen in das ferne Gebürge hinein. Gesagt — gethan. Beyde, Nathanael und Clara stiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, dem es nicht gemüthlich war die

vielen Stufen zu erklettern wollte . . . unten warten. — Da ſtanden die beiden liebenden Arm und [!] Arm auf der Gallerie, und ſchauten hinein in [die] duftigen Waldungen, und [ſahen durchstr.] verfolgten mit ſehnſüchtigem [??] Blick . . ., wie der Strom in ſilbernen [Schlangen durchstr.] Windungen ſich durch die Blumenflure ſchlängelte „Was mag das für ein kleines [weißes Häuschen durchstr.] graues Thürmchen ſeyn, was dort liegt — ach — es bewegt ſich ja — ſchau doch hin Nathanael? — Nathanael faßte mechaniſch nach der Seitentaſche — er fand Coppolas Perſpektiv — er ſchaute ſeitwärts, [er faßte durchstr.] Clara ſtand vor dem Glaſe. — Da glühte und zuckte es in ſeinen Pulſen und Adern — Feuerſtröme glühten [auf durchstr.] und ſprühten durch die rollenden Augen — gräßlich brüllte er auf wie ein gehetztes Thier, aber dann ſprang er hoch [auf durchstr.] in die Lüfte und ſchrie in ſchneidendem Ton, entſetzlich dazwiſchen lachend: Holzpüpchen dreh' dich — Holzpüpchen dreh dich — Und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte ſie hinabſchleudern [verbessert aus: hinüberſchleudern übers Geländer], aber Clara krallte ſich in verzweifelter Todes-Angſt feſt an das Geländer — Lothar hörte ihr Geſchrey, eine gräßliche Ahnung durchflog ihn — er rante herauf — die Thüre der zweiten Treppe war verſchloßen, Claras Jamergeſchrei hallte — ſtärker — und ſtärker — Unſinnig vor Wuth [Entſetzen durchstr.] und Angſt [ran . . durchstr.] ſchlug er dagegen — ſie wich ſeinem [kräftigen durchstr.] verdoppelten Stoßen — Matter tönten Clara's Laute — herauf imer fort herauf — auch die Thür zur Gallerie war verſchloßen — Hülfe — Rettung — Hülfe Hülfe — So erſtarb beinahe Claras Rufen [verbessert aus: — beinahe erſtarben ſchon Claras Todeslaute] — Sie iſt hin — Sie iſt hin — gemordet vom Raſenden — ſo ſchrie Lothar — die Verzweiflung gab ihm Rieſenkraft — mit voller Stärke [verbessert aus: ganzem Leibe] gegen die Thür drängend riß er ſie aus den Angeln — Gott im Himel! — Nathanael hatte Claras rechte Hand losgemacht vom Geländer [ihr durchstr.] ſie hing [über dem Geländer durchstr.] . . . . . [?] — das Kleid flatterte in den Lüften — aber in dem Augenblick faßte mit der einen Hand Lothar die Schweſter und ſchlug mit geballter Fauſt dem [Nathanael durchstr.] dem raſenden Nathanael ins Geſicht daß er zurückprallte — Mit der Schnelligkeit des Blitzes rannte Lothar die ohnmächtige [Schweſter durchstr.] Clara in den Armen [hinunter durchstr.] herab. Sie war gerettet —

Nun raste Nathanael herum auf der Gallerie, da rief eine widerwärtige Stime [herauf durchstr.] von unten herauf: Ey Ey — kleine Beſtie — willſt Augen machen lernen — wirf mir Dein Holzpüpchen zu! — wirf mir Dein Holzpüpchen zu — es war das klein grau Thürmchen, was Clara geſchaut — aber nicht ein Thürmchen — der Advokat Coppelius ſtand unten

am Thurm und ſchaute und rief ſo herauf [verbessert aus: und ſchaute herauf und rief]. — Nathanael erblickte den Coppelius und lachte: ha ha ha — Sköne Oke — Sköne Oke — Kauf ſie Dir ab — Kauf ſie Dir ab — Kom̄' ſchon — Kom̄ ſchon! — Und damit ſprang er über das Geländer! —

Als [er durchstr.] Nathanael mit zerſchmettertem Gehirn [unten durchstr. auf der Straße durchstr.] auf dem Steinpflaſter lag, war Coppelius unter den Menſchen, die ſich um den Todten verſam̄elten, verſchwunden.

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara geſehen haben, wie ſie mit einem freundlichen Manne Hand in Hand vor der Thüre eines ſchönen Landhauſes ſaß, und vor ihr her zwey muntre goldlockigte Knaben ſpielten. Es wäre daraus zu ſchließen, daß ſie das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitren, lebensluſtigen Sinn zuſagte und das ihr der im Innern zerrißene Nathanael niemals gewähren konte.

Vorstehendes Manuskript des „Sandmanns“ (in Quart, 16 Blatt = 32 vollgeschriebene Seiten, wovon ein Blatt, S. 1—2, fehlt, in grünes Glanzpapier gebunden) giebt uns offenbar die erste Niederschrift der Erzählung. Das zeigen schon rein äusserlich die zahllosen Korrekturen und die flüchtige Handschrift, wovon ich eine Probe als Beigabe dem Bande einfügen lasse. Über die stofflichen Abweichungen vom Druck gebe ich in der Einleitung Rechenschaft. — Bei der diplomatisch getreuen Wiedergabe des Manuskriptes für die Lesarten ergaben sich, da die Übersichtlichkeit nicht beeinträchtigt werden sollte, Schwierigkeiten, die nur durch eine Vereinfachung des Systems überwunden werden konnten. So wurden blosse Einschiebsel in einen Satz gar nicht vermerkt, ebenso nicht unterschieden, ob der Satz noch vor seiner Beendigung oder erst später korrigiert wurde, was sich in jenem Falle dadurch feststellen lässt, dass die Änderung in der Zeilenreihe unmittelbar nach den durchstrichenen Worten folgt, in diesem Falle dadurch, dass die Verbesserungen über die Reihe oder an den Rand geschrieben sind. Bei der sichtlichen Eile dieser ersten Niederschrift sind viele Worte, besonders Adjectiva, nicht ausgeschrieben; obwohl es an einigen Stellen probeweise angedeutet wurde, habe ich hier stillschweigend die Endungen angehängt. Bei manchen Partien, da wo die Fantasie des Autors besonders thätig, vermochte offenbar die Feder den sich drängenden visionären Bildern nicht zu folgen, hier wird das Manuskript häufig ganz unleserlich (so z. B. am Schluss). — Ich habe nun bei der Wiedergabe auch alle Irrtümer, falsche Schreibungen, fälschlich durchstrichene oder stehengebliebene Worte (was man leicht als eine Flüchtigkeit des Herausgebers deuten könnte) über-

nommen, um das Charakteristische einer Hoffmannschen Handschrift, von denen wir so verschwindend wenige besitzen, durchaus zu wahren. Da wo die Durchstreichungen ganz uninteressant waren, habe ich sie nicht vermerkt, jedoch ist dies nur in wenigen Fällen geschehen. Majuskel und Minuskel sind in der Handschrift besonders bei b, d und k schwer oder gar nicht zu unterscheiden, die Ortographie ist unregelmässig, ei und ey werden nebeneinander gebraucht ebenso die Substantivendung — schaft und schafft, wie bei Wissenschafft. Eigennamen und aus fremden Sprachen herübergenommene Worte sind bald mit deutscher bald mit lateinischer Schrift geschrieben. Über die Schreibung Hoffmanns gebe ich im letzten Bande der Ausgabe eine Abhandlung.

Es folgen nun die Lesarten der Originalhandschrift des „Ignaz Denner", dessen Charakteristik ich wieder an den Schluss setze.

Überschrift: Jgnaz Denner.] Der Revierjäger. *H* 43 Z. 2 v. o. verfloßener *H* Z. 7 v. o. dem Königreich fehlt *H* Z. 8 v. o. Klugheit verbessert aus Kühnheit *H* Z. 9 v. o. errettet hatte. *H* Z. 9. v. o. bis 9 v. u. Jn dem Wirtshauſe — machen durfte.] Jn Neapel begab es ſich, daß ein armes bildſchönes Mädchen, die als eine Waiſe von dem Hauswirth aufgenomen, gar hart behandelt und zu den niedrigſten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde ſolche Liebe zu dem jungen Andres [faßte durchstr.], der ſie, ſo gut er ſich verſtändlich machen konte, mit troſtreichen Worten in ihrem Elend aufrichtete, faßte, daß ſie nie mehr ſich von ihm trennen, ſondern ihm folgen wollte in das kalte Deutſchland. Der Graf von Bach wurde von Andres Bitten und den Thränen der Giorgina gerührt und erlaubte, daß ſie ſich zu dem Geliebten Andres auf den KutſchenBock ſetzen und ſo die beſchwerliche Reiſe nach Deutſchland machen [kon . . durchstr.] durfte *H* Z. 9 v. u. Gränze *H* Z. 7 v u. dann] denn *H* Z. 5 v. u. da verbessert aus indem *H* Z. 2 v. u. Holzdiebe; ſtatt *H* 44 Z. 4 v. o. geringen] wenigen *H* Z. 6 v. o. oft danach durchstrichen in einer Nacht *H* Z. 7 f. v. o. er mochte — wollte] verbessert aus ſo ſehr er mit ſeinem Knecht auf der Hut ſeyn, ſoviel er davon weghetzen und wegſchießen mochte *H* Z. 8 f. v. o ſo daß — vereitelt ward.] und ſo ward [oft durchstr.] bisweilen in einer Nacht auch die lezte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt. *H* Z. 9 bis 13 v. o. Dabei — ſtellten ſie ihm] Dabey war ſogar ſein Leben in ſteter Gefahr, denn da er jeder Lockung der Freyſchützen und Holzdiebe, gingen ſie auch liſtig genug dabey zu Werke [verbessert aus ſie mochten auch noch ſo liſtig dabey zu Werke gehen], als ein wacker fromer Mann widerſtand und lieber darben als ungerechtes Gut an ſich bringen wollte, [vielmehr durchstr.] dagegen getreulich und tapfer ſein Amt verwaltete und den Böſewichtern manchen Fang vereitelte, ſo ſtellten ihm dieſe *H* Z. 17 v. o. bräunliche davor

durchstr. etwas *H* Z. 16 v. u. in fahles] in ein fahles *H* Z. 12 v. u. und schlich davor noch nahm die Büchse von der Wand *H* murmelnd] leise murmelnd *H* Z. 11 v. u. Forst, dann *H* Z. 14 bis Z. 11 v. u. Oft — betete] verbessert aus Oft wenn sie in mondheller Nacht erwachte und sie hörte wie in der Ferne Schüße durch den Wald krachten, wie die Doggen anschlugen und heulten, wenn denn der Mann leise sich vom Lager erhob, die Büchse von der Wand nahm und nun mit dem Knecht leise murmelnd hinausschlich, da betete *H* Z. 8 v. u. Giorgina endlich] endlich Giorgina *H* Z. 6 v. u. ihr Ende] ihren Tod *H* Z. 3 v. u. guckte verbessert aus stand *H* Z. 2 v. u. Luft; er *H* Z. 1 v. u. geübter] guter geübter *H* 45 Z. 1 v. o. das Wild, welches] noch das Wild was *H* Z. 4 v. o. dumpfen lautlosen *H* Z. 5 v. o. nicht] kaum *H* Z. 6 v. o. verschmachten] auch sterben *H* ging verbessert aus war . . . gegangen *H* Z. 8 v. o. herbey zu schaffen, kein *H* menschlich tröstend *H* Z. 10 v. o. schneidenden danach noch schauerlichen *H* Z. 13 f. v. o. Fußtritte, er *H* Z. 16 v. o. heftig, es *H* Z. 17 v. o. Thür] Thüre *H* hagrer *H* Z. 16 v. u. in grauem] im grauen *H* Z. 15 v. u. irre verbessert aus fehl *H* Z. 14 v. u. gegangen, der *H* Z. 13 v. u. Wetter, möchtet *H* Z. 7 bis 5 v. u. meinem armen — herbeibringen.] verbessert aus da meinem armen kranken Weibe es selbst daran mangelt und erst mein Knecht, den ich nach Fulda geschickt am späten Abend etwas herbeybringen wird. *H* Z. 2 v. u. trug, er *H* 46 Z. 1 v. o. Bette *H* in bewußtlosem] wie in einem ohnmachtähnlichen *H* Zustande, der *H* Z. 3 v. o. ihre Hand] ihren Arm *H* Z. 5 v. o. Ach Gott — ach Gott *H* Z. 8 v. o. Mittel, das zugleich reizt und stärkt] reizendes und zugleich stärkendes Mittel *H* Z. 9 v. o. Kaufmann danach durchstrichen und komme jezt eben von Frankfurt *H* Z. 10 v. o. Arzeneywißenschafft *H* Z. 12 v. o. sein Kistchen] seine Kiste verbessert aus die *H* Z. 13 v. o. eine Phiole] ein Fläschchen *H* dunkelroten verbessert aus braunen *H* Z. 15 v. o. geschliffne *H* köstlichen Rheinweins] köstlichen alten Rheinweines *H* Z. 15 v. u. Heiliger danach noch selbst *H* ihm] verbessert aus um ihm Z. 14 bis 11 v. u. bringen. Anfangs — hingezogen.] bringen, und so sehr ihn Anfangs der stechende falsche Blick des Fremden, der, unerachtet die tief eingefurchten Züge seines Gesichts von ziemlichen Alter zeugten, sich kräftig und rasch bewegte, abschreckte, so [fühlte er sich durchstr.] wurde er doch zulezt durch seine sorgliche Theilnahme, durch die augenscheinliche Hülfe, die er Giorginen leistete, zu ihm hingezogen. *H* Z. 9 v. u. angedeihen] habe angedeihen *H* Z. 8 v. u. sei fehlt *H* nicht] nie *H* Z. 1 v. u. beten; was *H* 47 Z. 1 v. o. verschaffen? Ist] verschaffen, denn ist *H* Z. 3 v. o. soll ich — Gütern] ist es mir aber noch in dieser Welt beschieden zu Gütern zu *H* Z. 4 v. o. ich] ich nur *H* Z. 6 v. o. wohl] wohl so *H* Z. 11 v. o. gestärkt danach noch und munter *H* Z. 13 v. o.

Haus; der *H* Z. 14 v. o. indeſſen] auch indeßen *H* er es vermochte] es gehen wollte *H* Z. 16 v. o. ſollte] mußte verbessert aus ſollte *H* Z. 17 v. o. ſah danach durchstrichen wohl *H* Z. 15 v. u. ſpäter Abend] ſpäte Nacht verbessert aus ſpäter Abend *H* Z. 12 v. u. geſchah. Andres] geſchah, und Andres *H* Z. 11 v. u. bemerkte] ſah *H* Z. 10 v. u. Giorginens *H* Z. 9 v. u. ihrem Bette verbessert aus dem Bette Giorgina's *H* Z. 8 v. u. Arzeney *H* Z. 6 v. u. geworden. Andres] worden, Andres *H* Z. 5 v. u. recht aus der Fülle *H* Herzens, auch *H* Z. 4 v. u. inbrünſtiges] inbrüſtiges Schreibfehler? *H* Z. 3 v. u. lebhafte *H* 48 Z. 1 v. o. andre *H* Z. 2 v. o. Arzeneymitteln *H* Z. 4 f. v. o. der Noth die im Hauſe herſche unerachtet *H* Z. 5 v. o. aufgenommen verbessert aus aufgenommen habe *H* Z. 8 v. o. hinreichte] geben wollte *H* Z. 11 v. o. weitläuftigen wilden *H* Z. 12 v. o. das] das doch *H* Dankes wert] Danks werth danach durchstrichen zu seyn *H* Z. 16 v. o. rettetet; ach *H* Z. 13 f. v. u. annehmen; [denn durchstr.] ihr *H* Z. 10 v. u. vorigen] vorigen kläglichen *H* Z. 8 v. u. verzeiht es danach durchstrichen mir *H* Z. 7 f. v. u. darf. Dieſe] dürfe, und dieſe *H* Z. 6 f. v. u. meines Schutzheiligen] des Heiligen dem ich meine Seele empfohlen *H* Z. 1 v. u. Arzeney *H* 49 Z. 9 v. o. Giorginen *H* Z. 11 v. o. hatte fehlt *H* Z. 12 v. o. Augen danach noch an *H* Z. 13 f. v. o. die hellen — herab.] Sie lächelte und dabey [liefen durchstr.] ſchoßen ihr die hellen Thränen über die Wangen herab. Geändert aus dem gestrichenen Satz: ein Thränenſtrom .. machte endlich ihrem gepreßten Herzen Luft. *H* Z. 15 f. v. o. könnet — da] kön̄t um ſo mehr meine Gabe getroſt annehmen, als *H* Z. 17 v. o. mitteile. Geſtehen will ich Euch] mittheile; denn ich muß nur geſtehen zuerst: Euch nur ſagen *H* Z. 13 v. u. nähre. Ich *H* Z. 11 v. u. den — treibe] ſeit vielen Jahren *H* Z. 8 f. v. u. köſtliche — Steine] verbessert aus köſtliche Steine, die zum Theil noch im grauen Alterthum geſchnitten ſind *H* Z. 5 v. u. noch lange nicht] kaum *H* Z. 4 v. u. ſchenkte verbessert aus gab *H* Z. 3 v. u. Geld danach noch auch *H* 50 Z. 1 v. o. ab. Indeſſen habe ich] ab; ich habe indeßen *H* Z. 3 v. o. anmutig verbessert aus angenehm *H* Z. 5 bis 9 v. o. Ihr werdet — gehe.] Ihr werdet daher in den Fall kom̄en mich jährlich zweymal nehmlich zu Oſtern wenn . . . . . gehe, bey Euch eintreffen zu ſehen. *H* Z. 11 v. o. bei Euch fehlt *H* Z. 14 v. o. mir danach noch nur *H* Z. 15 v. o. zu behalten verbessert aus bey Euch zu bewahren *H* Z. 16 v. o. will ich danach noch es *H* Z. 16 v. u. empfehlen] anempfehlen *H* Z. 11 v. u. fordere verbessert aus verlange *H* Z. 10 v. u. verlange davor noch von Euch *H* Z. 9 v. u. jetzt] eben jezt *H* Z. 2 v. u. bis 51 Z. 1. v. o. nicht recht geheuer. Euch — gefährdet werden.] nicht geheuer, und ſo wenig man Euch als einen Jägersmann aus Gegend etwas anhaben wird, ſo könte ich

doch als ein einſamer Wandrer gefährdet werden. *H* Z. 6 f. v. o. reicheren Gewinnſt — Wie] reichere Beute als ſie dort finden konten, verſprachen, und wie *H* Z. 10 v. o. könnet *H* Z. 12 v. o. bereit dem Fremden alles zu erfüllen was er von ihm verlangte *H* Z. 14 v. o. fertig verbessert aus bereit *H* zuerst Doppeltbüchſe *H* Doppelbüchſe lud, ſeinen tüchtigen Hirſchfänger umſchnallte *H* Z. 12 v. u. reichen verbessert aus ſchönſten *H* wunderſchön davor noch in der That *H* Z. 10 v. u. in] wie in *H* Z. 8 v. u. Lüſternheit davor noch kindiſche *H* Z. 6 v. u. anſtehen. Nehmt] anſtehen und kleiden, nehmt *H* Z. 3 f. v. u. als das — vorkommt.] als all' die funkelnden Steine und blitzenden Goldperlen die mir recht eitel und trügeriſch vorkom̄en. danach Der Fremde er . . durchstr. *H* 52 Z. 1 v. o. Weibe davor noch lieben *H* Z. 3 v. o. herauszuputzen nachgestellt nach ſind (Z. 4 v. o.) *H* Z. 4. v. o. ſind. Wißt] herauszuputzen; wißt *H* Z. 6 v. o. zukomme] zukom̄t *H* Z. 7 v. o. behaupten; Euer *H* u. f. ſo herauszuputzen verbessert aus zu ſchmücken *H* Z. 10 v. o. ſprach] ſagte *H* Z. 11 v. o. führt nicht verbessert aus nicht ſolche . . . . zu führen *H* Z. 13 v. o. weltlichen *H* Z. 15 v. o. um alle] und *H* werde verbessert aus wird *H* Z. 17 v. o. zurückkomt; aber *H* nun] nur *H* Z. 14 v. u. dann] alsdann *H* Z. 12 v. u. Euch] auch *H* Z. 10 v. u. ein Kauf und Handelsmann; ich *H* Z. 9 bis 6 v. u. Verwandte — haben.] Verwandte, die ich aber keinesweges lieben und achten [verbessert aus weder lieben noch achten] kan, da ſie ſich, als ich noch arm und bedürftig war, gar nicht um mich gekümert, wohnen im Walliſer Lande. *H* Z. 4 v. u. beide, Ihr und verbessert aus ihr ſowohl als *H* Z. 3 f. v. u. jenem Fall] dem Fall, wenn ich binnen den drey Jahren verhindert ſeyn ſollte zu Euch zurückzukehren, *H* Käſtchen] Kiſtchen *H* mit] mit den *H* 53 Z. 2 v. o. ſollte, er *H* Z. 4 v. o. und verſicherte] indem ſie verſicherte *H* Z. 9 v. o. ſeinige, das *H* Z. 10 v. o. kräftigen] robuſten *H* Z. 14 v. o. ſchon vorgestellt vor darauf (Z. 13 v. o.) *H* und] ſondern *H* Z. 16 v. u. noch vorgestellt vor beim *H* Z. 14 v. u. es ihr] ihr es *H* ohnedies] ohnedem *H* Z. 13 v. u. Beluſtigung verbessert aus Luſt *H* Z. 9 v. u. finſteren *H* Z. 2 v. u. dem Gebüſch] den Büſchen *H* 54 Z. 1 v. o. nicht das mindeſte] hier nichts *H* Z. 2 v. o. geſprochen] ausgeſprochen *H* Z. 3 v. o. von] vor *H* Z. 5 v. o. heraustrat] trat *H* Z. 6 v. o. der davor noch und *H* Z. 7 v. o. verlor ſich] verſchwand *H* Z. 7 f. v. o. waren — heraus,] traten ſie aus dem Walde und befanden ſich *H* Z. 9 v. o. herzlich] recht von Herzen *H* ſprach] ſagte *H* kehrt verbessert aus geht *H* Z. 11 v. o. zieht] geht *H* ruhig davor durchstr. nur *H* Z. 12 v. o. kümern, thut *H* Z. 13 v. o. bemerktet] erblicktet *H* Z. 17 v. o. ſchien, er *H* Z. 15 v. u. Forſt verbessert aus Wald *H* Z. 14 v. u. wohlbehalten] glücklich *H* Z. 13 v. u. Haus danach durchstrichen zurück *H* Z. 12 v. u. voll Freude] froh und freudig *H*

Z. 10 v. u. die kleine Haushaltung verbessert aus der kleine Haushalt *H* Z. 9 v. u. Giorgina verbessert aus seine Frau *H* genesen verbessert aus hergestellt *H* Z. 4 v. u. aus davor noch wie *H* schienen] waren *H* Z. 4 f. v. u. seinem Posten ruhig vorstehen] ruhig seinen Posten verwalten *H* Z. 3 v. u. konte; auch *H* 55 Z. 2 v. o. so] eben so *H* wie] als *H* Z. 2 f. v. o. erstemahl, indem er versicherte, daß es nun einmahl seine Absicht sey sie in Wohlstand u. s. w. *H* Z. 5 f. v. o. sie gestand — gearbeiteten] ja sie wagte es nun dem Andres zu gestehen wie der Fremde sie heimlich mit einer schönen zierlich gearbeiteten *H* Z. 11 v. o. Thüre *H* Z. 15 v. o. nun danach noch freylich *H* Z. 16 v. o. hatte] habe *H* Z. 16 f. v. o. seine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.] seiner Giorgina wahrhafte innige Freude zu verursachen. *H* Z. 9 f. v. u. keineswegs, ja ich werde oft auf unerklärliche Weise von innern Vorwürfen gemartert, es ist mir, ob *H* Z. 4 v. u. einer kräftigen Speise] einem kräftigen Eßen *H* Z. 3 v. u. aber] es indeßen *H* 56 Z. 1 v. o. geringen] schlechteren *H* Z. 2 v. o. uns mitbringt.] mitbringt und da läßt. *H* Z. 5 f. v. o. anzuschauen vermag] ins Auge schaut verbessert aus ins Auge schauen kan̄ *H* Z. 7 v. o. dann] denn *H* unseren *H* Z. 8 v. o. Reden davor noch fro͞men *H* Z. 8 f. v. o. mich eiskalt überläuft] mir eiskalt wird *H* Z. 9 v. o. nur nicht meine innern Gedanken wahr werden] mich nur meine in̄eren Gedanken taüschen *H* Z. 12 v. o. seine künstliche Schlingen *H* Z. 17 v. o. gelernt danach durchstr. habe *H* widriger] zurückstoßender *H* Z. 16 v. u. waren, Andres *H* Z. 14 bis Z. 10 v. u. Der Fremde — geworfen und] Als der Fremde zum drittenmahl bey Andres einsprach, war sein Knabe, ein wunderschönes Kind, ganz das Ebenbild der Mutter gerade neun Monathe alt. Giorgina hatte ihn ganz [fantastisch durchstr.] wunderlich und sonderbar herausgepuzt [und durchstr.] sich selbst in ihre liebe neapolitanische Tracht geworfen, und um den Geburtstag des Kleinen recht zu feyern *H* Z. 8 v. u. fröhlich] so fröhlich *H* Z. 7 v. u. solch] solchen *H* verständigen davor noch klugen *H* Z. 5 v. u. besonderen *H* Z. 4 f. v. u. es gehörig zu erziehen.] ihm die gehörige Erziehung zu geben. — *H* Z. 2 v. u. verwerfen wollen, unerachtet ihr bedenken möchtet] anfänglich verwerfen, wiewohl ihr zu bedenken hättet *H* 57 Z. 2 v. o. Zuneigung und Liebe [zuerst: Liebe und Zuneigung] *H* Z. 3 v. o. von] bey *H* Z. 4 v. o. ehrbaren verbessert aus würdigen *H* Z. 6 v. o. euerm] dem *H* einer großen Last frei; doch] eine große Last los und mir macht ihr Wohlbehagen und Freude. Doch *H* müßet *H* Z. 7 v. o. schnell] rasch *H* Z. 9 v. o. dann] aber seinetwegen verbessert aus des Kindes wegen *H* Z. 11 v. o. hatte fehlt *H* drückte es danach noch heftig *H* Z. 13 v. o. sprach] sagte *H* Frau] Giorgina *H* Z. 14 v. o. auch ich verbessert aus ich auch *H* Z. 6 v. u. lange] noch lange *H* 58 Z. 2 v. o. zuerst: glücklich und reich *H* machte.

Seid] machen wollte, seyd *H* Z. 3 v. o. nicht damit] damit nicht *H* Z. 5 v. o. worden fehlt *H* Z. 6 v. o. strebte verbessert aus bestrebte sich *H* sichtlich danach noch darnach *H* Z. 8 v. o. seiner verbessert aus der *H* Z. 9 v. o. gesagt danach durchstrichen hatte *H* Z. 15 v. o. nehmen. Er war nach seiner Art] nehmen, vielmehr war er nach seiner Art so *H* Z. 16 f. v. u. Andres in Verwahrung gegeben] fortwährend bey Andres stehen laßen *H* Z. 15 v. u. sie danach noch denn *H* Z. 14 v. u. Denner] er *H* Z. 13 v. u. dieser weinte und sträubte sich aber *H* Z. 11 v. u. seinen] den *H* Eltern verbessert aus Aeltern *H* Z. 10 v. u. Zwei Jahre Hier beginnt in der Handschrift ein neuer Abschnitt. Z. 10 bis 7 v. u. nun — genoß.] nun den Andres auf seinen Wanderungen besucht und dieser mußte sich eingestehen daß die Zeit und die Gewohnheit so viel über ihn vermocht hatte, daß die Scheu [gegen durchstr.] das Mißtrauen wider den Fremden, wider seine Wohlthaten endlich nachgelaßen, so daß er seinen Wohlstand in Ruhe und Heiterkeit genoß. *H* Z. 6 v. u. Denner] der Fremde *H* Z. 4 f. v. u. Tür — Namen.] Thüre und es war ihm als riefen mehrere rauhe Stimen seinen Nahmen. *H* Z. 3 f. v. u. aus dem Bette] auf *H* 59 Z. 1 v. o. ungebetene danach noch tobende *H* Z. 2 v. o. Denners] Ignaz Denners *H* Z. 3 v. o. Als — Hausthür] Mit dem Licht ging er nun heraus und als er die Hausthüre *H* Z. 4 v. o. äußerte] meinte *H* Z. 6 v. o. meinte] versicherte *H* den Andres davor noch er nur allein gekomen und *H* Z. 8 v. o. als er danach durchstrichen nun *H* Z. 9 v. o. Anzug verbessert aus Tracht und Kleidung *H* Z. 11 v. o. und verbessert aus mit *H* Gurt] Gürtel *H* Z. 12 v. o. ein] das *H* Z. 14 v. o. Augenbraunen *H* Z. 15 v. o. schwarz fehlt *H* Lippen *H* Z. 16 v. o. Andres! Hier beginnt in der Handschrift ein neuer Abschnitt. sprach verbessert aus sagte *H* Z. 17 v. o. Andres fehlt *H* Z. 16 v. u. da fehlt *H* wünschtest verbessert aus sagtest *H* Z. 14 v. u. erfüllt] erreicht *H* Z. 13 v. u. gekommen] da *H* Z. 11 v. u. Büchse danach noch und Deinen Hirschfänger *H* Z. 9 v. u. der davor durchstrichen seiner Worte eingedenk *H* Z. 5 v. u. ruhig sein danach noch mein Freund *H* 60 Z. 1 v. o. nur immer] immer ruhig *H* Z. 3 v. o. Hab ich denn jemahls es mit Euch böse gemeint, habe *H* Z. 4 v. o. mich danach noch auch *H* euch Gutes erzeigt] Gutes mit Euch im Sinn gehabt *H* Z. 7 v. o. sich vorgestellt vor Denner (Z. 6 v. o.) *H* Z. 8 v. o. deine Zusage] Dein Versprechen *H* Z. 10 v. o. herausschritt] hinausschritt *H* sprach] sagte *H* Z. 12 v. o. wohl nachgestellt nach mir *H* Z. 13 v. o. liefe] wäre *H* Z. 15 v. o. waren danach noch mitten *H* Z. 17 v. o. der Ton] der schneidende Ton *H* Z. 12 v. u. Das ist ja wohl] ist das *H* Z. 11 v. u. nicht wahr fehlt *H* 61 Z. 1 v. o. räume] verlaße *H* dies] dieses *H* Z. 2 v. o. bekommst den] erwartest Deinen

H Z. 3 v. o. es fehlt *H*. Z. 3 bis 5 v. o. ſelbſt — hat.] mit Deiner Rotte es biſt der hier in der Gegend Raub und Mord verübt *H* Z. 5 v. o. fort] von dannen *H* Z. 9 v. o. längſt ſchon] ſchon längſt *H* Z. 12 v. o. dafür vorgestellt vor arbeiten *H* Z. 15 v. o. ziehen] gehen *H* Z. 16 v. o. bis 16 v. u. Knaben. Doch — dürfen.] Knaben — doch glaube ich, daß ich dieſe Maaßregel die nur die Folge Deiner [Hartnäckigkeit durchstr.] Halsſtarrigkeit ſeyn würde, nicht zu ergreifen nöthig haben werde. — *H* Z. 16 v. u. es iſt Zeit fehlt *H* Z. 12 v. u. ſcheinbar ſich in ſeinen Willen *H* Z. 11 v. u. bleiben verbessert aus ſich erhalten *H* Z. 7 v. u. wie danach durchstr. ihn *H* **62** Z. 1 v. o. ſo unterstrichen *H* und der Bande fehlt *H* Z. 12 v. o. bis — ſtanden] bis ſie ſich dicht an dem Gebäude befanden *H* Z. 13 v. o. umringten, andere *H* Z. 14 v. o. Hofthor. [Andres wurde mit noch ein Paar durchstr.] Einige *H* Z. 16 v. o. die Thüren erbrachen] durch die Thüren brachen *H* Z. 17 v. o. ihr beidemal verbessert aus das *H* Z. 16 v. u. der gemißhandelten — es *H* Z. 14 v. u. ſchleppten] kamen mit *H* Z. 10 v. u. hellauflodernden] hellaufflackernden *H* die verbessert aus auf der *H* Z. 5 v. u. überſehen — mit *H* erblickte verbessert aus erkañte *H* Z. 4 v. u. ſeines verbessert aus des *H* Bach! — was *H* Z. 2 v. u. ſchnellſte] ſchnelle *H* **63** Z. 1 v. o. denn] dann *H* an der andern Seite] am andern Ende *H* Z. 3 v. o. Die Räuber mußten] Nun mußten die Raüber *H* Z. 6 v. o. junger reichgekleideter Mann] junger ſchöner Mann reichgekleidet *H* Z. 8 f. v. o. von einer — nieder.] mit einem dumpfen Schrey von einer Kugel getroffen zu Boden. *H* Z. 12 v. o. rettete Dennern] riß Dennern empor *H* Z. 13 v. o. ſchnell forteilte verbessert aus dem Walde zueilte, den er *H* Z. 15 v. o. ſtille *H* Z. 13 v. u. ſehr] ſtark *H* Z. 12 v. u. tat es] thats *H* Z. 10 v. u. unterſuchen] unterſcheiden *H* Z. 8 v. u. blutete, Andres *H* die Wunde] ihn *H* Z. 6 v. u. bat verbessert aus ſagte *H* ihn danach durchstrichen nur *H* **64** Z. 3 v. o. vorzubringen verbessert aus herauszubringen *H* Z. 4 v. o. liegen fehlt *H* Z. 5 v. o. war. Indeßen *H* Z. 7 v. o. koſtbarem Gerät] koſtbaren Geräthſchafften *H* Z. 8 f. v. o. unerachtet danach durchstrichen des ſchlimmen Ausgangs des Unternehmens *H* Z. 13 v. o. errettet] gerettet *H* Z. 14 v. o. in dieſer Nacht davor durchstrichen heute *H* Z. 16 v. o. zurückehren, [noch durchstr.] in *H* Z. 16 v. u. magſt] kanſt *H* Z. 15 v. u. werden, Du *H* Z. 12 v. u. werdeſt, nim̃ *H* Z. 11 v. u. in gutem] im guten *H* hoffe] gedenke *H* Z. 8 v. u. ſollte; habt *H* nur fehlt *H* Z. 7 v. u. mitzugehen] mit Euch zu gehen *H* Z. 6 v. u. Wohl davor durchstrichen. Mag *H* **65** Z. 1 v. o. ja danach durchstrichen dem *H* Z. 2 v. o. Kindes] Knaben *H* der Gefahr entriß] errettete *H* Z. 3 v. o. mir danach durchstrichen geworden *H* Z. 13 v. o. Denner] er *H* Z. 14 v. o. Knabe, Du *H* Z. 16 v. o. halten] verhalten *H* Z. 16 v. u. treffen danach durch-

strichen würde *H* Z. 13 v. u. würde; dagegen *H* Z. 12 v. u. Gegend danach durchstrichen hier *H* Z. 8 v. u. Räubern danach durchstrichen auf den *H* durch danach noch die *H* Z. 7 v. u. wildverwachſene *H* Z. 2 f. v. u. ſeine Schwelle betreten] über ſeine Schwelle treten *H* 66 Z. 1 v. o. Herz; an *H* Z. 5 v. o. ſolle; zwar *H* Z. 7 v. o. ſich nachgestellt nach wenigſtens (Z. 8 v. o.) *H* Z. 11 v. o. darbieten würde] darböte *H* Z. 15 v. o. das] was *H* Jahren davor noch langen *H* unternommen danach durchstrichen hatten *H* Z. 16 bis 18 v. o. welche ſich — tat, fehlt *H* dagegen ſich bedeutend u. s. w. Z. 15 v. u. Grafen Aloys von Bach *H* Bach danach durchstrichen eben mit *H* Z. 10 v. u. Drei davor durchstrichen Nur *H* Z. 8 v. u. geneſen; man *H* Z. 6 v. u. durch viele Stiche] mit vielen Stichen *H* Z. 3 v. u. war] wurde *H* Z. 2 v. u. das] dies *H* 67 Z. 2 v. o. von danach durchstrichen Soldaten *H* Reitern] Reutern *H* Z. 3 v. o. öfters] oft *H* Z. 6 v. o. Genoſſe] Mitgenoſſe *H* werde] würde *H* Z. 10 v. o. nach nachzugeben. kein Abschnitt in *H* Z. 11 v. o. Nachforſchungen danach durchstrichen den Rauber *H* Z. 12 v. o. Andres verbessert aus Denner *H* Z. 13 v. o. die Gegend durchstrichen und gesetzt nach Bande (Z. 14 v. o.) *H* Z. 15 v. o. behalten verbessert aus hatte *H* goldne *H* Z. 16 v. o. wollte danach noch nun *H* Z. 13 v. u. verſtört] unterbrochen *H* Z. 12 v. u. jedoch danach noch ſo *H* Z. 11 v. u. beßeren *H* Z. 7 v. u. ältere danach durchstrichen auf dem Boden *H* Z. 6 v. u. durfte, da *H* Z. 4 v. u. herum fehlt *H* 68 Z. 5 v. o. rief Andres in vollem Zorn fehlt *H* Z. 6 v. o. wieder hier] hier wieder *H* ich danach noch versehentlich, nicht *H* Z. 7 v. o. treulich] getreulich *H* Z. 8 v. o. auf immer dieſe Gegend verlaſſen] dich nie mehr ſehen laßen *H* Z. 10 v. o. mörderiſcher Bube *H* nieder] über den Haufen *H* Z. 13 v. o. forteilen, ich *H* dann danach noch noch *H* Z. 15 v. o. eile ich verbessert aus ſo wiße, daß ich . . . eile *H* was ich danach noch von Dir *H* Z. 16 v. o. nun] nur *H* Z. 15 v. u. treffen] erreichen *H* Käſtchen] Kiſtchen *H* Z. 14 v. u. aber danach noch wiederum *H* Z. 13 f. v. u. die Doggen — mußten] Andres [mit durchstr.] ſeine Doggen die ganze Gegend durchſpüren ließ *H* Z. 11 v. u. nun durchstrichen *H* Z. 8 v. u. überzeugte ſich] war überzeugt *H* Denner danach noch diesmahl *H* Z. 7 v. u. hatte] habe *H* enden] endigen *H* 69 Z. 3 f. v. o. dem treuen — verſagen] ſeine treuen Dienſte nicht wohl entbehren *H* Z. 4 v. o. Knecht *H* Z. 6 v. o. für ſein Weib war daher jetzt] um ſo gewißer konte er daher überzeugt ſeyn, daß für ſein Weib *H* Z. 7 v. o. nun verbessert aus daher *H* Z. 8 v. o. dem] eben demſelben *H* zur Reiſe] ſchon zum Fortgehen *H* Z. 11 v. o. Fulda danach durchstrichen zu gehen *H* Z. 12 v. o. Bangigkeit davor noch innere *H* Z. 14 v. o. in dem Schloß angekommen verbessert aus in das Schloß trat *H* Z. 15 f. v. o. treten —

dich hat] treten der ihm laut entgegenrief: Freue Dich Andres! dich hat *H* Z. 17 v. o. unſeres *H* Z. 15 v. u. hatte] hat *H* Z. 13 v. u. *Ducati H* Z. 12 v. u. im Wechſelbriefe *H* Z. 11 v. u. dich danach noch ſelbſt *H* gleich durchſtrichen *H* Z. 10 f. v. u. laſſe — ausfertigen] will ich Dir gleich die nöthige LegitimationsUrkunde ausfertigen laßen *H* Z. 6 v. u. Andres davor durchſtrichen Als *H* Z. 2 v. u. Nach Frankfurt. kein neuer Abschnitt in *H* Z. 1 v. u. Graf von Vach *H* **70** Z. 4 v. o. mit der] zur *H* Z. 5 v. o. endlich danach noch auch *H* Z. 6 v. o. immer danach noch nur *H* Z. 7 v. o. Freude danach durchstrichen ihr Entzücken *H* Z. 8 v. o. eine danach durchstr. ſolche *H* goldne *H* Z. 9 v. o. der ganz gleich] die der ganz gleich war *H* hatte danach noch ein *H* Z. 10 v. o. ſchwere] ſchwer gepakte *H* Z. 11 v. o. Pferd danach noch das er nach ſeiner Rückehr zu verkaufen gedachte. *H* Z. 16 v. o. Thüre *H* Z. 17 v. o. am] im *H* Z. 15 v. u. Geprieſen] gelobt *H* Z. 14 v. u. wieder fehlt *H* Andres] er *H* Z. 13 v. u. Thüre *H* Z. 12 v. u. und fehlt *H* Arme — regungslos *H* Z. 10 v. u. Stube; aber *H* Z. 8 v. u. Wänden danach durchstrichen und *H* Z. 6 v. u. Andres] er *H* Z. 4 v. u. und danach durchstrichen bald *H* Z. 2 v. u. große ſchwere fehlt *H* ſonſt an der Wand ſtehend fehlt *H* **71** Z. 2 v. o. Andres davor durchstrichen Schweigend nahm *H* ſein armes Knäblein] ſeinen armen Knaben *H* Z. 5 v. o. Eichenholz] Birkenholz *H* Z. 6 f. v. o. Eltern, im dumpfen düſtern *H* Schweigen danach noch des troſtloſen Jammers *H* Z. 14 v. o. des Mannes] Andresſens *H* Z. 17 v. o. verkündete] ſagte *H* daß] wie *H* Z. 16 v. u. an eine] an irgend eine *H* Z. 13 v. u. herab] herunter *H* Z. 11 v. u. Stimme] rauhe Stimme *H* Thüre *H* Z. 10 v. u. bald nachfolgen] uns bald folgen *H* Z. 9 v. u. Thüre *H* Z. 8 v. u. begrüßten *H* Z. 7 v. u. Kameraden danach noch Andres *H* Z. 6 v. u. Giorgina] ſie *H* Z. 5 v. u. nachts] in der Nacht *H* Z. 4 v. u. das danach noch ihnen *H* Z. 3 v. u. in der Küche nachgestellt nach Feuer *H* Z. 2 v. u. Wein davor noch Fleiſch *H* Z. 1 v. u. bis **72** Z. 1 v. o. Räuber — ſchien.] Raüber, der den Küchen und Kellermeiſter der Bande zu machen ſchien empfing. *H* Z. 3 v. o. und ſchlich ſich fort] wo er ſich wegſchleichen konte *H* Z. 6 v. o. etlichen] ein paar *H* Z. 10 v. o. Schloß *H* Z. 16 v. u. werden, endlich *H* Z. 13 v. u. Giorginen *H* Z. 11 v. u. geworden. Es] worden, es *H* Z. 10 v. u. Hauſe danach durchstrichen iſt *H* Z. 9 v. u. haben. Er war] haben, denn er war doch *H* Z. 7 v. u. Weiſe danach durchstrichen gerächt *H* Z. 6 v. u. dem danach durchstrichen wir die *H* Rache nahmen. — Er] uns rächten, er *H* Z. 5 v. u. Eures Mannes verbessert aus meiner *H* Hand; beruhigt *H* Z. 4 v. u. liebe] gute *H* Z. 3 v. u. da danach durchstrichen unſere *H* Z. 3 f. v. u. trennt, heute *H* **73** Z. 3 f. v. o. bis — zurückgab.] als Giorgina in die Küche gehen mußte um das Eßen zu bereiten. *H* Z. 4 v. o. es Abend ge-

worden] die Abenddämerung eingebrochen *H* Z. 5 v. o. erstes ich nachgestellt nach geht (Z. 7 v. o.) *H* Z. 7 v. o. doch fehlt *H* tändle; gebt *H* Z. 9 v. o. zubringe. Nicht] bleibe; nicht *H* Z. 11 v. o. zuerst: Dennern den kleinen Knaben hin *H* Z. 12 v. o. Hausthüre *H* Z. 13 v. o. das Abend-Essen verbessert aus noch etwas Eßen *H* Z. 14 v. o. fortmüße *H* Z. 16 v. o. seltsam riechender Dampf] ganz besonderer Geruch *H* Z. 17. v. o. quillen schien. Giorgina] komen schien, Giorgina *H* Z. 16 v. u. von einer unbeschreiblichen Angst *H* Z. 15 v. u. Thüre *H* verriegelt — es *H* Z. 13 v. u. Bösewicht schrie sie die gräßliche That ahnend *H* Z. 12 v. u. in das] ins *H* Z. 12 f. v. u. trat, dieser *H* Z. 11 v. u. die Axt verbessert aus den Hirschfänger *H* Thüre; dicker *H* Z. 10 v. u. schlug ihnen entgegen. Mit] quoll heraus — mit *H* Z. 6 v. u. Schlage verbessert aus Hiebe *H* Z. 6 f. v. u. mit ihm rang. Es] nun mit ihm sich herumbalgte — es *H* Z. 5 v. u. sie] sich Schreibfehler *H* Z. 2 v. u. regen, endlich *H* 74 Z. 1 v. o. Kleidern] Anzuge *H* umher] herum *H* Z. 2 v. o. ausgerissener davor durchstrichen ganzer *H* Z. 3 v. o. herabgeschleudert] heruntergeschleudert *H* Z. 4 v. o. Giorgina] sie *H* Z. 5 v. o. sie erwachte wie aus dem Todesschlummer] wieder erwachte sie *H* Z. 6 v. o. schon Mittag geworden] wohl schon Mittag seyn mochte *H* mühsam] mit Mühe *H* Z. 7 f. v. o. aber als — ermordet. Die] aber niemand antwortete — da glaubte sie nicht anders, als Georg sey auch ermordet, die *H* Z. 12 v. o. komme *H* Z. 13 v. o. jetzt Giorgina hinauf] Georgina jetzt herauf *H* Z. 16 v. o. Brust danach noch und gab ihm Speise, da er vor Hunger und vor Angst ganz ermattet war. — *H* das Haus] die Stube *H* Z. 16 v. u. glaubte. danach noch Den Knecht hatte Denner wahrscheinlich ermordet und mitgeschleppt — *H* Knabe] Kleine *H* Z. 15 v. u. ins Haus gingen] sich dem Hause näherten [verbessert aus genähert] *H* Z. 14 v. u. heraustrugen verbessert aus weggetragen hätten *H* Z. 8 v. u. ermordeten fehlt *H* Z. 7 v. u. worden] geworden *H* Z. 6 v. u. melden danach durchstrichen und *H* Z. 5 v. u. seines] eines *H* Z. 4 f. v. u. Giorgina — zurückbleiben] verbessert aus Giorgina mit dem Knaben im Hause zurückzulassen war unmöglich *H* Z. 1 v. u. Leiterwagen danach noch den er zufällig besaß *H* 75 Z. 3 v. o. war danach durchstrichen schon *H* Z. 6 v. o. wohnte danach durchstrichen und *H* Z. 7 v. o. Dragoner danach noch sie stürmten ins Haus *H* Z. 9 v. o. der Kommissarius des Gerichts, der mitgekommen] einer von den Reutern *H* Z. 10 v. o. Staunen] Erstaunen *H* Z. 13 v. o. schon danach noch angespannt *H* Z. 16 v. o. sprach der Kommissarius] sagte der Comißarius des Gerichts [verbessert aus rief einer von den Reutern dann aus sagte der Förster] das wäre Recht *H* Z. 17 v. o. und riß — Armen. fehlt *H* Z. 9 v. u. mich ja von früher Jugend auf gekannt *H* Z. 6 v. u. Räuber danach durchstrichen haltet *H* Z. 4 v. u. worden ist. Aber] worden —

aber *H* Z. 2 v. u. das] Deine Unſchuld *H* mag] es mag *H* Z. 1 v. u. ſprechen. Deines *H* 76 Z. 4 f. v. o. nahm der Kommiſſarius des Gerichts] nahmen die Gerichtsdiener welche mit den Reutern mitgekommen waren *H* Z. 6 v. o. Käſtchen danach noch mit den Juwelen *H* Z. 7 v. o. daß ſie es dem Denner überliefert] es Dennern überliefert zu haben *H* Z. 8 v. o. In Fulda trennte man den] Man trennte in Fulda *H* Z. 10 f. v. o. geführt, man *H* Z. 13 v. o. als danach durchstrichen ganz *H* Z. 16 v. o. Verhaftung, er *H* Z. 16 v. o. bis 15 v. u. ſelbſt voll — befreite] unter vielen Thränen des einzigen Vergehens an nur um ſein Weib, ſein Kind zu retten bey der Plünderung des Pachters zugegen geweſen zu ſeyn und den Denner von der Gefangennehmung befreyt zu haben *H* Z. 14 v. u. rückſichts des letzten] an dem verbessert aus Rückſichts des *H* dazu Z. 13 v. u. Raubmorde verbessert aus Raubmordes *H* eben derſelben] eben der *H* Z. 11 v. u. hereingeführt; als *H* Z. 10 v. u. in teufliſchem] im teufliſchen *H* ſprach] ſagte *H* Z. 9 v. u. dir danach durchstrichen denn *H* Z. 8 v. u. Dennern] ihn *H* Z. 5 v. u. fünf verbessert aus vier *H* Z. 3 v. u. Anteil] Theil *H* Z. 2 v. u. er fehlt *H* 77 Z. 2 v. o. Aloys fehlt *H* Z. 3 f. v. o. durch einen glücklichen Schuß des Andres getötet worden ſei.] von einem glücklichen Schuß des Andres getroffen, gefallen ſey. *H* Z. 6 v. o. mich danach durchstrichen des Mordes *H* Z. 8 v. o. biſt ſolcher That fähig] kanſt es ſeyn, der ſolcher That fähig iſt *H* aber danach noch nur *H* Z. 9 v. o. aller Gemeinſchaft mit dir verbessert aus Dir *H* Z. 10 v. o. drohte davor durchstrichen Dir *H* verruchten] infamen *H* Z. 11 v. o. würdeſt] wollteſt *H* Z. 17 v. o. der Wahrheit] ſeiner Unſchuld *H* Z. 16 v. u. lachte] lächelte *H* Z. 14 v. u. ſich unterfange] unterfange *H* mit durchstrichen *H* Z. 13 v. u. von der er ſoviel Aufhebens mache] womit er prahle *H* Z. 8 v. u. namenloſen *H* Z. 7 v. u. zuſtürzte; ſie *H* Z. 6 v. u. Denner danach durchstrichen laut *H* Z. 1 v. u. zurückgeführt. Einige] zurückgeführt, und einige *H* 78 Z. 4 bis 7 v. o. der Haft — abgeholt.] auf Caution, die der junge Graf von Bach ein edelmüthiger Herr, der ſogar an Andres Schuld zu zweifeln ſcheine, ihrer Haft entlaßen und von dem alten Förſter in einem ſchönen Wagen abgeholt worden ſey. *H* Z. 8 v. o. Giorgina] ſie indeßen *H* das unterstrichen *H* Z. 10 v. o. Unglück davor noch eignes *H* Z. 13 v. o. fünf verbessert aus vier *H* Z. 15 v. o. konte, ferner *H* Z. 17 v. o. Tat danach noch ein *H* ſeiner] der *H* Z. 14 f. v. u. wußte, der *H* Z. 12 v. u. Andres eingekehrt war, verſicherten einſtimmig] er eingekehrt ſeyn wollte, aber einſtimmig verſicherten *H* Z. 11 bis 9 v. u. könnten; — Andres] könnten. Der Juſtitiarius der die Legit: Urkunde für Andres *H* Z. 9 v. u. war danach durchstrichen längſt *H* Z. 8 v. u. Dienern] Bedienten *H* Z. 7 v. u. auch fehlt *H* Z. 5 bis 1 v. u. So

blieb — bei. Alles] Denner und die eingefangenen Raüber behaupteten fortwährend, daß Andres bey dem Raubmorde zugegen geweſen ſey und den Grafen erſchoßen habe, alles *H* 79 Z. 1 v. o. aber nachgestellt nach Richter *H* Z. 3 v. o. Jägern] Livereyjägern *H* Z. 5 v. o. niedergeſtreckt wurde] , als er mit ihnen gegen die Raüber vorgedrungen, niedergeſtreckt worden. *H* Z. 6 v. o. ein verſtockter, heuchleriſcher] der verſtockteſte verhärteſte *H* Z. 9 v. o. über] beynahe *H* ein verbessert aus zwey *H* Z. 10 v. o. hatte danach noch überdies *H* und fehlt *H* Z. 11 v. o. war danach noch daher *H* Z. 13 v. o. welche er niemals begangen] die er niemahls begangen hatte *H* danach durchstrichen kam heran *H* Z. 15 v. o. mit ſinnreicher Grauſamkeit erfundenen Inſtrumente] Inſtrumente von der raffinirteſten Grauſamkeit erfunden *H* Z. 16 v. o. Henkersknechte danach noch mit entbloßten Armen *H* ſich bereiteten] bereit ſtanden *H* Z. 17 v. o. bis 14 v. u. Andres — wiederum ſeine] verſucht ihn in Güte zum Geſtehen der ihm angeſchuldigten That zu bringen; er betheuerte wie vorher ſeine *H* Z. 13 v. u. Denner *H* Z. 12 f. v. u. banden ihn mit Stricken und marterten] und peinigten *H* Z. 11 f. v. u. ausrenkten] verrenkten *H* Z. 10 f. v. u. Fleiſch. Andres — ertragen] Fleiſch, aber nicht dieſen erſten Grad der Tortur vermochte Andres [verbessert aus Denner] zu überſtehen *H* Z. 8 v. u. zerriſſen] ergriffen *H* Z. 6 v. u. erlittener Tortur gewöhnlich)] der Tortur, wenn das Geſtändniß erpreßt, gewöhnlich war *H* Z. 3 f. v. u. als fielen — Kerkers] fielen herab *H* 80 Z. 2 v. o. Stirne *H* Z. 3 v. o. finſtern] finſtren *H* Z. 4 v. o. herab, die über der krummgebogenen Habichtsnaſe lag.] über der krumgebogenen Naſe herab. *H* Danach durchstrichen die Geſtalt ſchritt *H* Dafür ist die ganze Schilderung bis Z. 12 v. o. an den Rand geschrieben. Z. 4 f. v. o. gräßlich ſeltſame] ſeltſame gräßliche *H* Z. 6 v. o. die Kleidung, ſo wie er Dennern nie geſehen fremd und abentheuerlich. *H* Z. 8 v. o. die] den *H* Z. 13 v. o. im hohlen dumpfen Ton *H* Z. 14 v. o. alles fehlt *H* Z. 15 v. o. gehörig] gehörend *H* Z. 16 v. o. bis Z. 16 v. u. gerettet. Verſprichſt — über dich] gerettet, wenn Du mir aber verſprichſt mein zu ſeyn lebenslang und dich entſchließen kanſt *H* Z. 15 f. v. u. Qual entledigt. Du] Quaalen los, Du *H* Z. 13 v. u. will ich dann] laß mich denn *H* Z. 10 v. u. ſpielte; inbrünſtig betete er] ſpielte — Er betete im Innern inbrünſtig *H* Z. 7 v. u. ſchimpflichen] ſchmählichen *H* Z. 3 v. u. daß verbessert aus wie *H* Z. 2 v. u. ſtärker und] immer ſtärker und *H* zu rühren begann] bewegte *H* Z. 1 v. u. Er gewahrte] Er wurde gewahr verbessert aus Nun wurde er gewahr *H* dem Fußboden] der Mauer *H* 81 Z. 1 v. o. von unten heraus fehlt *H* Z. 1 f. v. o. mehrmals ſeinen Namen leiſe rufen verbessert aus wie mehrmahls ſein Nahme leiſe genañt wurde *H* Z. 3 v. o. ſprach] ſagte *H* Z. 6 v. o. wurde] werde *H* wohl die richtige Lesart. Z. 7 bis 10 v. o.

die mir — gefruchtet?] helfe ich Dir, Du muthloſer Feigling, der Du alles ablaügnen wollteſt unerachtet Du doch auf dem Bachſchen Schloſſe an meiner Seite tapfer gefochten. *H* Z. 10 v. o. vom Bach'ſchen Schloß fehlt *H* Z. 11 v. o. zurückkehrteſt] wiederkehrteſt *H* Z. 11 f. v. o. bei deinem Weibe aufhielt] aufhielt in Deinem Hauſe *H* Z. 13 v. o. befrey *H* in künftiger Nacht fehlt *H* Z. 14 v. o. ſchleiche danach noch Dich *H* Z. 15 bis 17 v. o. Gang. Die — gut!] Gang, die äußere Thüre linker Hand iſt offen, draußen findeſt Du einen von uns der dich weiter geleiten wird. — Mache fort! — *H* Z. 15 v. u. Oeffnung; er *H* wozu ihn] was ihm *H* Z. 14 v. u. aufforderte] rieth *H* geworden] worden *H* Z. 13 f. v. u. und der — wünſche] äußerte er dem Gefangenwärter den ſehnlichen Wunſch *H* Z. 11 v. u. demſelben danach durchstrichen Tage *H* Z 8 v. u. Andres] er *H* Z. 7 v. u. erhaltene *H* Z. 1 v. u. freveliches ſündliches *H* die] welche *H* 82 Z. 1 bis 10 v. o. Vortrag. Die — jedoch] Vortrag und die Richter ſchienen erſtaunt und von Mitleid für den Unglücklichen [erfüllt durchstrichen] durchdrungen wiewohl ſie von den mannigfachen Gründen die wider ihn ſprachen zu ſehr überzeugt waren als daß ſie ihn nicht für ſchuldig hätten halten ſollen. Indeßen hatte das aufrichtige Benehmen des Andres und der Umſtand daß auf ſeine Anzeige in der Stadt und zwar in der nächſten Umgebung des Gefängnißes wirklich noch einige von Denners Bande ertappt und aufgegriffen wurden *H* Z. 14 v. o. treues Weib, an] liebes Weib und an *H* Z 13 v. o. und Z. 17 f. v. o. Gefangenwärter] Gefängnißwärter *H* Z. 16 v. u. Verbrecher] Gefangenen *H* Z. 15 v. u. Nach glauben. kein neuer Abschnitt in *H* Z. 14 f. v. u. der ſchwierige verwickelte Prozeß wider] die ſchwürige verwickelte Unterſuchung wider den *H* Z. 12 bis 10 v. u. die Bande ſich bis an die Gränze von Italien ausbreitete und ſchon ſeit langer Zeit überall raubte [verbessert aus geraubt] und mordete [verbessert aus gemordet hatte]. *H* Z. 10 v. u. dann] nachher *H* Z. 9 v. u. werden, auch *H* Z. 8 bis 5 v. u. ſeiner Reue — Körper] jedoch durfte der Körper ſeiner Reue [halber fehlt] und da er durch ſein Bekentniß der ihm von Denner gerathenen Flucht zur Entdeckung des Anſchlags der Bande durchzubrechen geholfen nach erlittenem Tode *H* Z. 4 v. u. Nach werden. kein neuer Abschnitt in *H* Z. 3 v. u. Morgen danach durchstrichen des Tages *H* Z. 2 v. u. Thüre *H* des] ſeines *H* Z. 1 v. u. bis 83 Z. 1 v. o. zum Andres, der auf den Knien lag und ſtill betete fehlt *H* Z. 2 v. o. ſprach der Graf] ſagte er *H* mußt danach noch nun *H* ſterben, erleichtere *H* Z. 3 v. o. Geſtändnis! Sage] Bekentniß, ſage *H* Z. 4 v. o. getötet, biſt *H* Z. 5 f. v. o. Da ſtürzten — wiederholte] Da fiel Andres auf die Knie indem ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten und wiederholte *H* Z. 7 f. v. o. auspreßte. Er] auspreßte und *H* Z. 10 v. o. Nach be-

kräftigen. kein neuer Abschnitt in *H* Z. 12 v. o. Spiele; ich selbst, Andres bin von Deiner Unschuld überzeugt gewesen *H* Z. 15 v. o. bist fehlt *H* Z. 16 v. o. hast, allein *H* Z. 15 v. u. wie verbessert aus daß *H* Z. 10 v. u. den Andres wirklich gesehen] an der That wirklich Theil genommen *H* Z. 9 f. v. u. auf innerer wahrer Überzeugung zu beruhen] aus seiner wahren Ueberzeugung gekom̃en zu seyn *H* Z. 7 bis 5 v. u. indem — solle] dem Grafen in dem er damit endete [verbessert aus schloß], daß er sich der Schickung des Him̃els ergebe der beschloßen ihn den schmählichen Tod eines Verbrechers sterben zu laßen *H* Z. 5 v. u. lange Zeit nachher] erst lange Zeit nach seiner Hinrichtung *H* Z. 3 v. u. dem Andres sagen] hinzusetzen *H* Z. 2 v. u. seinem Wunsche] nach dem Wunsche des unglücklichen Andres *H* Z. 2 f. v. u. unglücklichen fehlt *H* Z. 1 v. u. sei] wäre *H* sich nebst] mit *H* 84 Z. 1 v. o. bei dem alten Förster] in der Wohnung des Försters sich *H* Z. 1 bis 3 v. o. Die — angekleidet] Die Glocke wurde gelautet, man kleidete den Andres an *H* Z. 7 bis 9 v. o. Böswichts. Er schaute — an.] Böswichts — er schritt munter und kräftig daher und blickte oft den armen Andres mit tückischem schadenfrohen Lächeln an. *H* Z. 11 v. o. Arme, Andres *H* Z. 12 v. o. Giorgina danach durchstrichen ein glühender Dolchstich fuhr durch sein Innres *H* Z. 15 v. o. sehnsuchtsvoll fehlt *H* erhob verbessert aus richtete *H* Z. 16 v. o. bis 15 v. u. er möge — Andres.] die Hinrichtung [verbessert aus Exekution] zu beschleunigen, weil ein Murren unter dem Volke entstand und nach Dennern der ebenfals schon die Leiter bestiegen hatte und [höhnisch durchstrichen] die Zuschauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit Andres Steine zu schleudern anfing. [!] *H* Z. 11 v. u. schrien *H* Stimmen danach noch aus dem Volk *H* Z. 11 bis 9 v. u. vermochte — wollte.] war es der Wache möglich zu verhindern daß das Volk nicht den Andres von der Leiter aus den Armen des Henkers herabriß. — *H* Z. 9 v. u. Näher verbessert aus Endlich *H* Z. 8 v. u. erst] zuerst *H* und fehlt *H* Z. 6 v. u. Giorginas Erbschaft] die Erbschaft Giorginens *H* hatte, seine *H* Z. 3 v. u. derselben] eben derselben *H* 85 Z. 1 v. o. Weise] Art *H* Z. 2 v. o. dartun] beweisen *H* Z. 4 f. v. o. wenn — Man] vielleicht seine völlige Unschuld, man *H* Z. 5 v. o. sogleich fehlt *H* Z. 10 f. v. o. des wütenden Wahnsinns durch die Lüfte] wahnsinniger Wuth durch die Luft *H* Z. 12 v. o. zweites aus fehlt *H* Z. 13 v. o. von der] die *H* er fiel verbessert aus da fiel er *H* Z. 16 v. u. Wenig *H* Z. 15 v. u. bei dem Gefangenwärter] in das Gemach des Gefangenwärters *H* Z. 13 v. u. dich danach noch erst *H* Z. 10 v. u. unbeschreiblicher] einer unbeschreiblichen *H* Z. 7 v. u. bestieg nachgestellt nach sollte *H* Z. 5 v. u. zweites und fehlt *H* Z. 4 v. u. gekehrt. Der] gekehrt und der *H* Z. 2 v. u. Richtplatz *H* Z. 1 v. u. als Verbrecher *H* 86 Z. 1 v. o. erfuhr er danach noch nehmlich *H* Z. 2 v. o.

Andres] das *H* Z. 3 v. o. zwei verbessert aus drey *H* Z. 4 v. o. von Neapel aus] aus Neapel *H* Z. 4 bis 6 v. o. erhob. Schnell — Vermutung.] erhoben habe, weshalb er dann schnell forteilte und sich, als er den Andres ins Auge faßte gleich von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugte. *H* Z. 8 v. o. Andressens *H* Z. 11 v. o. ihm danach durchstrichen ein *H* Z. 12 v. o. denn er hätte in der That *H* Z 13 v. o. Schloße *H* Z. 17 v. o. harte] enge *H* zweites durch fehlt *H* Z. 16 v. u. Marter und fehlt *H* Z. 15 v. u. weiteren Strafe] weitern Bestrafung *H* Z 13 v. u. einräumte danach durchstrichen indem er *H* Z. 12 v. u. Jagddienste danach durchstrichen verlangte *H* des Grafen] seine *H* Z. 11 v. u. Gerichtskosten danach noch der Untersuchung gegen Andres *H* Z. 8 v. u. wider] gegen *H* Z. 6 v. u. ihn ganz verbessert aus sein Innres *H* Z. 3 bis 1 v. u. Denner klagte sich selbst des Bündnißes mit dem Satan, das er von seiner frühen Jugendzeit unterhalten mit allen Zeichen tiefer Reue an, u. s. w. *H* 87 Z. 2 v. o. Denner] er *H* Z. 6 bis 8 v. o. Ein Auszug — Umstände. fehlt in *H* Dann auch kein Abschnitt. Z. 10 v. o. Trabacchio mit Namen] Nahmens *Trabachio H* man danach durchstrichen insgemein *H* Z. 11 v. o. Wunderdoktor verbessert aus Wunderthäter *H* Z. 15 v. o. Jahr *H* Z. 15 f. v. o. grausige] grausende *H* Z. 16 v. o. verschrumpft und verzerrt *H* Z. 16 bis 14 v. u. man sagte — Übel.] er, wie man sagte oft schwere hartnäckige [Krankheiten durchstrichen] Uebel bloß durch den Blick heilte. *H* Z. 13 v. u. goldnen] vielen sonderbar blinkenden goldenen *H* unter danach durchstrichen dem der *H* Z. 11 v. u. lief er danach noch mehr als daß er ging *H* Arzeneyen *H* Z. 10 v. u. jeder wich verbessert aus alle wichen *H* Z. 8 v. u. niemals verbessert aus nie *H* es fehlt *H* Z. 7 v. u. dabei fehlt *H* Z. 6 v. u. starben ihm schnell] waren ihm schnell gestorben *H* ausnehmend schön] von ausnehmender Schönheit *H* Z. 5 v. u. gewesen; er *H* Z. 3 v. u. Diese Alte] Dieses Weib *H* jeder davor noch und *H* Z. 2 v. u. angelegte] ausgedachte *H* 88 Z. 1 v. o. Doktor Trabacchio von Reichen] er von Reichen seine Curen *H* Z. 4 v. o. zu Zeiten fehlt *H* Z. 8 v. o. Praxis danach durchstrichen verschaffte *H* Z. 13 v. o. die Klugheit] Klugheit *H* Z. 14 v. o. verriet sein körperliches Ansehen nicht sein Alter] hätte sein körperliches Aussehen nicht sein Alter verrathen *H* Z. 15 v. o. hätte halten können] halten mußte *H* Z. 14 v. u. bloß davor noch oft *H* Z. 13 f. v. u. seinem Blick] seinen Blicken *H* Z. 12 v. u. endlich verbessert aus bald *H* Z. 4 v. u. einsame] entlegene *H* Z. 2 v. u. großer davor noch ungeheurer *H* Hahn danach durchstrichen mit ausgebrei . . . . . *H* Hirschgeweyh *H* 89 *H*. 1 v. o. und — anstarrte.] sie mit menschlichen funkelnden Augen anstarrend. — *H* Z. 3 v. o. folgte danach noch mit raschen weiten Schritten *H* große danach noch schwarze *H* Mantel danach noch aus dem überall

gelbe und blaue Flammen hervorknisterten *H* Z. 5 v. o. Wunder fehlt *H* Z. 7 f. v. o. Doktor — zeigte.] Doktor *Trabachio*, deßen Leuchten den Weg den er nahm verrieth — *H* Z. 10 v. o. fernen leeren] entlegenen *H* Z. 13 v. o. öffnete und die Stim̃e eines alten Weibes meckerte heraus: *H* Kommt fehlt *H* Z. 14 v. o. nach] zu *H* nach] zu *H* warm ist das Bett danach noch einmal wiederholt warm ist das Bett' *H* Z. 16 v. o. auf] wie auf *H* Leiter danach noch in der Luft *H* Z. 17 v. o. nach nachgestellt nach Hahn *H* Z. 15 v. u. im schwarzen Dunkel der Nacht fehlt *H* Z. 14 v. u. standen danach noch in der finstren Nacht *H* vor Entsetzen und Grausen *H* Z. 13 v. u. Spuk davor noch seltsame *H* Z. 12 v. u. Gestalt] Teufelsgestalt *H* der der teuflische Hahn vorleuchtete fehlt *H* Z. 11 v. u. verrufene davor noch längst *H* Z. 10 v. u. genug] hinlänglich *H* Z. 9 v. u. nachzuspüren und man *H* Z. 8 f. v. u. heraus, daß ein rother Hahn sich oft in den Zimmern des Doktors befand *H* Z. 5 v. u. ihres Wissens] ihrer Wißenschaft *H* Danach noch Auch hatte ein Diener des geistlichen Gerichts, der sich unter allerley Vorwänden in das Haus des Doktors zu schleichen wußte und sogar von der Alten gern gesehen wurde, zufällig ein sehr schönes Weib bemerkt die der alte Doktor liebkosete. *H* Das geistliche Gericht] Man Z. 1 v. u. bis 90 Z. 1 v. o. dem Besuch eines Kranken] einem Kranken *H* Z. 2 f. v. o. können, die *H* Z. 3 v. o. versiegelt danach noch und *H* Z. 4 v. o. rings um] vor *H* Z. 4 f. v. o. Folgendes — Verfahrens. fehlt *H* Z. 5 bis 7 v. o. starben — Gift.] waren nehmlich mehrere angesehene Personen in Neapel und der umliegenden Gegend gestorben und einstimmig hatten die Aerzte behauptet, daß sie vergiftet worden. *H* Z. 8 v. o. viele Untersuchungen veranlaßt] Anlaß zu vielen Untersuchungen gegeben *H* Z. 11 f. v. o. von dem — Trabacchios] eben von der Alten, die im Dienst des Doktors Trabacchio war *H* Z. 12. v. o. habe] hatte *H* Z. 15 v. o. Arzeneymitteln *H* Z. 17 v. o. indessen] aber *H* Z. 16 bis 14 v. u. schon — bereite] sich schon seit vielen Jahren mit der Bereitung jenes feinen künstlichen Gifts, das unter dem Nahmen *Aqua Toffana* [verbessert aus: *Tophana*] bekannt sey beschäftige *H* Z. 13 v. u. Giftes *H* Z. 13 f. v. u. eine seiner reichsten Erwerbsquellen *H* Z. 12 v. u. gewesen danach noch da niemand in der Welt als er nur allein jenes Gift so bestimt und richtig wirkend zu bereiten vermöge. *H* Z. 11 f v. u. in verschiedenen Gestalten bei ihm einkehre] ihn in verschiedenen Gestalten besuche *H* Z. 9 v. u. geahnet. Das Kind] geahnet; das *H* Z. 8 v. u. denn] dann *H* Z. 5 v. u. herausgenommen. Jedesmal] herausgenom̃en; allemahl *H* Z. 3 v. u. menschlicher Larve] einem menschlichen Gesichte *H* erschienen danach durchstrichen und habe dann *H* Z. 2 f. v. u. und habe — Herzblut] mit den Flügeln das Kohlfeuer anfachend [verbessert aus angefacht]. Aus dem Herzblut der Kinder habe der Doktor *Trabachio* jene *H*

91 Z. 1 v. o. kräftig davor noch ſo *H* Z. 2 v. o. Trabacchio davor noch der Doktor *H* Z. 3 v. o. der ſchärfſte Blick verbessert aus das ſchärfſte chirurgiſche *H* auch] auch nur *H* Z. 5 v. o. Trabacchios letztes Weib] das lezte Weib *Trabachios H* Z. 6 v. o. lebe danach noch und den er zu ſeinem Erben beſtimt *H* des] eines *H* geſtorben. — danach kein Abschnitt in *H* Z. 7 v. o. unverhohlen davor noch ganz *H* Z. 9 v. o. näheren *H* Z. 10 v. o. Verwirrung davor noch Angſt und *H* Z. 12 v. o. den Doktor] ihn *H* Z. 14 v. o. Trabacchio davor noch der Doktor *H* Z. 15 v. o. Scheiterhaufen] Feuertode verbessert aus Tode *H* Z. 15 v. u. Trabacchios] ſeiner *H* Z. 14 f. v. u. die ſataniſche Kunſt, die] das ſataniſche Handwerk das *H* Z. 12 v. u. ein danach durchstrichen einziges *H* Z. 12 f. v. u. durch die Mauer fehlt *H* Z. 11 v. u. herausragende] herausgehende *H* Z. 10 v. u. wollte danach durchstrichen und *H* Z. 6 v. u. nieder danach durchstrichen und ſchlug *H* Z. 4 v. u. in gräßlichen gellenden *H* Z. 2 v. u. alle danach noch ſchnell *H* Thüre *H* Z. 1 v. u. aus Furcht] denn jeder befürchtete *H* 92 Z. 1 v. o. Thüre *H* Z. 5 v. o. befand danach durchstrichen und *H* Z. 9 v. o. von der Thür entfernt] ab von der Thüre ſtehen *H* Z. 10 v. o. Thüre *H* Z. 12 v. o. heraus, der *H* Z. 14 v. o. Thüre *H* Z. 15 v. o. es ihm] ihm es *H* Z. 16 v. o. Maurerburſche] Maurer *H* Z. 17 v. o. furchtbarem *H* Z. 16 v. u. Wänden danach durchstrichen herauf *H* Z. 12 v. u. hervor] empor *H* Z. 11 v. u. rings umher] ringsum *H* Z. 4 v. u. eingeſtürzt danach durchstrichen nur *H* Z. 3 v. u. Wänden] Fenſtern *H* Z. 2 v. u. obern] oberſten *H* Z. 1 v. u. Feuers — aber *H* es] man *H* 93 Z. 1 v. o. Kiſtchen] Käſtchen *H* Z. 2 v. o. ſah; [danach durchstr. aber] nur *H* Z. 3 f. v. o. ſie verſchwand — Flammen] die gleich in den hoch auflodernden Flam̄en verſchwand. *H* Z. 8 v. o. mordluſtig] mit Mordluſt *H* Z. 9 v. o. Dem verbessert aus Zu *H* Z. 12 f. v. o. einen ſchmerzlichen] den *H* Z. 13 v. o. leiden] erleiden *H* Z. 14 v. o. angezündete] angeſteckte *H* Z. 16 v. o. aufloderte] aufflackerte *H* Anhöhe danach durchstrichen erſchallte *H* Z. 15 v. u. dem ſchwarzen] ſeinem ſchwarzen *H* Z. 13 v. u. der roten] herabhängender rother *H* Z. 13 f. v. u. unter dem] unterm *H* Z. 12 v u. durch die] in den *H* Z. 12 f. v. u. zu laufen] umherzulaufen verbessert aus umherlief *H* Z. 11 v. u. Reuter *H* Z. 8 v. u. entſetzlichen *H* Z. 7 v. u. unzählige Verbrechen] ſo manche Unthat *H* geteilt danach noch Der Henker der den *Trabachio* an den Pfahl geſchnürt hatte bekam Brandflecke an beyden Händen und jedesmahl wenn er ſein Amt verrichten wollte, dann ergriff ihn wüthender Schmerz [zuerst: und konte ſein Amt nie mehr verrichten, da ihn jedesmahl wüthender Schmerz ergriff] als ſtecke er die Hände in loderndes Feuer. — So lautete die wunderliche Erzählung von dem Doktor *Trabachio* die man in Neapel aus den damahls verhandelten Akten ausgezogen und den Fuldaiſchen Gerichten zu-

geſendet hatte. *H* Z. 6 v. u. nun verbessert aus nehmlich *H* Z. 5 v. u. Sohn davor durchstrichen zwölfjährige *H* Z. 4 v. u. ſeines] des *H* 94 Z. 2 v. o. ins] in das *H* Z. 4 v. o. da] als *H* Z. 5 v. o. dieſer Zauber] dieſe *H* mußten *H* Z. 6 bis 10 v. o. mechaniſchen Kräfte — bezeichnet hatte.] Flammen ſich entzünden welche in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand ſteckten indem er ſelbſt unverſehrt durch die Flamen des Hauſes zum Thore hinaus [und durchstrichen] in den Wald ſchritt den ihm der Vater bezeichnet hatte und wo er ihn erwarten ſollte. *H* Z. 11 v. o. Doktor] der Doktor *H* floh ſchnell mit dem Sohne] eilte mit ſeinem Sohne fort *H* Z. 12 v. o. in verbessert aus an *H* Z. 13 v. o. wo verbessert aus in denen *H* Z. 17 v. o. weſentlichſte *H* Z. 16 v. u. empfangen. Die Räuber] empfangen und ſie *H* Z. 11 v. u. beſonderen *H* Z. 11 f v. o. nunmehr] hinführo [?] *H* Z. 9 f. v. u. könne; doch werde er noch immer — beiſtehn] könne. Doch werde er fortfahren den Raübern mit ſeiner Kunſt beizuſtehn *H* 95 Z. 1 v. o. Sohn *H* Z. 2 v. o. einweihte verbessert aus unterrichtete *H* Z. 5 v. o. der Räuber] unter den Raübern ſelbſt *H* Z. 6 v. o. Oberhaupt *H* Z. 7 v. o. das zweite durch fehlt *H* Z. 9 v. o. floh danach noch daher *H* Z. 12 v. o. Bande danach noch wieder *H* Z. 14 v. o. wählten *H* Z. 15 v. o. lebe danach noch und *H* Z. 17 v. o. göttliche] durch göttliche *H* den fehlt *H* Z. 11 v. u. Trabacchios Bande] die Bande des *Trabachio* *H* Z. 10 v. u. anfiel] angefallen *H* Z. 9 v. u. ihm vorgestellt vor im *H* Z. 8 v. u. zum böſen Beginnen fehlt *H* [Der Satz ist verbessert aus daß es der alte Doktor *Trabachio* ſelbſt geweſen der im Gefängniße ihm wie der leibhafte Satan erſchienen ſey und habe verlocken wollen. *H*] Z. 7 v. u. welch großer] welcher großen *H* Z. 7 f. v. u. ſeit der Zeit vorgestellt vor geſchwebt *H* Z. 5 f. v. u. warum der Verruchte denn es ſo ganz auf ihn *H* Z. 3 v. u. in dem] im *H* Z. 1 v. u. bis 96 Z. 2 v. o. Andres — nachzuhallen] Andres war nun nach den [verbessert aus jenen] entſetzlichen Stürmen in eine glückliche ruhige Lage gerathen, allein zu erſchütternd waren jene Stürme [verbessert aus ſie] geweſen um nicht in ſein ganzes Leben dumpf nachzuhallen. — *H* Z. 6 v. o. die Jagd davor noch in der beſten Jahreszeit *H* Z. 7 v. o. Natur danach durchstrichen vom Entſetzen, von der Angſt *H* Gram *H* Z. 10 v. o. Monate] Monden *H* Z. 12 v. o. der Mutter getreues Ebenbild] das getreuliche Ebenbild der Mutter *H* Z. 14 v. o. als fehlt *H* ſo fehlt *H* er danach durchstrichen wohl *H* Z. 15 v. o. wohl danach noch wieder *H* Z. 16 v. o. Forſt] Wald *H* Z. 17 v. o. endlich davor noch unterdeßen *H* Z. 16 f. v. u. Tode durchs Feuer] Feuertode *H* Z. 15 v. u. weniger Zeit] wenigen Tagen *H* Z. 13 v. u. eingebrochen danach durchstrichen aus *H* Z. 12 v. u. Schloß *H* Z. 8 v. u. zu wollen ſchien] wollte *H* Z. 7 v. u.

Büchſenſack] Jagdtaſche *H* Z. 6 v. u. aber danach durchſtrichen da *H* nun danach noch näher *H* Z. 4 v. u. dumpf vorgestellt vor Trabacchio *H* 97 Z. 4 v. o. hergeführt danach noch aus dem Gefängniß *H* mich nachgestellt nach vielleicht *H* Z. 5 v. o. ſchaffen — ſtirb *H* Z. 7 v. o. Jammer danach noch und ſchrie *H* Z. 12 v. o. Trabacchio danach durchſtrichen und *H* Z. 14 f. v. o. erquickte. Bald — verſunken.] erquickte, daß er bald aus der Ohnmacht, in die er verſunken erwachte. *H* Z. 16 v. o. ergriff verbessert aus hatte . . . gefaßt *H* Z. 17 v. o. entſetzliche *H* Z. 15 v. u. wahnſinniger davor noch wilder *H* Z. 14 v. u. des] ſeines *H* Händen danach durchſtrichen da fiel *H* Z. 14 f. v. u. Händen; ein *H* Z. 13 v. u. Seele; man *H* Z. 12 v. u. trocknen davor noch tiefen *H* Z. 11 v. u. in die Tiefe davor durchſtrichen hinab *H* der] ſein *H* Z. 10 v. u. auf der Stelle] in dem Augenblick *H*. Z. 9 v. u. Der Ketten — entledigt. fehlt *H* Z. 8 v. u. hinauswarf] herauswarf *H* er erwachte] aber er erwachte wieder *H* Z. 7 v. u. hellſtrahlte, da *H* Z. 4 v. u. andres *H* Z. 3 v. u. ſtachen danach noch ihn *H* 98 Z. 2 f. v. o. einſchlürfte] aufſchlürfte *H* Z. 3 v. o. vermochte danach durchſtrichen bis zu einer Stel[le] *H* Z. 5 v. o. unfern von] dicht vor *H* an das] ans *H* Z. 7 v. o. fand. Die] fand, denn die *H* Z. 9 v. o. Ohne danach noch nun *H* Z. 14 v. o. ahnete *H* Z. 15 v. o. zu gehorchen] Gehorſam zu leiſten *H* Z. 16 v. o. nun fehlt *H* Z. 16 v. u. das] es *H* Z. 14 v. u. eins *H* Z. 13 f. v. u. jenes köſtlichen wunderſamen Liquors] jener wunderbaren geheimnißvollen Tropfen *H* Z. 10 v. u. alt danach noch ſeyn *H* Z. 10 f. v. u. anvertraut ſein] übergeben werden *H* Z. 8 v. u. entſteht] entſprießt *H* Z. 3 v. u. auf welche Weiſe] wie *H* Z. 2 v. u. ahnte] ahnen konte *H* Woche danach noch auf eine mir unerklärliche Weiſe *H* mehrern] neun *H* 99 Z. 1 v. o. ſei fehlt *H* Z. 2 v. o. Gaſtwirt] Wirth *H* Z. 4 v. o. gewogen] gut *H* Z. 10 f. v. o. dasjenige — kannſt es] vielleicht das einzige gerechte Gut was ich jemahls beſeßen, denn ich rettete es auf des Vaters Geheiß aus den Flammen als altes Beſitzthum unſerer Familie und ſo kannſt Du es *H* Einige Worte in diesem Satz, aber ohne Abänderung zum sinngemässen Verständnis, durchstrichen Z. 12 v. o. fiel Andres ein nachgestellt nach verübtet [Z. 14 v. o.] *H* Z. 13 v. o. da] an dem *H* den fehlt *H* Z. 15 v. o. Vor „Allerdings kein Abschnitt in *H* Z. 16 v. o. euern] ihren *H* Beſitz, ſeht *H* Z. 15 v. u. Truhe danach noch nach *H* Z. 12 v. u. in ſich unheimlichen Unmut] ſich von einem unheimlichen Gefühl inneren Unmuthes ergriffen *H* Z 7 v. u. die verbessert aus ſeine *H* Z. 3 f. v. u. verwundert war] verwundert ſchien *H* 100 Z. 1 v. o. Großvater danach noch *Trabachio H* Z. 2 v. o. wußte danach noch und oft es anzuſtellen wußte, daß *Trabachio* unbemerkt oder wenigſtens ohne aufzufallen den Schloßgarten beſuchen durfte. *H*

Z. 5 v. o. Hauſe, zu *H* Z. 6 bis 8 v. o. wurde — Er] war es zu Muth als träfe ihn ein Blitzſtrahl, denn er *H* Z. 9 v. o. weiter fehlt *H* Z. 11 v. o. im Zank] in Zank und Streit *H* Z. 12 v. o. indem verbessert aus als *H* Trabacchios Thüre] die Thüre *Trabachios H* Z. 13 v. o. Geſtalt davor noch finſtre *H* Z. 14 v. o. hinaus] heraus *H* Z. 17 v. o. Schloß-gefängnis] Burggefängniß *H* Z 16. v. u. allen böſen Tritten] allem böſen Treiben *H* Z. 15 v. u. im wehmütigen] in wehmütigem *H* Z. 13 v. u. quält, er *H* Z. 12 v. u. dem davor noch und *H* Z. 10 f. v. o. nicht mehr — Bleibe] keine Macht mehr über mich hat; bleibe *H* Z. 6 v. u. glühender danach durchstrichen als ſonſt *H* Z. 5 v. u. zuweilen danach durchstrichen wieder *H* ſonſt; während *H* Z. 4 v. u. die] welche *H* Z. 3 v. u. zuweilen ſtrich] ja es ſtrich zuweilen ſolch *H* Z. 1 v. u. umſchlug] umblätterte *H* **101** Z. 1 f. v. o. verruchter Satan — Was] Du verrucht wie der Satan biſt es, der hier ſeinen hölliſchen Spuk treibt, was *H* Z. 4 v. o. So fehlt *H* Z. 7 v. o. an das] ans *H* Z. 10 f. v. o. könnte hier — herum ſpuken] iſt es der hier herumſpuckt, aber das könte er nicht *H* Z. 12 v. o. hättet — ihr *H* Z. 13 v. o. bereitet — ihr *H* Z. 16 v. u. ich davor noch und *H* Z. 15 v. u. von der Jagd vorgestellt vor heimkomme *H* Z. 14 v. u. gab verbessert aus war *H* Z. 13 v. u. Als] So kam es daß er ſpäter als gewöhnlich im Forſt blieb und als *H* von dem] vom *H* Z. 12 v. u. fühlte ſich verbessert aus war ſo *H* Z. 11 v. u. Gemüthe *H* beſonders vorgestellt vor im [Z. 12 v. u.] *H* merkwürdigen verbessert aus beſonderen *H* Z. 8 v. u. Jägern davor noch übrigen *H* Z. 8 f. v. u. bis er — Nebenwege] und ſich endlich indem er unverſehends einen Nebenweg eingeſchlagen *H* Z. 7 bis 5 v. u. Im Begriff — flackerte.] Unerachtet nun die Nacht völlig eingebrochen [verbessert aus es ganz finſter geworden] , war Andres der Wege im Walde zu kundig um ſich zu verirren, er war daher im Begriff zurückzukehren und in den breiten Waldweg einzubiegen, als ein ſeltſames blendendes Licht durch das dickſte Gebüſch brach. *H* Z. 2 v. u. goldverbrämten davor noch rothen *H* Z. 1 v. u. Mantel danach noch: in ſchwarzer Kleidung *H* niedergekrempten] ſpaniſchen **102** Z. 1 v. o. roter davor noch herabhängender *H* Kopf *H* Arzeneykäſtchen *H* Z. 1 f. v. o. Arm — mit *H* Z. 2 v. o. blickte verbessert aus ſah *H* die Geſtalt] er *H* Z. 3 v. o. rot und blau] kleinen rothen und blauen *H* Z. 4 f. v. o. auf einer] über eine *H* Z. 5 v. o. des danach durchstrichen Satans *H* Z. 8 v. o. Andres] Andresſens *H* Büchſe danach noch: durch die Luft *H* Trabacchio verbessert aus er *H* Z. 9 v. o. das Feuer verbessert aus die Retorte *H* Z. 10 v. o. Die Geſtalt — verſchwunden nachgestellt nach hinzu [Z. 11 v. o.] *H* Z. 11 v. o. hinzu davor noch laut ſchreiend: mein Sohn — mein Georg! *H* ſtieß davor noch Andres *H* Z. 11 f. v. o. band — Haus.] er vermochte

bald den armen Georg loßzubinden und trug ihn ſchnell ins Haus. *H* Z. 13. v. o. Todesangſt] ausgeſtandene Angſt *H* ohnmächtig] halbohnmächtig *H* Z. 17 v. o. beide] ſie *H* Z. 15 v. u. der blutige Trabachio] *Trabachio* mit zerſchmettertem Gehirn *H* Z. 14 v. u. richtete davor durchstrichen da *H* mit halbem Leibe fehlt *H* ſtarrte davor noch und *H* an danach noch mit den blutigen Augen *H* Z. 12 v. u. Fahre danach noch hin *H* Z. 11 v. u. der danach durchstrichen Herr ſeines Entſetzens *H* Z. 9 v. u. haſt fehlt *H* Z. 5 v. u. manche] ewige *H* Z. 2 v. u. in das] worinn *H* 103 Z. 1 v. o. auserſehen nachgestellt nach Gott [Z. 2 v. o.] *H* Z. 3 v. o. bis Schluss Doch will ich — vermochte.] Doch will ich für ſeine Seele beten und morgen ein kleines Kreuz dahinſtellen wo wir ihn begraben. Des andern Tages ging Andres mit ſeinem Knaben und dem alten Jäger zum Herrn Grafen von Vach aufs Schloß und berichtete die [ganze durchstr.] Begebenheit [einige Worte durchstrichen, nicht mehr leserlich] die *Trabachios* Tod herbeygeführt. Der Gr: *von Vach* konte nicht anders als die That des Andres der einen Raüber und Mörder niedergeſtreckt, billigen, und ließ den ganzen Verlauf der Sache insgeheim niederſchreiben und die Schrift im Archiv des Schloßes aufbewahren. Als Andres wie er ſich vorgenomen, das Kreuz auf das Grab ſetzen wollte, fand er die Erde ganz aufgewühlt, [und durchstr.] der Leichnam war verſchwunden; ob das nun von wilden Thieren oder wie ſonſt bewirkt worden blieb im Zweifel.

Nun erſt genoß Andres noch eines ruhigen Alters; von dem Juwelenkäſtchen des *Trabachio* machte er nie Gebrauch, ſondern hinterließ es dem Sohne der dadurch reich genug wurde ſeiner Neigung die ihn unwiderſtehlich nach dem ſchönen Welſchland zog, zu folgen. Dort wurde er unter dem Nahmen *Georgio Andreino* ein berühmter Sänger und Componiſt und glänzte auf den Theatern in Rom und Neapel. Er blieb nach dem Beiſpiel ſeiner Eltern ein fromer Mann, und man hat daher nie vernomen, daß er von dem Doktor *Trabachio* der ſich noch hin und wieder in Italien blicken ließ beunruhigt worden ſeyn ſollte. *H*

Das Manuskript des „Revierjägers“ (in Quart, wie der „Sandmann“ in grünes Glanzpapier gebunden) besteht aus 29 Blatt mit 57 beschriebenen Seiten, die mit Rotstift nummeriert sind, doch beginnt die Seitenzählung mit 3 (woraus zu schliessen, dass der Vortitel entfernt wurde), sodass diese mit 59 endet, die letzte Seite ist frei. Offenbar haben wir hier, da trotz mannigfacher Durchstreichungen und Aenderungen die Schrift sehr klar und sauber ist, die für den Druck der „Fantasiestücke“ bestimmte Vorlage als die Abschrift einer frühen (ersten?) Fassung. Trotz der zahlreichen Abweichungen von der in den „Nachtstücken“ gedruckten Erzählung (vgl. S. 387—407) haben wir einen Lesartenapparat dem

diplomatisch getreuen Wiederdruck vorgezogen, da beide Fassungen hintereinander gelesen, doch kaum eine grosse Verschiedenheit von einander empfinden lassen. Ueber Schreibung und Orthographie wäre dasselbe zu sagen wie beim Sandmannmanuskript. *H* bedeutet Handschrift und ist hier als markantes Trennungszeichen für die einzelnen Lesarten benutzt worden.

C. Anmerkungen.

S. 4 **mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel** Vgl. Schiller, Die Räuber, Aufzug V Szene 1. Franz: Nein ich bitte dich, lass dir erzählen, und lache mich derb aus! — . . . . . aber ich sage dir, lache mich derb aus! — . . . . . Nun, warum lachst du nicht? Daniel: Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert?

S. 5 **was denn das für ein Mann sei, der Sandmann?** Vgl. W. v. Schulenburg, Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882. S. 43: „Der Sandmann ist gekommen" Eine allgemein gebräuchliche Redensart, wenn den Kindern der Schlaf kommt: es ist ihnen, als ob ihnen Sand in die Augen gestreut ist, sie können die Augen nicht mehr offen halten. Die Kinderfrau macht aus dem Sandmann ein Schreckgespenst für das Kind. Dazu Schulenburg S. 65: Bubak „wenn du nicht schlafen wirst, dann wird der Bubak — der wilde Mann — kommen, der wird dich holen, dass du einschlafen wirst." — „Ueberall, wo es finster ist, ist der schwarze Mann." — Vgl. auch C. F. Flögel, Geschichte des Groteskekomischen, ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Liegnitz und Leipzig 1788. S. 13: „Bei den Römern wurde theils in den Atellanischen Komödien, theils bei andern öffentlichen Spielen eine Marionette gebraucht, welche Manducus oder der Kinderfresser genennt wurde. Die groteske Figur, welche eigentlich ein Schreckbild der Kinder vorstellen sollte, und erwachsenen Leuten zum Gelächter diente, hatte dicke aufgeblasene Backen, bewegliche, schielende, rothe Augen, einen weit offenstehenden Mund, grosse spitzige Zähne, mit denen sie schrecklich knirschte, und eine blasse Todtenfarbe." — Vgl. ferner ebenda über solche Popanze, die überall unter verschiedenen Namen gehen, S. 14—24 (so S. 23: „Die alten Preussen brauchten den Namen des Piculnus ihren Kindern Furcht einzujagen, und die alten Deutschen bedienten sich in eben der Absicht des Namens der Druden; daher, sagt Aventinus, ist noch an vielen Orten das Sprüchwort üblich, womit man die kleinen Kinder bedrohet: Schweig, die Drut

kommt.“ u. s. w.). Hier bei Hoffmann haben wir es also mit der Verquickung zweier verschiedener Begriffe zu tun.

S. 7 **der alte Advokat Coppelius** s. darüber in d. Einl. S. XIVf. — **erſchien immer in einem altmodiſch zugeſchnittenen aſchgrauen Rocke, ebenſolcher Weſte und gleichen Beinkleidern** also wie der Kriegsrath J. G. Scheffner (1736—1820), in dem durch einen Zufall Hippel und Hoffmann den Verfasser der „Gedichte im Geschmack des Grécourt (1771)“ erkannten (Hitzig, 1823. I, 27f., 1839 I, 21: Hoffmann „war die lange, hagere, graue Gestalt, — Scheffner ging nie anders als grau gekleidet, — mit den Satyr-Zügen, ein Gegenstand mancher beissenden Bemerkung.“), worauf schon Grisebach aufmerksam macht. Dass dieser Mann das Vorbild für Coppelius war, glaube ich nicht. — **aber dazu ſchwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinſchnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über den großen roten Ohren, und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß.** Also ungefähr wie die Aufmachung bei dem Helmstädter Professor Beireis (s. d. Anm. zu Bd. I S. 211). Sybel schildert ihn in seinen „Nachrichten über Beireis“ (Berlin 1811): „Er trug eine weisse ziegenhaarene niedrige Perrücke, hinten mit einem kleinen Knoten und an den Seiten mit weit vorgehenden Locken, welche am Augenwinkel anfingen und über dem Ohr endeten. Eine weisse, dünne und schmale Halsbinde wurde hinten durch eine grosse silberne Schnalle gehalten, und der Rock, mit grossen Schössen und Aufschlägen, war, so wie die lang getaschte Weste und die Beinkleider von hellblauem Tuche. Hochklappige Schuhe mit kleinen runden Schnallen und schwarze Strümpfe zierten den untern Theil.“

S. 9 **tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer** Schon Robert Boxberger macht in seiner Hoffmannausgabe (Berlin, Gustav Hempel o. J. [1879—83]) Bd. 7 S. 9 die Bemerkung, dass Coppo im Italienischen Augenhöhle bedeutet. Er setzt hinzu: „Darin liegt der Zusammenhang dieser und anderer Stellen mit den Namen Coppelius und Coppola.“ — Uebrigens ist Coppola ein in Italien nicht seltener Familienname. — **Augen her, Augen her** Ein altes Märchenmotiv ist das Wiederverkaufen ausgestochener Augen. Vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung (Bd. I der kl. Schrift.) herausgeg. v. J. Bolte. Weimar 1898. S. 347, 434 ff., 463.

S. 14 **alchymiſtiſche Verſuche** Es gab noch zu Hoffmanns Zeit recht gebildete Leute, die sich ernstlich bemühten, aus unedlen Metallen Gold

zu machen. So hatte der berühmte Verfasser der „Jobsiade", der Bochumer Arzt Karl Arnold Kortum (1745—1824), mit dem Rector und Pfarrer Joh. Chr. Fr. Bährens (1765—1833) in Schwerte bei Dortmund die Hermetische Gesellschaft gegründet (s. darüber Herm. Kopp, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Heidelberg 1886. Th. II. S. 152—163, 290—303); die materia prima war die Kohle. Unter Nennung seines Namens veröffentlichte er 1789 eine „Vertheidigung der Alchimie wider die Einwürfe der neuesten Gegner", der er dann die Schrift „Karl Arnold Kortum der Arzn. Doktor, Noch ein Paar Worte über Alchimie und Wiegleb. Duisburg 1791" folgen liess. — Auch wird 1805 ein zu Königsberg (!) bestehender Verein bekannt (vgl. Kopp a. a. O. S. 288—290: „Ein rosenkreuzerischer Verein in Königsberg im 1. Dezennium des 19. Jahrhunderts).

S. 16 **wie jener berühmte Naturforſcher Spalanzani** Lazzaro Spallanzani war nach Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte u. s. w. Bd. V (Wien u. Leipzig 1887) S. 475, einer der berühmtesten Naturforscher aller Zeiten (geb. 12. Januar 1729 zu Scandiano, gest. 11. Februar 1799 zu Pavia). Dass Hoffmann diesen Namen für seinen Professor der Physik und Automatenfabrikanten wählte, zeigt vielleicht einen leichten Spott über Spallanzanis Versuche, Tiere künstlich zu befruchten und zu erzeugen (s. hierüber: [Ch. G. Flittner] Die Begattung und Fortpflanzung organischer Wesen. Berlin 1797. S. 291—301, sowie besonders: Spallanzani's Versuche über die Erzeugung. Aus dem Französischen von Michaelis. Leipzig 1786). Ueber dies Thema spottet auch J. G. Rhode in seinem anonym erschienenen Buche „Spielereien vom Mahler Anton. 1798" Bd. I S. 80. in „Leben, Charakter und Tod des Herrn Pastor Wohlgemuth": „In einer gelehrten Anzeige hatt' er [der Pastor] irgendwo einmal von dem Buche des berühmten Abt Spallanzani gelesen, der die Kunst erfunden hatte, junge Hunde, — Frösche und Fische zu machen; — und warum nicht auch Menschen? dachte Pastor Wohlgemuth, und verschrieb sich das Buch auf der Stelle". (Der Pastor wollte auf diese Weise dem durch die Kriegszeiten verursachten Männermangel abhelfen).

S. 17 **den Caglioſtro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berliniſchen Taſchenkalender ſteht** Es ist das elfte Blatt der Serie „Modethorheiten" im „Berliner genealogischen Kalender auf das Jahr 1789". Eine Reproduktion des Stiches ist unserm Bande beigegeben. Ueber Cagliostro s. in Band I Anm. zu S. 212. —

S. 20 **Magdalenenhaar — Battoniſchem Kolorit** Die büssende Magdalena im Dresdener Museum gehört zu Pompeo Girolamo Battoni's

(1708—1787) besten Werken. Heinrich Meyer sagt: „Batoni besass Lebhaftigkeit und Wärme des Colorits, aber Harmonie der Farben, die angenehme Wirkung und der Ton des Ganzen gelangen ihm gewöhnlich nicht; dagegen muss man einzelne, vortrefflich und mit äusserster Sorgfalt ausgeführte Theile billig bewundern.“ Nagler nennt ihn „den letzten Sprössling der gänzlich ausgearteten italienischen Schule, den besten Maler seiner Zeit.“ Am 16. August 1798 schreibt Hoffmann aus Glogau an Hippel über seine Reise nach Dresden: „Nur noch das eine sage ich Dir, dass mich die Nacht von Correggio in den Himmel gehoben, — dass mich die Magdalena von Battoni entzückt hat, und dass ich mit tiefer Ehrfurcht vor der Madonna von Raphael gestanden habe.“ Battoni erwähnt er noch einmal in einem Berliner Schreiben vom 15. Oktober 1798 an denselben Adressaten: „Jetzt bin ich fast zu verwöhnt durch die Dresdner Gallerie, wo ich Meisterstücke aus allen Schulen sah. — Ich kann in Enthusiasmus gerathen, wenn ich mich zurückversetze in den Saal der Italiener. — Denke Dir einen Saal, der gewiss noch einmal so lang ist wie das Haus Deines Onkels ehemals in Königsberg, dessen ungeheure Wände, von oben bis unten, Gemählde von Raphael, Correggio, Titian, Battoni u. s. w. decken . . .“ -- Ruisdael Es ist natürlich Jacob van R. (1628—1682) gemeint.

S. 25 nach dortiger akademischer Sitte mit scharfgeschliffenen Stoßrapieren zu schlagen Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wurde allerdings der Stossdegen, bis dahin an allen deutschen Universitäten üblich, durch den sogenannten Hiebkomment ersetzt, um das Duell weniger gefährlich zu machen. Nur in Jena und Erlangen erhielt sich das Stossfechten noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. — Das Ueberbringen der Forderung durch einen Kartellträger war damals nicht notwendig.

S. 33 die Legende von der toten Braut Wohl Anspielung auf Goethe's „Braut von Corinth“:

„Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich Dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiss,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.“

Die Erzählung „Die Braut im Sarge“ in Apel-Laun's „Gespensterbuch“ (vorletzte Erzählung des 4. Bandes, Leipzig 1812) oder die Ballade von der Totenbraut in Lewis' „Mönch“ (in Oertels Uebersetzung 1797

[s. Bd. II S. XIV unserer Ausgabe] S. 564ff.) enthält andere Motive. — Die Sage des Goetheschen Gedichts soll auf Phlegon aus Tralles' „Wunderbare Geschichten" zurückgehen.

S. 43 **Andres mit Namen** s. in der Einl. S. XVII f. — **Grafen Aloys von Vach** Eine gräfliche Familie dieses Namens hat es nicht gegeben. Wohl aber existiert eine Stadt Vacha an der Werra und ein Dorf und Rittergut Kleinvach im Regierungsbezirk Cassel, beide Orte also auf dem Schauplatz unserer Erzählung.

S. 44 **Wie neckendes geſpenſtiſches Weſen guckte das Wild aus den Büſchen, ſowie er ſein Gewehr abdrückte, war es verſtoben in der Luft** Hier haben wir, wie öfters in dieser Erzählung, Anklänge an die Elixiere des Teufels (vgl. Bd. II S. 130), die ja ziemlich gleichzeitig geschrieben wurden. Im übrigen werden wir an Apels „Freischütz" erinnert.

S. 63 **holte eine kleine Phiole aus der Taſche, und als er ſie öffnete, ſtrahlte ein helles Licht heraus** Hier verwendet Hoffmann geschickt die Kenntnisse, die er aus Wieglebs zwanzigbändiger Magie, einem Lieblingsbuche seiner Jugend, schöpfte. Vgl. Joh. Nic. Martius, Unterricht in der natürlichen Magie oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken; völlig umgearbeitet von Johann Christian Wiegleb. Mit Kupfern. Zweyte und vermehrte Auflage. Berlin und Stettin 1782 [Bd. I] S. 190 (Nr. 12 der „Chemischen Kunstücke"): „Ein Liquor, der in einer Flasche wohl verwahret ist, und leuchtend wird, wenn man die Flasche eröfnet." (In der 1. Aufl. von 1779 s. S. 178.) — Auch zur Idee des merkwürdigen Perspektivs Coppola's im „Sandmann" kann dies Buch eine Art Anregung gegeben haben (vgl. hier neben andern Stellen Bd. VII S. 126ff „Die curiöse Perspectiv") — Hoffmann las auch in späteren Jahren noch in diesem Werke, so schreibt er am 2. Oktober 1803 in sein Plozker Tagebuch „Den ganzen Abend läppischer Weise in Wiegleb's Magie gelesen."

S. 80 **Tropfen — die aus deines Kindes Herzblut gekocht ſind** s. in der Anm. zu S. 90.

S. 87 **bloß durch den ſcharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals ſchwere hartnäckige Übel** s. darüber Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel. Berlin 1811. S. 51: „Oft bedurfte es aller dieser Vorrichtungen nicht einmal, indem ein einziger Blick von Mesmer'n schon hinreichend war, dieselben [magnetischen] Zustände herbeizuführen." ferner ebenda S. 183, 385, 390. — **Mehrere Weiber ſtarben ihm ſchnell** ein Anklang an das Blaubartmotiv.

S. 90 **Aqua Toffana** auch unter den Namen Acquetta, Toffania, Acquetta della Toffa, Aqua della Toffa, Acquetta di Napoli oder di Perugia bekannt, ist ein langsam wirkender tödlicher Gifttrank, bestehend aus einer wasserklaren geschmack- und geruchlosen Flüssigkeit, nach deren Genuss sich Symptome einstellen, die den Verdacht einer Vergiftung nicht erregen. Woraus er bestand, ist zweifelhaft; nach einem Bericht soll er aus einer Auflösung von arseniger Säure mit einem Zusatze von Herba Cymbalariae bestehen, nach einem andern durch Kochen von weissem Arsenik mit Antimon und Blei hergestellt worden sein. Als Erfinderin wird eine Frau Teofania di Adamo bezeichnet, die 1633 in Palermo hingerichtet wurde. Ihre Tochter [?] Giulia Tofana soll nach Neapel gegangen sein und dort das Gift unter dem Namen „Manna von St. Nicolaus von Bari" verkauft und mit dem Bilde dieses Heiligen als Schönheitsmittel an ihre Kunden versandt haben (gest. 1651). — Anderweitig wird eine Sicilianerin namens Toffa als Erfinderin genannt, die von 1679--1709 in Neapel lebte, bis sie gehenkt wurde. Die Nachrichten gehen hier alle auseinander. — Ende des 18. Jahrhunderts glaubte man in Italien, dass die Aqua Toffana in Calabrien und in Perugia bereitet wurde, womit auch Papst Clemens XIV. vergiftet sein soll. Einen ausführlichen Bericht älteren Datums über dies Gift bringt das „Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechts catholischer Fürsten in Ansehung ihrer Geistlichkeit" von Le Bret im 4. Theil (Frankfurt und Leipzig 1774) S. 131—141 nach einem Manuskript aus dem Schweyerschen Cabinet: Giustizie fatte nel Pontificato di Alessandro VII. nel 1659 di alcune vedove, che fabricavano la venelosa bevanda dell' Acquetta, con la quale davano morte ai loro mariti & altri." Danach ist die Erfinderin und Fabrikantin eine Weibsperson namens Toffania in Palermo. Die hier gegebene Schilderung bezieht sich auf die Giftmischerei einer zu Rom lebenden Sicilianerin Hieronyma Spara, die Wahrsagerin genannt. Durch List wurde deren Treiben entdeckt und sie nebst fünf Helferinnen, von denen die Handlangerin Gratiosa besonders hervorzuheben wäre, zum Tode verdammt. Sie starben nach Bestätigung des Endurteils durch Papst Alexander VII. zu Campo di Fiore am Galgen. — Nach einer Mitteilung in einer westphälischen Zeitschrift aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts soll sich in Wilhelm Ludwig Wekhrlin's Journal „Das graue Ungeheuer" (o. O. [Nürnberg] 1784—87. XII) eine romanhafte Erzählung über die Zubereitung von Aqua Toffana befinden, wonach dies Gift aus dem Angstschweisse und Geifer sterbender Menschen fabriziert wurde, die durch scheussliche Marter nach und nach durch alle Grade

der Tortur zu Tode gefoltert wurden. Ich habe aber diese Stelle hier nicht finden können. — **nachdem es neun Wochen oder neun Monate alt worden** Die Zahl neun spielt im Aberglauben der Menschheit eine hervorragende Rolle. Vgl. W. v. Schulenburg, Wendisches Volksthum. Berlin 1882. S. 87 (Spiegel 9 Nächte unter einem Galgen eingegraben). S. 59 (Die 9 Jungen des Bären). S. 79 (Birnbaum mit 9 Wipfeln). S. 99 (Splitter von 9 Grabkreuzen). S. 100 (gegen Gelbsucht, eine Schleie 9 Tage an die Herzgrube binden oder 9 Tage Wasser in ein Wachslicht giessen). S. 103 (gegen Warzen 9 Zäckchen von einer Birke). S. 129 (am Christabend 9 Gerichte essen). Ferner: H. Frischbier, Hexenspruch- und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preussen. Berlin 1870. S. 6 (Böse Menschen bewahren sich Schoten, welche 9 Erbsen enthalten, um durch diese den Fuhrwerken ihrer Nachbarn zu schaden). S. 9 (Gegen das Verrufen vor sich hinmurmeln: „Leck ihm neun und neunzig mal im A . .!). S. 10 (dem Kinde ein Bündelchen mit neunerlei Wunderkräften in die Kirche mitgeben). S. 11 (gegen Hexen: ein Strauss mit neunerlei Blumen), u. s. w. durch das ganze Buch. Ebenso bei Temme u. Tettau, Die Volkssagen Ostpreussens, Litthauens und Westpreussens. Berlin 1837. S. 282 (Wird jemand durch heftiges Schreien aus dem Todeskampfe ins Leben zurückgerufen, so stirbt er nach 9 Tagen unfehlbar). Auch bei J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. Bd. III. Berlin 1878. S. 443 (wer gründonnerstags nicht neunerlei kraut isst, kriegt das fieber). u. s. w. u. s. w. — **Kind — auf unmenschliche Weise geschlachtet, indem er ihm die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgenommen. — aus des Kindes Herzblut köstliche Tropfen bereitet** Vgl. Temme und Tettau a. a. O. S. 266: „Für Räuber und Diebe galten als Schutzmittel die Herzen ungeborner Kinder; diese wurden roh, wie sie dem Leibe der Mutter und dem Körper des Kindes entrissen waren, in so viel Stücke zerschnitten, als Theilnehmer waren und deren eins von jedem derselben genossen. Wer so von neun Herzen gegessen, konnte, welchen Diebstahl oder sonstiges Verbrechen er immer begehen mochte, dabei nicht ergriffen werden" u. s. w. — Vgl. ferner: Der Breslauische Erzähler. Eine Wochenschrift von G. G. Fülleborn. Vierter Jahrgang. 4tes Quartal. Breslau 1803. S. 630. „Weinhannsens Mord- und Raubbande", Hanns Liemann Weinbrenner, genannt Weinhanns, gestand vor seiner Hinrichtung am 17. April 1661 19 Mordtaten, „worunter die grässlichste die Abschlachtung seines eigenen Kindes ist. Gleich nach der Geburt desselben hieb er ihm den Kopf ab, schnitt ihm den Leib auf und nahm das Herz und Eingeweide heraus. Den Kopf und die Eingeweide begrub er, aber der Leib und das

Herz wurde gekocht und von Vater, Mutter, Sohn und der Mutter Bruder gefressen. Auch die Herzen von einer genothzüchtigten und hernach ermordeten Magd und die von drei Kindern hatten sie verzehrt, die sie den von ihnen erschlagenen schwangern Weibern ausgeschnitten hatten.“ Die andern gestanden unter anderm „40 Personen ermordet zu haben; worunter auch drei schwangere Weiber, deren Kinder sie aus dem Leibe genommen und die Herzen derselben theils gefressen, theils nebst den Händen derselben bei sich getragen, pulverisirt, und dieses Pulver in Bier geworfen, und selbst getrunken hatten, um dadurch beherzt zu werden und vor Entdeckungen sich zu sichern.“ Auch „Gottfried Schultzens Neuaugirte und continuirte Chronica. Die Vierdte und letzte Edition. Lübeck 1654“ bringt auf S. 929 (Anno Chr. 1654) etwas ähnliches: „In Schlesien ward ein Wildschütz eingezogen, der nicht allein 180 Mordthaten begangen, wie er selber bekandte, sondern hatte auch mit seiner leiblichen Schwester 2 Kinder gezeuget, denen er das Hertz ausgeschnitten und gefressen. Er ward folgenderweise abgestraffet; Erstlich wurden ihm die Glieder der beyden Händen abgezwicket, und die Brüste und beyde Arme mit glüenden Zangen gerissen. Nach diesem ward er auff eine Kuhhaut nackend durch die Stadt biss auff dem GerichtsPlatz geschleiffet, von unten auff gerädert, und endlich geviertheilet.“ — Ueber dies Thema bringt auch Hermann L. Strack in seiner schon in der Einleitung erwähnten Schrift „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. 8. Aufl. München 1900“ eine Menge Belege. Wichtig sind die Abschnitte: 4 „Blut anderer Menschen wird zu Heilungszwecken verwendet“, 5 „Menschenblut heilt den Aussatz“ (hierin S. 39: „Nämlich das Herz des Kindes muss hinzukommen, welches Ew. Majestät [König Richard von England] ganz warm und roh, wie es aus dem Leib genommen, essen und verzehren muss“), 11 „Der Blutaberglaube als Veranlassung von Verbrechen“ (S. 61: „Da er hörte, dass er genesen werde, wenn er das Herz eines Menschen esse“). Ausserdem s. Seite 55 (Anklage gegen die Fremden in Madagaskar [1891!], dass sie Menschenherzen verzehrten und zu diesem Zwecke Kinder kauften und töteten.), S. 75 („Auch mit dem Herzen neugeborner oder unschuldiger Kinder sowie mit deren Blute, ja sogar mit den aus dem Mutterleibe geschnittenen Kindern sollen die Diebe ganz gewaltige, in ihr nächtliches Geschäft einschlägige Zauber bewirkt haben“ u. s. w. nach Montanus), S. 76 („welcher den Wahn hatte, der Mensch werde fliegen können, wenn er neun Herzen von ungebornen Kindern ässe“ aus Meissners Skizzen), S. 78, S. 79 u. ö. — Auch in dem Trauerspiel des Andreas Gryphius „Cardenio und Celinde“ spielt dieser Hexenglaube eine ähnliche Rolle.

— Satan — bald in dieſer bald in jener Geſtalt, meiſtens aber als Fledermaus Bekanntlich tritt der Teufel in den mannigfachsten Gestalten auf. Vgl. Gustav Roskoff, Geschichte des Teufels. Leipzig 1869. Bd. II S. 160: „Der Teufel war ganz ‚quasi' russig, nahm bald die Gestalt von Vögeln, bald von Schlangen, wilden Thieren, Seeungeheuern, richte sich auf, bald bis an die Wolken reichend, bald wälzte er sich im Staube". S. 161 (als Drache), S. 162 (als wilde Tiere, Hunde, Schlangen) u. ö. Dann: Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg. Göttingen 1844. S. 946ff., S. 1023 (als Maus, Bock, Krähe, Fliege). Ferner: Temme und Tettau a. a. O. S. 144f. (als Pferd oder Bock), S. 146 (mit Hahnenfüssen) u. ö. — Dass die rote Farbe die Lieblingsfarbe des Doktors Trabacchio wie des Teufels ist (heute wird der Teufel auf der Bühne immer in roter Tracht erscheinen), beruht auf altem Volksglauben. Vgl. Roskoff a. a. O. S. 146: „So hatte bei der Scheidungsklage Philipps von Frankreich ein alter Geistlicher den Teufel gesehen, der in rother Gestalt auf den Knien der Königin herumhüpfte und grässliche Gesichter schnitt."

S. 92 bereit, den teufliſchen Spuk — zu bekämpfen Ein sehr komisches Teufelsbannen in Francisci „Höllischem Proteus" (Nürnberg 1690) S. 617f.

S. 100 eine ſeltſam pfeifende Zugluft Aehnlich meldet sich der Teufel an der in voriger Anmerkung citierten Stelle an: „Indessen lässt sich nicht allein, draussen vor der Stuben, im Hause, ein grausames Getümmel, sondern auch rings um das Schloss her, ein gewaltig-brausender Sturm hören, und war denen in der Stuben kaum ein Glied oder Härlein übrig, das nicht erschaurete, oder zitterte, vor Furcht und grausen."

S. 104 in G. = Glogau. — wie die Ratten Proſperos Fahrzeug vgl. Shakespeare, Der Sturm. Aufz. I Sz. 2 nach A. W. Schlegels Uebersetzung:

„Sie rissen uns an eines Schiffleins Bord,
Dann ein paar Meilen seewärts, nahmen dort
Ein faul Geripp von Boot, ganz abgetakelt,
Kein Mast, noch Segel; selbst die Ratzen hattens
Aus Furcht geräumt!"

S. 105 im Jeſuiter-Kollegio Nach dem Eintreffen der Jesuiten in Glogau (1622) wurde zur gewaltsamen Bekehrung der Protestanten zum Katholizismus mit Hilfe des Lichtensteinschen Dragonerregiments geschritten. Mit dem Bau des Jesuitenkollegiums wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts begonnen. „Die im neuitalischen Kunstgeschmack [s. u.] erbaute, mit zwei Kapellen, deren eine die Lichtensteinsche, die andere

die gräflich Frankenbergsche, von den darin aufgestellten Grabdenkmälern benannt wird, geschmückte Kirche wurde 1724 den 4. Juli von dem Weihbischof Elias von Sommerfeld eingeweiht" (F. Minsberg, Geschichte der Stadt und Festung Gross-Glogau. Glogau 1853. Bd. II S. 100f.). Als Mitglieder eines besondern Ordens wurden die Jesuiten 1776 aufgehoben, aber in ihrem Predigeramt und als Lehrer in ihrem Schulamt belassen. In dem Kriegsjahr 1813 baute man „in der noch schönen Jesuiter-Kirche, die schon Magazin für Heu und Munition, Ochsenstall und Lazareth gewesen", zwei Rossmühlen (vgl. Dietrich, Gross-Glogaus Schicksale von 1806—1814. Glogau 1815. S. 127). — Jetzt ist das ehemalige Seminar das katholische Gymnasium (in der Breslauerstrasse), daran anstossend die noch bestehende schöne Jesuitenkirche (Ecke der Jesuitenstrasse). — **Überall sind die Klöster, die Kollegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italanienischen Stil gebaut, der auf antike Form und Manier gestützt die Anmut und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht** Man redet von einem „Jesuitenstil" Die meisten Kirchen der Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert sind im Barockstil gebaut. S. darüber u. a. Albert Kuhn, Geschichte der Baukunst. II. Halbband. Einsiedeln 1909 den Abschnitt: „Die Architektur in der Stilperiode des Barock" mit dessen Unterabteilung „Die Denkmale des Barockstils in Deutschland". S. 881 heisst es: „Unter den religiösen Bauten nehmen sodann die Stifte und Klöster der Benediktiner, Cisterzienser, Prämonstatenser, Chorherren, ferner die Kollegien der Jesuiten den ersten Rang ein. Wenige derselben und auch diese nur in einzelnen Partien, erhielten eine höhere architektonische Ausbildung. Ihre bisweilen imposante Wirkung beruht hauptsächlich auf der Wiederholung der gleichen Motive in oft ausserordentlich langen Bauzeilen. In den meisten Stiften wurden, ausser der Kirche, einige Innenräume architektonisch besonders ausgezeichnet, wie der Haupteingang, das Refektorium, besonders die Bibliothek; es gehörte zum Ehrgeiz und berechtigten Stolz jedes Klosters, dieselbe nicht nur mit den reichsten litterarischen Schätzen, sondern auch architektonisch möglichst glänzend auszustatten." Obwohl Kuhn S. 886 sagt: „In Schlesien, das künstlerisch unter dem Einfluss von Prag stand, finden sich manche bedeutende Werke im italienischen Barocco", gedenkt er bei der Fülle weit prächtigerer Bauten der Glogauer Jesuitenkirche nicht; doch gibt die Besprechung des Passauer Domes (S. 884) ein hier passendes anschauliches Bild: „Die Dekoration ist sehr reich mit stark vortretenden und verkröpften Linien. Die besonders häufige Verwendung von Figuren ist charakteristisch für den Bildhauerarchitekten: Engel mit Schrifttafeln

stehen auf dem Gebälk der in die Pfeilerarkaden hineingestellten jonisierenden Pilaster, allegorische weibliche Gestalten sitzen auf den Archivolten der Pfeilerarkaden, Telamone tragen über den Pilastern die Kröpfungen des Simses, Propheten treten neben die Ansätze der Quergurte. Alles, das Figürliche wie das Ornament, ist mit grossem Geschick und in edeln, aber sehr aufdringlichen überall, an die Renaissance anklingenden Formen ausgeführt; es giebt dem Innern ein reiches, belebtes, freudvolles Leben." — **Superporten** — **Genientänze** S. Kuhn S. 840: „Auch die Schlusssteine der Bogen und die Supraporten [niedrige Bilder über den Thüren, über deren Breite nicht hinausgehend] werden zum Tummelplatz der mannigfaltigsten Bildungen."

S. 106 **wo der Marmor unerschwinglich ist — zum polierten Gips versteigen.** Vgl. Kuhn a. a. O. S. 845: „Dass die Dekorationen an Wänden, dass Rahmen und allerlei Ornamente in Gips oder Stuck aufgetragen werden, darf nicht beanstandet werden. — — Wo für Altäre, Wandbekleidung aus Marmor etc. die Mittel nicht ausreichten, wurde Scagliola oder Gipsmarmor verwendet. Noch weit schlimmer war es, wenn Holz oder Wandflächen marmoriert, das ist als Marmor ausgegeben wurden." Also wie Berthold — **der die Wände in Giallo antik übermalte** , womit eine Imitation des gelben, auch rot geäderten numidischen Marmors Giallo antico, den die Römer für ihre Bauten verwandten, gemeint ist.

S. 107 **ein Dominichino** der bekannte italienische Meister Domenico Zampieri (genannt Domenichino) 1582—1641.

S. 110 **die sinnetäuschende Perspektive, hängt von genauer Berechnung ab** wofür ein Beleg das in der Anmerk. zu S. 113 genannte Werk J. A. Eytelweins.

S. 111 **als habe, wie es in jenem Trauerspiele steht, irgend ein Handlanger der Natur versucht, Menschen zu bilden, und es sei ihm mißlungen** vgl. Shakespeare, Hamlet, Aufz. III Sc. 2: Hamlets Ansprache an die Schauspieler: „O es giebt Schauspieler, die ich habe spielen sehn und von Andern preisen hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzirten und blökten, dass ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht gerathen." (nach A. W. Schlegels Uebersetzung).

S. 113 **Professor Eytelwein** Johann Albert E. (1764—1848), anfangs Artillerieleutnant, später Direktor der Bauakademie in Berlin. Ueber seine zahlreichen Schriften (meist hydraulische Literatur) s. J. C.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften. Bd. I. Leipzig 1863 S. 708f. Hoffmann spielt auf dessen Werk „Handbuch der Perspektive. 2 Theile. Berlin 1810“ an.

S. 115 Raphaels Maria in der Dresdner Galerie vgl. das Briefcitat vom 16. August 1798 in d. Anm. zu S. 20. Hoffmann beschäftigte sich häufig mit diesem Bilde. So schreibt er am 8. September 1813 aus Dresden an Kunz: „Jetzt eine Bitte ganz eigener Art, deren Erfüllung, wenn sie in ihren Kräften steht, nicht gerade eilt. Könnten Sie mir wohl einen leichten Umriss der Pommersfelder Maria (dem angeblichen Raphael), der nur eine Idee vom Bilde gibt, sowie eine kurze Notiz, auf welche Weise das Bild in die Gallerie gekommen, verschaffen? Es ist nämlich von einer ganz besondern Hypothese die Rede, die sich in meinem Kopfe entsponnen, und die durch die Vergleichung verschiedener Marien in der hiesigen Gallerie, vorzüglich der ganz über alle Massen alterthümlich frommen von Holbein, mit der bekannten hochherrlich Raphael'schen viel Wahrscheinliches gewinnt. Nun möcht' ich durch jenen Umriss meinen Diskussionen mit den hiesigen Malern Gewicht geben u. s. w.“

S. 116 aus N. in Oberschlesien Gemeint ist Neisse.

S. 117 nach der Mühle vielleicht ist der noch heute beliebte Ausflugsort Rauschwitz (Restaurant Häusler-Mühle) gemeint. — jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirne erzeugt würde Eine Anspielung auf Ph. Fr. Walther's (Direktor des chirurgischen Instituts an der Münchner Universität) „Physiologie des Menschen. Landshut. 1807—08.“ liegt nicht vor. Vgl. hier Th. II S. 338—358. Ebensowenig wird auf Joh. Gottl. Walter aus Königsberg, Professor der Physik und Anatomie zu Berlin (1734—1782), noch auf Dr. Joh. Adam Walther, praktischer Arzt in Bayreuth (Versuche in der Physiologie und Nosologie. Leipzig 1810), gezielt. — Einen Jesuitenprofessor Aloys Walther führt die „Bibliothèque de la Compagnie de Jésus“ im 8. Bde. (Bruxelles-Paris 1889) nicht an.

S. 118 wider alle Regel rückt der Herr Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Malers wörtlich in der ersten Person ein Satirischer Hieb auf Goethes Hackert-Biographie: „Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe. Tübingen, 1811.“

S. 119 wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Historienmaler allein auf der höchsten Spitze stehe und ihm alles übrige untergeordnet sei Vgl. Hackerts Fragmente „Ueber Landschaftsmalerey“. Goethe, Hackert S. 307: „Viele missrathenen

Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten sich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben."

S. 121 **Philipp Hackerts Ruhm** Durch die Goethesche Biographie (s. Anm. zu S. 118) ist Hackerts Name wohl allein uns noch im Gedächtnis. Jacob Philipp H. geb. 1737 zu Prenzlau, gest. 1807 zu Florenz. Nagler sagt in seinem Künstlerlexikon (München 1837): „Zu seiner Zeit wurde ihm die Krone der Landschaftsmalerei zuerkannt, aber diese wurde ihm in neuerer Zeit vom Haupte genommen, da der Landscha ter noch eine höhere Aufgabe erkannte, als die blosse Vedute, welche Hackert so sehr in Aufnahme brachte. Dennoch hat er unleugbare Verdienste. Er führte diese seit Claude Lorrain verirrte Kunst wieder auf die Natur zurück, und letztere fasste er in einzelnen Theilen meisterhaft auf. Er ahmte sie nur in gerissenen Stücken nach, ohne sie in ihrem Ganzen zu ergreifen." — Hackertsche Bilder hatte Hoffmann bereits in Königsberg kennen gelernt. Am 1. Mai 1795 schreibt er an Hippel: „Wenn ich doch eine Hackertsche Mondgegend hätte!" — Am 15. Oktober 1798 berichtet er dem Freunde aus Berlin: „Eben jetzt sind die Kunst-Ausstellungen auf der Akademie der Künste; du würdest mit mir den Kunstfleiss unserer inländischen Künstler bewundern. Hackert, der jetzt in Neapel lebt, hat zu dieser Ausstellung vier ganz vortreffliche Landschaften nach der Natur in Oel geschickt." — Später erkannte Hoffmann dann, dass Hackert **etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemälden Claude Lorrains, ja selbst in Salvator Rosas rauhen Wüsteneien entgegentrat** (dazu vgl. Hackerts Urteil über Claude Lorrain bei Goethe, Hackert S. 323 und Hofrat Meyers Urteil über Hackert ebend. S. 295 ff.). Hoffmann nimmt häufig auf das Goethesche Buch bezug, es ist aber wohl überflüssig, auf einzelnes hinzuweisen.

S. 123 **Solche Zufälligkeiten sind keineswegeS so verächtlich, wie Ihr glaubt, und deshalb mag sie mein Meister wohl anbringen** Dieses Detail betont der Hofrat Meyer in seiner „Würdigung" (vgl. die vorige Anm.) besonders: „der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen." — „Vielleicht ist das Detail hiebey oft grösser als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen lässt aber auch

die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig" — Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landschaft eines alten niederländischen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben Herr Dr. Hanns Floerke hatte die Güte, folgendes zu dieser Stelle mitzuteilen: „Das von Hoffmann gemeinte holländische Bild dürfte die berühmte, von Ruisdael an die zwanzigmal gemalte „Ansicht von Haarlem" sein (Klass. Bilderschatz Nr. 276). Zu dem Exemplar im Mauritshuis im Haag bemerkt der Katalog: ‚Vue de Haarlem, prise des dunes d'Overveen. Toile H. 0,56. L. 0,62. — Cette vue est prise à vol d'oiseau, d'un point élevé dans les dunes, qu'on voit au premier plan à droite. Au premier plan une prairie plate et rase, ou sont étendues, sur l'herbe, des longues pièces de toile. Les maisons d'une blanchisserie (vor deren einem eben dieses weisse Tuch sehr auffallend aufgehängt ist) se groupent un peu à gauche etc. etc. — Acheté à la vente — Gerrit Muller, Amsterdam, le 2. Avril 1827. — Ruisdael a peint ce sujet peut-être une vingtaine de fois; on en trouve des exemplaires aux musées d'Amsterdam et de Berlin (2), au palais de Darmstadt, à l'Academie des beaux Arts à St. Pétersbourg, chez Mme Vieweg à Brunswick, M. Holford à Londres, MM. R. et M. Kann et E. J. André à Paris, etc.' — (Kat. v. 1895. Nr. 155 (310) S. 358. — Das Amsterdamer Bild kam 1870 durch Legat ans Rijksmuseum. (H. 0,41. L. 0,35). — Die Berliner Bilder (Beschreib. Verz. d. Gemaelde, 1898. Nr. 885c u. 885e. werden (S. 267f.) beschrieben: ‚Haarlem von den Dünen, bei Overveen gesehen. Im Vordergrund, am Fuss der Dünen, Overveen, auf dessen Wiesen Linnen zur Bleiche ausgebreitet sind. Im Hintergrund Haarlem mit seinen roten Dächern, Windmühlen und Kirchtürmen, überragt von dem hohen Dom. — Ruisdael hat dieses Motiv öfter und immer mit besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt. — Aus der Sammlung Suermondt (Aachen) 1874.' (H. 0,52. L. 0,65) und: ‚Fernsicht von den Dünen bei Overveen. Im Vordergrunde die spärlich mit Heide und Buschwerk bewachsenen Dünen, die sich zu dem Dorf Overveen hinabziehen. In der Ferne rechts die Stadt Haarlem; am Horizonte der schmale Streifen der Zuidersee; darüber werden die spitzen Türme der Oude- und Nieuwekerk von Amsterdam sichtbar. — Erworben 1873 in Hamburg aus der Sammlung Mestern.' (H. 0,32. L. 0,40). — Ob sich in den drei letztgenannten Bildern auch das aufgehängte Tuch findet, vermag ich nicht zu sagen, beim zweiten ist es sehr wahrscheinlich, da, anders als bei den übrigen die Masse ziemlich genau übereinstimmen."

S. 126 **das Martyrium der heiligen Katharina** vgl. Löhe, Martyrologium (Nürnberg 1868) S. 207 unterm 25. November. Die heilige K. wurde von den Malern meist mit der Gottesmutter und der heil. Barbara zusammen gemalt. Sie ist geboren zu Alexandria und wurde nach grossen Martern am 26. November 307 (nach andern Berichten 306 oder 313) unter Maximus II. enthauptet. „Man mahlet sie gemeiniglich mit einer Cron ob dem Haubt, einem Jungfräulichen Ring an dem Finger, einem Schwert in der Hand, einem zertrümerten Rad an der Seite, und einem Kaysers-Kopf unter denen Füssen, welche so viele Gedenck-Zeichen oder Vorstellungen seynd, was sich in ihrem Leben mit selber zugetragen hatte" (nach: P. Franciscus Giry, Die Leben deren Heiligen; deutsch von Falzeder Th. II. Augspurg und Grätz 1730 S. 1000).

S. 129 **bis nach Bonapartes Siegen in Italien sich die französische Armee dem Königreich Neapel nahte, und die — Revolution ausbrach** Zwei Bücher der Zeit orientieren am besten über diese Zustände: 1.) Denkwürdige Begebenheiten der letzten Revolution zu Neapel, oder Geschichtserzählung von dem, was sich vor dem Einzug der französischen Armee und nach dem Abmarsch derselben daselbst zugetragen hat. Von einem Augenzeugen. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, bei C. Quien 1805. 8° IV u. 194 Seiten; und 2.) Historischer Versuch über die Revolution in Neapel. Aus dem Italienischen [des V. Cuoco] übersetzt von B. M. 2 Theile. Berlin, bei C. Quien 1805. gr. 8° XIV u. 328 + IV u. 267 Seiten. Letztgenanntes Werk fasst die rein historischen Facta knapper und hat offenbar Hoffmann vorgelegen, da wörtliche Anklänge an den Text sich feststellen lassen. Meine nur ganz kurz orientierenden Anmerkungen sind vorwiegend diesem Buche entnommen. — **Der König hatte mit der Königin Neapel verlassen** Am 21. Dezember 1798 hatte der König durch Anschlag verkündet, er gehe auf kurze Zeit nach Sicilien, um mit mächtiger Hülfe zurückzukehren, am 23. Dez. reiste er ab. — **die Citta war angeordnet** Citta hiess in Neapel eine Korporation von sieben Personen, von denen sechs adelich und eine vom Bürgerstande war. Sie war die Repräsentantin der Munizipalität von Neapel wie des ganzen Königreichs und bewahrte das Depot der Privilegien der Nation (s. im unter „2.)" angeführtem Werk Bd. I S. 126f.). — **Der General-Vikar schloß mit dem französischen General einen schmachvollen Waffenstillstand** Der König hatte den General Franz Pignatelli von Strongoli als Generalvikar (Vizekönig) zurückgelassen; er war vom Adel seiner Heuchelei wegen wenig geachtet, vom Volke wegen

seiner Grausamkeit und Raubsucht verabscheut. Der Waffenstillstand, nach dem sich das Volk „von dem Vikar, der Citta, den Generalen, den Soldaten, von allen verraten“ glaubte, wurde am 12. Januar 1799 geschlossen. Pignatelli musste der Wut des Volkes entfliehen. „Alle Bande der Gesellschaft waren aufgelöst“ (a. a. O. Bd. I S. 133). — *Viva la santa fede* Dazu die Anmerkung aus: „2.)“ Bd. I S. 133: „Santa fede (der heilige Glaube) ist ein unübersetzlicher Ausdruck, weil sich in der Folge der Nebenbegriff von Plünderung und Raub damit verband, und das la Santa fede eben so viel hiess, als Saccheggiare (plündern).“

S. 130 die Bemühungen Moliternos und Rocca Romanas, Günstlinge des Volks vgl. in: „2)“ Bd. I S. 133: „Wahnsinnige Horden eines bewaffneten Pöbels . . . . . erwählten Moliterno und Rocca Romana, junge Cavaliers, damals die Günstlinge des Volks, weil sie bei Capua und Cajazzo Bravour gegen die Franzosen bewiesen hatten, zu ihren Häuptern.“ Von Rocca Romana wird in dem unter „1.)“ genanntem Buche berichtet, dass er der schönste junge Mann des Königreichs war, „aber nur durch seine galanten Eroberungen berühmt; leichtsinnig, unwissend, aber voller Ehrgeiz, hatte er alle seine Güter verkauft, um zwei Regimenter Cavallerie zu bilden, die er nie hätte vollständig machen können, wenn die Königin, die sich auf eine ganz vorzügliche Weise für ihn interessirte, ihm mit ihrer Kasse nicht ausgeholfen hätte.“ Der Prinz Moliterno wird als das Idol des Volkes bezeichnet, es nannte ihn „seinen König, seine Schutzmauer, seinen Vertheidiger.“ — Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet vgl. in: „2.)“ Bd. I S. 135: „Unter so vielen Opfern der Volkswuth verdienen die Namen des Herzogs della Torra und Clemens Filomarino, der Vergessenheit entrissen zu werden; beide verdienten ihrer Talente und ihrer Tugenden wegen Ehrfurcht und wurden die unglücklichen Schlachtopfer der Treulosigkeit ihrer Bedienten.“ Schuld am Tod des Erstgenannten trug dessen Friseur, der das Gerücht verbreitet hatte, sein Herr habe für die Franzosen ein grosses Festessen herrichten lassen, während er ein Gastmahl für einige Freunde bereitet hatte, „denen die verschiedenen Regierungsformen ganz gleichgültig waren“ (näheres in: „1.)“ S. 43). — Lazzarone L. ist bekanntlich die verächtliche Bezeichnung für die unterste Volksklasse in Neapel.

S. 132 nach M. im südlichen Deutschland womit wohl München gemeint ist.

S. 133 zu N. in Oberschlesien s. d. Anm. zu S. 116.

S. 135 unfern des O—Stromes = Oder.

S. 136 **wie jener Doktor im Gilblas di Santillana** Gemeint ist der Doktor Sangrado, der aber nicht in seinen Versuchen umhersteuert, sondern mit seinem einzigen Universalmittel, Aderlässen und warmem Wasser, alle Patienten auf dem kürzesten Wege ins Jenseits befördert. S. „Gil Blas von Santillana. Neuübersetzt [von W. Ch. S. Mylius]. 6 Bde. Berlin 1779. Zweites Buch, 4.—7. Kapitel und Zehntes Buch, 1. Kapitel. — **Bolleros und Seguidillas** sind spanische Tanzweisen.

S. 137 *Agnus — Benedictus — Miserere — Gloria — Credo* Der Gang der Messe (Missa) ist kurz folgender: Nach dem „Introitus" des Sängerchors folgt der erste Gesang das „Kyrie", wonach der Priester das „Gloria" anstimmt, das der Chor ausführt. Ihm folgen die vom Priester gesungenen Collecten oder Orationen. Zwischen Epistel und dem Evangelium singt der Chor das „Graduale" (mit dem Allelujah) oder den „Tractus" oder die „Sequentia", dann intoniert der Celebrant das „Credo in unum Deum", das der Chor absingt. Es folgt das „Offertorium"; nun spricht der Priester die „Praefetatio", dann singt der Chor das „Sanctus". Nach der „Wandlung" singt der Chor das „Benedictus, qui venit" dann der Priester das „Pater noster", an das der Chor das „Amen, sed libera nos" anschliesst. Nach der „Communio" des Priesters folgt vom Chor das „Agnus dei qui tollis peccata mundi" (worauf: „miserere nobis") und diesem das „Dona nobis pacem", wonach die Gemeinde mit dem „Ite, missa est", oder bei besondern Gelegenheiten mit dem „Benedicamus", entlassen wird. — Seit Entwicklung des Sologesanges wurden einzelne als Chorgesänge bezeichneten Teile der Messe von Solisten ausgeführt, und Chor und Solo wechseln fast in jedem der weiter ausgeführten Sätze. — **Bizinien** Bicinium ist ein Tonstück für zwei Stimmen, ursprünglich Bezeichnung für jeden zweistimmigen Satz, dann aber für kleinere Stücke für zwei Hörner oder Trompeten, zum Unterschied von den ausgeführteren und kunstvolleren Duetten.

S. 138 **Hasenfuß** ist hier nicht in der heutigen Bedeutung „Feigling" gebraucht, sondern bedeutet soviel wie Narr, närrischer Sonderling, im gleichen Sinne, wie Belcampo in den „Elixieren des Teufels" ein Hasenfuss genannt wird (vgl. Bd. II S. 106 u. 119), und wie diesen Ausdruck der alte Justitiarius im „Majorat" gebraucht (im vorlieg. Band S. 214). So übersetzt Mylius in seiner Gilblas-Ausgabe (s. i. d. Anm. zu S. 136) den Satz: „Je voudrois savoir quel Original a pu faire un si ridicule épitaphe" mit: „Ich möchte wohl wissen, was für'n Hasenfus diese läpsche Grabschrift gemacht!" — **an irgend eines der gewöhn-**

lichen Halsübel iſt garnicht zu denken Klinke, der in seinem Buche „E. T. A. Hoffmanns Leben und Werke. Vom Standpunkte eines Irrenarztes. Braunschweig o. J. [1902]“ die modernen Bezeichnungen für die in Hoffmanns Schriften verarbeiteten Krankheits- und Seelenzustände giebt, nennt es „eine sogenannte hysterische Stimmbandlähmung“! — apprehenſiv = furchtsam.

S. 139 Doppelklavichord = Doppelklavier. Clavichord ist eine ältere Bezeichnung für Klavier. Das Doppelklavier wurde im 18. Jahrhundert von deutschen Instrumentenbauern erfunden. Meistens waren aber zwei Spieler zu dessen Bedienung nötig. Nur das vom Instrumentenmacher Hofmann in Gotha 1779 erfundene D. konnte von einem einzigen Spieler gespielt werden. Es kam aber nur wenig in Aufnahme, da es viel Raum wegnahm und durch zwei Klaviere ersetzt werden konnte.

S. 141 Tramontane italienisch = Nordstern. Tramontane verlieren eig. den Polarstern aus den Augen verlieren; daher übertragen: die Fassung verlieren. Hoffmann bildet die Redensart um. — gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu löſen vermag wie schon in Bd. I. S. 44 eine Anspielung auf Goethe's Zauberlehrling.

S. 142 die herrliche Haydnſche Meſſe aus dem D-Moll Darüber im Aufsatz „Alte und neue Kirchenmusik“ im 2. Teil der „Serapionsbrüder“. — „Haydn soll mein Meister seyn, so wie in der Vokalmusik Händel und Mozart“ (Plozker Tagebuch unterm 8. Oktober 1803). — „Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Instrumentalmusik“ (s. Bd. I S. 56).

S. 143 an eine Geſchichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las Dies ist wohl eine kleine Mystifikation Hoffmanns; wie aus den folgenden Anmerkungen hervorgehen wird, ist der historische Hintergrund der Erzählung derselbe wie bei dem „Gonzalvo von Cordova“ und die Fabel wohl von Hoffmann erfunden. Die Liebe zwischen Aguillar und Zulema ist eine geschickte Version der Liebesgeschichte des Gonzalvo und der Zulema, der Tochter Mulei-Hassem's. — Für das (im Text S. 145 erwähnte) Benediktiner-Nonnenkloster und dessen Insassen, die Priorin Donna Maria und die Schwester Emanuela, für den ehrwürdigen Priester Agostino Sanchez (im Text S. 146) und die im Text S. 154 geschilderte Bekehrungsszene fehlt mir die Kenntnis eines historischen Vorbildes. In Florians Dichtung fällt Aguillar vor der Einnahme Granadas von der Hand Alamars, während er nach Ferreras „Allgemeiner Historie von Spanien. Herausg. von Baumgarten und Semler. Bd. VII. Halle 1757“ erst im Jahre 1501 in einem Aufruhr der Mohamedaner umkommt. — den Gonzalvo von

Cordova habe ich gelesen Hoffmann las ihn sehr wahrscheinlich in der Uebersetzung von Samuel Baur: „Gonzalvo von Cordova oder die Wiedereroberung von Granada. Aus dem Französischen des Herrn von Florian [Jean Pierre Claris de F. 1755—1794. Die französ. Ausg. erschien 1791]. Berlin, bei Friedrich Maurer, 1793" in zwei Theilen. Baur gibt im 1. Teil von S. 3—202 eine „Kurze Geschichte der Mauren in Spanien", die Hoffmann allem Anschein nach sorgfältig gelesen hat. — Erst nach Erscheinen der „Nachtstücke" kam heraus: „Gonsalvo von Cordova; Rittergedicht von Florian. Frey übersetzt und in Octaven umgebildet durch Friedrich Krug von Nidda. Leipzig 1817." Diese Uebersetzung ist Goethe gewidmet. Einen geschichtlichen Umriss der Kämpfe vor Granada gibt Samuel Baur auch in seinen „Gemählden der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen u. s. w. Bd. 5. Ulm 1813" im 4. Abschnitt „Revolutionen in Spanien" S. 151—160.

S. 144 **Feldlager Isabellens und Ferdinands von Aragonien** Ferdinand V. — Die Belagerung dauerte von 1491 bis 1492 (neun Monate). — **der feige Boabdil** letzter König, auch Abuabdullah genannt, Sohn des Mulei-Hassem und einer Maurin Aixa. Ueber die Aufführung B.'s vgl. Baur's Einleitung (im Gegensatz zu der an zweiter Stelle genannten Abhandlung in den „Gemählden u. s. w." so bezeichnet) S. 156ff. — **das ihn den kleinen König nannte** Er hatte von den Granadern den Beinamen Zogoybi, d. i. der kleine König, erhalten. — **Ferdinand begnügte sich, die Wälle zu beschießen und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben** ganz so wie Baur in seiner Einleitung S. 162 sagt: „er [Ferdinand] begnügte sich die Wälle zu beschiessen, die häufigen Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben." — **Diese kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernsten Kämpfen** vgl. Baur's Abhandlung S. 153: „Tägliche Lustbarkeiten wechselten mit kriegerischen Scenen ab, und die Königin schien beide so sehr mit einander zu vermengen, dass sie blutigen Kämpfen, wie Turnierspielen, zum Vergnügen beiwohnte."

S. 145 **Das Innere wurde zum Kloster** Die Gründung eines Klosters an der Stelle wäre, wenn sie historisch, ganz im Sinne Isabellas gewesen, die sehr fromm war und viele Klöster gründete.

S. 147 **Ferreras** Es ist mir nicht bekannt und sehr unwahrscheinlich, dass der Dominikaner Vincentius Ferrerius (1357—1419), der durch seine Massenbekehrungen berühmt ist, komponierte (vgl. L. Heller, Vicentius Ferrer. Berlin 1830 — s. auch S. 148). — An den portugisischen

Komponisten, den Prior zu Coimbra, Cosme Baena Ferreira, der im 16. Jahrhundert lebte, ist natürlich der Zeit wegen nicht zu denken. — der Marquis von Cadix, Heinrich von Guſman, die Feldherren Mendoza, Villena s. Baurs Einleitung S. 161.

S. 148 Ferreras s. in Anm. zu S. 147.

S. 149 Flammen — erfaßten das Kloſter Das Feuer war durch ein in Isabella's Zelt brennendes Licht entstanden.

S. 150 lag Iſabellens ganzes — Lager in Aſche „Die Flamme verzehrte das ganze Lager" (Baur). — verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen —, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde. — das heute noch ſtehende Santa Fe Vgl. Baur's Einleitung S. 162 f: „Die Königin verordnete, dass die Spanier an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt erbauen, und dadurch den Mahometanern zeigen sollten, dass die Belagerung niemals aufgehoben werden würde. Diese grosse, ausserordentliche und Isabellens Geiste würdige Idee wurde in vier und zwanzig Tagen ausgeführt. Die Spanier liessen sich in der neuerbauten Stadt nieder, und umgaben sie mit Mauren. Sie steht noch heutiges Tages, und führt den Nahmen Santa-Fe, welchen ihr die fromme Königin beylegte." — Paleſtrinas Reſponſorien „Mit Palestrina hob unstreitig die herrlichste Periode der Kirchenmusik, mithin der Musik überhaupt an." — „Welch ein Meister ist Palestrina!" — So äussert sich Hoffmann über Giovanni Pierluigi Palestrina (1526—1594) in dem schon in der Anm. zu S. 142 genannten Aufsatz über „Alte und neue Kirchenmusik". — Responsorien sind bekanntlich die Wechselgesänge zwischen dem Priester und der Gemeinde.

S. 152 Hichem, der letzte des Stammes Alhamar Von 1313 teilte sich die königliche Familie zu Granada in zwei Aeste, die sich unaufhörlich befehdeten. Der erste führte den Zunamen Alhamar, weil er durch die männliche Linie vom ersten Könige abstammte, der zweite Farady, weil er nur von der weiblichen Seite daher entsprang.

S. 153 die Mauren endlich genötigt, zu kapitulieren am 2. Januar 1492 hielten Isabella und Ferdinand „unter dem Donner des Geschützes" (Baur) ihren Einzug in Granada. „Zuerst gieng der Zug nach der grossen Moschee, die in eine Kirche umgeschaffen wurde" (Baur. vgl. dazu Text S. 154 o.).

S. 156 Pergoleſes *Stabat mater* Giovanni Battista P. (1710—1736) komponierte sein „Salve Regina" und das „Stabat mater" 1735 nach seiner Rückkehr von Neapel und Rom, wo zwei seiner Opern

aufgeführt worden, in Loretto, wo er Kapellmeister an der Domkirche war.

S. 159 **wie die Fledermäuſe bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen ſechſten Sinn entdeckte** Ueber Spallanzi vgl. d. Anm. zu S. 16. Sp. machte zufällig die Entdeckung, dass die geblendeten Fledermäuse ebenso handelten, als wenn sie ihr Gesicht hätten. S. „Neues Journal der Physik. herausg. von D. Friedr. Albr. Carl Gren. Bd. I. Leipzig, Barth. 1795": „Ueber einen muthmasslich neuen Sinn bey Fledermäusen. In Briefen d. Herrn Abt L. Spalanzani an Herrn . . Vassali, nebst Antworten des Letztern. [Aus dem Italiänischen]" (S. 399). — Desgl. ebenda S. 430 u. 442 (Ergänzungen Rossi's und Sennebier's).

S. 160 **Aus Eberhards Synonymik mußt du wiſſen, daß wunderlich** u. s. w. Vgl. J. A. Eberhard, Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart (6 Theile. Halle 1795—1802) im 6. Theil (1802) S. 91—94: „Wunderlich sind zunächst bloss menschliche Meynungen, Handlungen, Wünsche, Verlangen, Zumuthungen, kurz alle Auesserungen des Erkenntniss- und Begehrungsvermögens, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen." — — „Wunderbar nennt man das, dessen Möglichkeit man nicht einsieht, und was man daher für unbegreiflich hält. Eigentlich wird es von dem Grossen gesagt, das über die bekannten Kräfte der Natur ist, was wenigstens nicht nach dem gewöhnlichen Maassstabe dieser Kräfte kann gemessen werden." — — „Es ist dem Menschen aber nur etwas begreiflich, wenn er die Kräfte kennt, die es wirken können, und die Naturgesetze, wonach es erfolgen kann." u. s. w.

S. 161 **in ***n** in Berlin. — **Die mit Gebäuden jener Art eingeſchloſſene Allee** Unter den Linden. — **nach dem***ger Thore** nach dem Brandenburger Thore.

S. 162 **ein Haus ins Auge fiel** u. s. w. s. darüber in der Einleitung S. XXIf.

S. 163 **Es iſt Graf P.** Graf Pückler; vgl. i. d. Einl. S. XXII. Das famose Begleitschreiben an Pückler, dem Dedikationsexemplar des „Klein Zaches" beigegeben, bringt Bd. IV. — Hermann Ludwig Heinrich Fürst (seit 1822) von Pückler-Muskau (1785—1871) nahm als Rittmeister den Abschied, um grössere Reisen durch Süddeutschland, Frankreich und Italien zu machen. 1811 erbte er nach dem Todes des Vaters die Standesherrschaft Muskau. Trat dann als Major in russische Dienste, um gegen Frankreich zu kämpfen, bereiste danach England, dessen be-

rühmte Parkanlagen er auf seinen Besitzungen mit Glück nachahmte und hielt sich dann abwechselnd in Muskau, Dresden und Berlin auf, wo er Hoffmanns Bekanntschaft machte. Seine geistreichen Schriften (Briefe eines Verstorbenen 1830, Tutti Frutti 1834 u. s. w.), meist Reisebeschreibungen, sind zwar bekannt, aber wenig gelesen.

S. 165 **in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hause nachbarlichen Konditors** Es ist die bereits in der Einleitung erwähnte Konditorei von Fuchs. Otto Pniower weist in seinem (in meiner Einleitung S. XXI in Fussnote 3 erwähntem) Aufsatz auf die Schilderung der Konditorei hin, die Heinrich Heine in seinem zweiten Berliner Brief (Elstersche Ausgabe Bd. 7 S. 567) giebt. Sie mag hier (da Pniower sie nicht wieder abgedruckt hat) ihre passende Stelle finden: „Das grosse Haus links ist die Konditorei von Fuchs. Wunderschön ist dort alles dekorirt, überall Spiegel, Blumen, Marzipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz. Aber alles, was man dort geniesst, ist am schlechtesten und teuersten in Berlin. Unter den Conditorwaren ist wenig Auswahl, und das meiste ist alt. Ein paar alte verschimmelte Zeitschriften liegen auf dem Tische. Und das aufwartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Lasst uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardienen, und wenn ich etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontinis Kortez oder Olympia". — Eine sehr eingehende Beschreibung findet sich im „Mindener Sonntagsblatt" Jahrgang 1834 in Nr. 3; zwar fast 20 Jahre später gezeichnet, als unsere Erzählung spielt, kann man jedoch annehmen, dass das Bild noch ungefähr das gleiche war. In einer Berliner Korrespondenz aus dem Spätherbst des Jahres 1833 werden die Konditoreien von Fuchs und Kranzler als besonders sehenswert hervorgehoben: „Das vordere Zimmer des Fuchsischen Ladens enthält den reichhaltigsten Laden selbst, der schon früher, nach unsers genialen Schinkels Angabe, ausgeführt und jetzt blos restaurirt ist. In schönen Vasen und Gläsern reihen sich die überzuckerten Früchte, die kandirten Gebilde aller Formen und Farben, die Mandel- und Chokoladen-Pasten, die Orangen, Apfelsienen und Citronat, die Macronen- und Marzipan-Füllungen, die chinesischen Leckereien und die ostindischen Ingwer-Töpfe an die Reihen der Flaschen von Maroschino, Rose, Goldwasser, Vanille und andere Liqueure bis zu dem roborirenden „Kurfürstlichen Magen", dem bittern Wermuth und dem westphälischen Steinhäger, den viele impertinent delikat finden, und dem ziemlich vergessenen Cholera-Elixir vorziehen. Alle diese Herrlichkeiten prangen in mit Spiegeltafeln ausgelegten Nischen, deren Kuppel mit vergoldeten, verzierten Leisten und Rosetten geschmückt ist. In den obern Ecken

der durch die Nischen gebildeten, mit Säulen dekorirten Arkaden sind Medaillons mit plastischen Figuren angebracht. Das Ganze ist wie auch die Tresen, von Mahagoni ausgeführt, dessen Goldverzierungen dieser düstern, stets nachdunkelnden Holzart das Triste benehmen, wodurch sich unsere modernen Möbeln, nach dem neuen, vereinfachten Geschmack auszeichnen, der ihr den vergoldeten Schmuck geraubt hat, der doch die Unfähigkeit der Schattenreflexe bei der dunkeln Holzart ersetzt . . . . . In dem darauf folgenden Zimmer, im Pompejanischen Style, zeichnen sich die auf Glas gemalten Friese, die grünlich polirten Thüren, die schönen Holzarbeiten und die mit Figuren geschmückten kannelirten Säulen aus" u. s. w. u. s. w. — Julius Rodenberg erzählt in seinem anschaulichen und stimmungsvollen Aufsatze (Einl. S. XXI), dass er diese Konditorei noch in den fünfziger Jahren gesehen, dass sie aber, als er nach mehrjähriger Abwesenheit wieder nach Berlin zurückkehrte, nicht mehr existiert habe.

S. 170 **nicht ſowohl im Traum, als im Delirieren des Einſchlafens** Vgl. Bd. I, Anm. zu S. 66; Bd. II, Anm. zu. S. 313. — **Murki** s. Bd. I, Anm. zu S. 50. — Vgl. auch Karl Müchler, Neue Spiele müssiger Stunden. Th. 2. Berlin 1812. Darin: „Woher kommt der Name ‚Murky'".

S. 173 **waches Träumen — als lähme eine Art Starrſucht** Auf Eindrücken, die Hoffmann aus dem Studium der magnetischen Litteratur seiner Zeit empfing, beruht der Grundgedanke der Erzählung, die durch ihre sehr geschickte Technik ganz mysteriös anmutet. Die erste Andeutung, dass es sich hier um magnetische Einflüsse handelt, zeigt S. 171 oben (magnetische Kette). Die Rolle, welche Spiegel in der magnetischen Behandlung spielen, ist am besten bei Kluge, Vers. e. Darst. d. animal. Magnetism. Berlin 1811, S. 47, 143, 183, 480 ff. zu ersehen. Die Reflection des magnetischen Fluidums durch einen Spiegel verstärkt die Wirkung. Diese ist oft sehr heftig durch die plötzlich eintretende magnetische Ueberfüllung. Das Eintreten einer Art Hypnose durch den auf einen Gegenstand starr gehefteten Blick, ist bekannt.

S. 174 **wenn Kinder nachts in den Spiegel blickten** „Lässt man ein noch nicht jähriges Kind in den Spiegel sehn, so wird es krank" (Temme u. Tettau a. a. O. S. 282) — „Wer nachts in den Spiegel schaut, schaut den Teufel darin" (J. Grimm, D. Mythologie. 4. Ausg. Bd. III. S. 438).

S. 178 **Reils Buch über Geiſteszerrüttungen** Es sind die „Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen. Halle 1803" gemeint. — **über fixen Wahn-**

ſinn vgl. dort § 20 (S. 306—364), sowie auch einiges in § 19. — Dr. K. Hoffmann denkt hier an seinen Freund Joh. Ferd. Koreff, geb. 1783 in Breslau, gest. 1851 in Paris, wurde 1816 ord. Professor der Berliner medizinischen Facultät und las über Physiologie. Im Jahre 1822 ging er nach Paris. Ich komme in Bd. V (der Serapionsbrüder erster) noch einmal auf ihn zurück.

S. 179 ich fühlte ſeine Hand auf dem Rückenwirbel Es handelt sich hier um den sogenannten magnetischen Rapport (vgl. S. 194 u.). — Darüber lies bei Kluge a. a. O. S. 200: „Dies tiefe Insichhineingehen beschränkt sich nicht blos auf die eigenen Zustände des Clairvoyants, sondern erstreckt sich auch auf die durch magnetischen Rapport mit ihm verbundenen Personen, deren Empfindungen ihm jedesmal mit übertragen werden. Setzt sich daher eine fremde Person, welche, ohne Vorwissen des Clairvoyants, an Krankheitsgefühlen leidet, mit demselben durch Berührung in Verbindung, so leidet er gleichzeitig an denselben Gefühlen und zwar so lange, als die Berührung andauert." — Das Rückgrat ist ganz besonders für magnetische Einflüsse empfindlich, vgl. Kluge S. 435, 437.

S. 180 Einwirkung eines entfernten pſychiſchen Prinzips Darüber bei Kluge, a. a. O. S. 43, 63, 233 ff., 307, 357 ff. u. ö. — Kluge, Schubert, Bartels Die Werke der beiden Erstgenannten sind häufig zitiert. Von dem Professor der Medizin und Physiologie an der Universität Breslau Dr. Ernst Bartels ist hier seine musterhaft knappe und übersichtliche Schrift „Grundzüge einer Physiologie und Physik des animalischen Magnetismus. Frankfurt a. M. 1812 (XII u. 203 Seiten)" zu nennen. — daß wir oft im Traume auffahren S. u. a. Heinrich Nudow, Versuch einer Theorie des Schlafs. Königsberg 1791 S. 149.

S. 181 Lehre von Verhexungen, Zauberbildern, Spiegeln Ueber Zauberspiegel liesse sich eine ganze Literatur zusammenstellen; ich gebe im nächsten Bande eine ausführliche Anmerkung darüber zum fünften Kapitel des „Klein Zaches" und verweise hier nur darauf.

S. 182 Liebesverzauberungen — Hexenprozeſſen Ueber Hexenprocesse vgl. Roskoff, Geschichte des Teufels, Bd. II, Dritter Abschnitt „Periode der gerichtlichen Hexenverfolgung". — Zu den Liebesverzauberungen bediente man sich meist wenig appetitlicher Mittel.

S. 183 in dem Geſetzbuch eines ſehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestrünken gehandelt Es ist das Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten, gültig vom 1. Juni 1794, gemeint, das erst durch das Bürgerliche Gesetzbuch ver-

drängt wurde. Vgl. dort Theil II, Titel XX § 867: „Wer durch Liebestränke tödtet, hat eine zehn- bis funfzehnjährige Festungs- oder Zuchthausstrafe verwirkt." § 868: „Im Falle eines dadurch veranlassten unheilbaren Wahnsinnes soll acht- bis zehnjährige Festungs- oder Zuchthausstrafe statt finden." § 869: „Ist durch einen solchen Liebestrank eine andere Krankheit verursacht worden, so soll nach Beschaffenheit ihrer Gefahr und Dauer, eine vier- bis achtjährige Zuchthaus- oder Festungsstrafe erkannt werden." — **beim Magnetisieren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Übelseins ergriffen** Vgl. Kluge a. a. O. S. 98.

S. 194 **in magnetischen Rapport** Vgl. in der Anm. zu S. 179. — Die Verweise auf die psychiatrische und magnetische Literatur konnten des beschränkten Raumes wegen nur summarisch gegeben werden. Ueber die Einflüsse dieser Literatur auf vorliegende Erzählung liesse sich eine ganze Abhandlung schreiben.

S. 195 **Spalanzanische Fledermaus** Vgl. Anm. zu S. 159.

S. 196 **R . . sitten** Vgl. i. d. Einl. S. XXIII f. Rossitten (nicht Rositten südlich von Königsberg!) ist ein Kirchdorf mit einem Leuchtturm (s. Text S. 282) auf der kurischen Nehrung am kurischen Haff, nördlich von Königsberg gelegen (Prov. Ostpreussen, Rgb. Königsberg), hat heute ca. 350 Einwohner.

S. 198 **der alte Advokat B.** Vgl. i. d. Einl. S. XXII f.

S. 199 **seinen Großneffen, da ich seine Vornamen erhielt** Der Grossonkel hiess Christoph Ernst Voeteri (vgl. Hans v. Müllers Aufsatz: „Aus E. T. A. Hoffmanns Herzensgeschichte 1796 bis 1802" in „Deutsche Rundschau" 35. Jahrg. S. 252).

S. 204 **Schillers Geisterseher — Erzählung von dem Hochzeitfest bei dem Grafen von B. — Gerade wie Jeronimos blutige Gestalt eintritt** Im letzten Drittel des „ersten Buchs" erzählt der Sizilianer die Hochzeit Lorenzos und Antonie C**tti's beim Marchese del M**nte (also nicht bei dem Grafen von V.!), wo die gespenstische Erscheinung Jeronymos durch den unheimlichen Franziskanermönch eingeleitet wird. (Vgl. auch Bd. II Anm. zu S. 178.)

S. 212 **Fontangen** eine Haartracht, deren Herrschaft von 1617 bis 1715 dauerte. Das hochtoupierte Haar wurde vom Nacken aus durch einen fächerartigen Schirm überstiegen, der erst kurz und flach, dann länger und steiler wurde, bis er in doppelter Kopflänge über den Scheitel emporstarrte. Er war mit Spitzen, Bändern, Perlen, Blumen und Federn geschmückt und durchflochten. (Eine eingehende Beschreibung bei

Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht. Stuttgart o. J. [1896]. Dort S. 672 die Erwähnung einiger satirischer Schriften auf die Fontange.

S. 214 Hasenfuß vgl. d. Anm. zu S. 138.

S. 217 nach N — Es ist wohl K = Königsberg dafür zu lesen.

S. 222 Gaskogner — da er ganz Herz sei Diese Anekdote steht im „Vademecum für lustige Leute" (vgl. Bd. I Anm. zu S. 7) und muss sich im 1.—4. Teil finden lassen. Leider ist mir zu einem genauen Nachweis diese Partie eben nicht zugänglich.

S. 224 nach K = Königsberg.

S. 229 Abbate Steffani Agostino Steffani, geb. 1653 zu Castelfranco bei Venedig, hielt sich die grösste Zeit seines Lebens in Deutschland auf (1675—1688 war er Hoforganist des Kurfürsten von Bayern). Er starb 1728. Es ist unbekannt, wann er den Titel Abbate erhielt, obwohl man weiss, dass er in den Priesterstand aufgenommen wurde.

S. 256 Das freie Vermögen Dazu gehören die Güter, die nicht Fideikommiss sind.

S. 266 vindizieren = sich als Eigentum anmassen. — illiquide Ansprüche = noch nicht anerkannte A.

S. 270 Nachtwandler Die umfangreichsten Abhandlungen über Nachtwandler, die ich kenne, sind Justus Christian Hennings „Von den Träumen und Nachtwandlern" (Weimar 1784. 12 Bl. u. 592 S.) und Heinrich Nudows Kapitel „Von der Schlafwanderung" (43 Seiten im Dritten Abschnitt „Seelenlehre des Schlafs" seines Buches „Versuch einer Theorie des Schlafs. Königsberg 1791"), das Hoffmann fraglos bekannt war (vgl. Serapionsbrüder Bd. III). Kluge gibt auf S. 315 f. seines Buches eine umfangreiche Bibliographie über Nachtwandler in 38 Nummern, wobei aber zu bemerken ist, dass ein Schriftsteller vom andern fleissig abgeschrieben hat. Der nüchternste von allen ist Hennings, der alles auf die natürlichste Weise zu erklären versucht. Für die Gestalt Daniels finde ich in allen mir bekannten Schriften nirgends ein Vorbild. Nirgends ist der Zustand des Schlafwandelns auf eine psychische Erkrankung, verursacht durch die Exaltation des Gemütes (wie bei Daniel durch ein Verbrechen) zurückgeführt, sondern stets als physische Anomalie behandelt. Ich kann mich hier irren, und erst die sorgfältigsten Untersuchungen können Klarheit schaffen. Klinke tut vorliegenden Fall in seinem etwas oberflächlichen Buche (vgl. in Anm. zu S. 138) S. 141 mit den Worten ab: „der heuchlerische Verbrecher Daniel darin scheint an Epilepsie oder Hysterie zu leiden" (!!). Hierzu wirkt zwar Nudows Bemerkung (a. a. O. S. 183) vorbildlich, aber gar nicht weiter in den Rahmen der Erzählung passend: „Sie [die Schlafwanderung] hat übrigens

sowol in Rücksicht ihres Ursprungs als auch ihrer Erscheinungen und Folgen mit verschiedenen Nervenkrankheiten, z. B. mit der Schlafsucht, Fallsucht, mit dem Schlage und ganz besonders mit einigen und andern geringern und grössern Seelenübeln, namentlich mit der Zerstreuung und Dummheit, mit dem Blödsinn, Wahnsinn, Wahnwitz und Aberwitz, mit der Tiefsinnigkeit und Melancholie, selbst mit der Manie und noch mehrern andern sehr viel ähnliches, und geht auch sehr oft darin über." — Ueber die Entstehung des Nachtwandelns findet sich bei Nudow auf derselben Seite ein der Beachtung werter Satz: „Eine zu tiefe Lage des Körpers und vorzüglich des Kopfs, ein voller Magen, ferner körperliche Schmerzen und besonders auch Brustübel [vgl. in unserm Text S. 248: Wolfgang Freiherr von R. tritt Daniel mit dem Fuss so hart an die Brust, dass dieser mit dumpfem Schrei hinstürzt und ein heulendes Gewimmer wie ein zu Tode wundes Tier ausstösst] können sowol unruhige und lebhafte Träume, als auch wirkliche Schlafwanderungen veranlassen." — Die Darstellung des Schlafwandlers Daniel deckt sich mit den fachmännischen Schilderungen. Ich führe aus dem Nudowschen Werke nur kurz die für Hoffmann markantesten Sätze an: „Die Schlafgänger ahmen gleichsam unwissend im unvollkommnen Schlafe die Handlungen der Wachenden nach." — „[man hat sie] wegen vermutheter Einwirkung des Mondes Mondsüchtige genannt" (vgl. in unserm Text S. 267: „der Vollmond schien hell hinein in den anstossenden Saal"). — „Im zweiten Grade stehen sie während dem Schlafe auf, und nehmen verschiedene Handlungen vor, aber man kann sie sehr leicht erwecken und zurückbringen. — Im dritten Grade — nicht so leicht wieder zu sich zu bringen —". — „Sie erinnern sich beym Erwachen oft nichts von den verrichteten Handlungen, und es scheint daher, als ob sie von denselben gar kein Bewusstseyn hätten. Auch scheinen meistens diese Handlungen nur Nachahmung derjenigen zu seyn, die sie schon öfters, oder wenigstens einmal wachend verrichtet haben." — „Folge eines krankhaften Zustandes." — „Willis setzt die Ursache der Schlafwanderung darin, dass die Lebensgeister alsdann äusserst bewegt und beunruhigt sind." — „Knoll leitet das Schlafwandern vom Ueberfluss eines galligten Geblüts ab." (s. auch die folgenden Sätze auf S. 153 f.) — „Der Schlafwanderer schläft weder gänzlich, noch wacht er auch gänzlich. — Das Schlafwandern ist ein mittlerer Zustand zwischen dem Schlafen und Wachen." — „Die Schlafwanderer schlafen oft auch wirklich, denn sie sind sich so wie Schlafende ihrer Handlungen nicht gänzlich bewusst" — „sie rufen vormalige Empfindungen so lebhaft ins Gedächtniss zurück, dass sie auch — wie Träumende — zufolge derselben handeln." — „Zu

den innern gelegentlichen Ursachen gehören besonders sehr heftig wirkende Leidenschaften, vorzüglichst anhaltende Traurigkeit, Sorge, Furcht u. dgl." — „Als vorbereitende Ursachen zur Schlafwanderung betrachtet man das cholerische und melancholische Temperament" u. s. w. — Wie aus diesen Excerpten ersichtlich, hat Hoffmann in Daniel ein klinisches Bild des Nachtwandlers gegeben, nur fehlt uns unter den vielen Beispielen der einschlägigen Literatur eins, das einen Verbrecher als Nachtwandler die begangene Unthat mit allen Nebenumständen schauspielerisch agierend wiederholen lässt. Dass Schlafwandler die Funktionen, die sie am Tage auszuführen gewohnt sind, nachts in jenem Zustande wiederholen, kommt allerdings häufig vor, ich erinnere nur an die bei Hennings u. a. wiedergegebene Geschichte des Apothekerlehrlings und des Dieners Negretti. Wir kommen daher vorläufig zu dem Schluss, dass Hoffmann hier einen in der einschlägigen Literatur zwar unbekannten, psychologisch und medizinisch aber durchaus möglichen neuen Fall des Schlafwandelns konstruiert hat, wofür ihm seine Verehrer ihre Bewunderung nicht versagen werden. — manchmal ſetzte er ſich hin und ſchrieb Briefe Hierfür viele Beispiele bei Nudow a. a. O. S. 162 f. 168; bei Hennings a. a. O. S. 392 f., 468 u. ö. — fing ich an ihm ganz leiſe ins Ohr zu flüſtern, es mir bald gelang, ihn zum Sprechen zu bringen Hierfür habe ich nur ein einziges Beispiel. Vgl. Hennings a. a. O. S. 394: Dort ist die Rede von einem jungen Dichter, der im Schlaf seine Einfälle zu Papier brachte und am andern Morgen zu seinem Erstaunen seine geplanten Arbeiten schon vollendet fand. Dieser nahm auch des Nachts in solchen Zuständen sein Kind aus der Wiege und trug es im ganzen Hause umher. Seine Frau begleitete ihn und konnte bei dieser Gelegenheit ihn alles ausfragen. Später wunderte er sich dann, wie seine Frau Geheimnisse, die niemand als er kannte, erfahren haben könnte.

S. 282 Man findet ſie leblos — ſie iſt hin Diese Schilderung erinnert an ein Erlebnis aus Hoffmanns Leben, das ihm hier wohl vorgeschwebt haben mag. Vgl. Hoffmanns Brief an Hitzig vom 1. Dezember 1813 (nach H. v. Müllers Privat-Publikation „E. T. A. Hoffmann in Dresden und Leipzig. Lpzg. 1905" S. 172 f.): Seconda hatte Hoffmann nach Leipzig beschieden, und am 20. Mai 1813 war er „in der frohesten Stimmung" mit seiner Frau abgereist, „nicht ahndend, dass das schreklichste Ereigniss meines Lebens mir drohte". Kurz vor Meissen wurde ein junges Pferd des Vorspannes scheu und riss den mit Geldtonnen, KaufmannsGütern und 12 Passagieren schwer beladenen Wagen in einen Graben, dass er umstürzte. Hoffmann kam mit einer

leichten Quetschung davon, seine Frau erhielt aber eine schwere Kopfwunde, die die Aerzte erst nach zwei Tagen nicht mehr für lebensgefährlich erklärten. Das Traurigste des Unfalls war aber dies: „Mit uns", schreibt Hoffmann, „in der Diligence sass der AppellationsRath Graf Fritsch aus Dresden mit seiner jungen liebenswürdigen Frau (höchstens 23 Jahr), die erst vor wenigen Monaten geheyrathet; sie wollten nur bis Meissen und dann auf ihr Gut Siebeneichen fahren — diese wurde todt auf die erbärmlichste Weise zugerichtet unter dem Wagen hervorgezogen." Vgl. ausserdem Hitzigs Biographie 3. Aufl. Bd. II S. 49, Bd. III S. 245 (Fouqués Bericht nach Hoffmanns mündlicher Mitteilung).

S. 289 **Spur der Teufelskralle** Ueber Steine, in denen des Teufels Krallen abgedrückt sind, vgl. Grimm, Deutsche Sagen [Bd. I] Berlin 1816 S. 275 (Teufelsstein zu Cöln). — S. auch Temme und Tettau a. a. O. (vgl. i. d. Anm. z. S. 90) unter Nr. 198 „Die Krügerfrau zu Eichmedien": „Der Teufel ist aber sehr zornig geworden und hinausgegangen, und hat die Frau zu dreien Malen auf das Maul geschlagen, dass man alle Teufelsfinger und Klauen in den Backen gekannt" (nach Praetorius, Weltbeschreibung, u. a. Quellen). Nach der Duisburger Chronik u. a. wird in genanntem Werke auch von dem Biss des Teufels in den Hintern eines bayrischen Schützen, der zeitlebens nicht heilte, erzählt.

S. 291 **ein Agnus dei** Meist ein Medaillon mit der bildlichen Darstellung Christi unter dem Symbol eines Lammes, hergestellt aus dem übrig gebliebenen Wachs der Osterkerzen, vom Papst gesegnet.

S. 294 **nach der ersten Teilung Polens** Am 18. September 1773.

S. 295 **Polen unterlagen, daß mit Kosziuskos Fall eine zu sehr auf Selbstvertrauen und falsch vorausgesetzte Rittertreue basierte Unternehmung scheiterte** Bekanntlich fand Russland an einem Teil des polnischen Adels Verbündete. Nach der zweiten Teilung Polens (4. Januar 1793) erhob sich Kosciusko noch einmal (März 1794), um am 10. Okt. 1794 zu unterliegen und Polens Schicksal zu besiegeln — **für einen jener Paladine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, dessen Schwert allein Armeen vernichten konnte** Ueber die ja schon Cervantes in seinem „Don Quixote" so ausgiebig spottet.

S. 297 *Fodrosz twoia nam* u. s. w. Dazu gibt Boxberger schon die Erklärung (vgl. in seiner in Anm. zu S. 9 genannten Ausgabe Bd. VIII S. 140): „‚Deine Reise ist uns nicht lieb; lieber war die Freundschaft

im Lande'; — zwei Verse aus dem Text einer Polonaise, der bei Kosciusko's Abreise nach Nord-Amerika 1797 gesungen wurde."

S. 300 ein neuer, von Turandots Blick getroffener Calaf Vgl. Turandot, ein chinesisches tragicomisches Märchen in fünf Akten von Carlo Gozzi. Aufz. II Sc. 5. Bekannt ist dies Stück meist in der Schillerschen Bearbeitung (Tübingen 1802), vgl. hier Aufz. II Auftr. 4 (S. 55).

S. 304 Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falsches Götzenbild Es ist Napoleon I. gemeint.

S. 305 nicht in Schlaf, nein, in einen seltsamen Zustand versank ich, den ich nicht anders nennen kann als waches Träumen Vgl. dazu S. 311 gefunden, daß Stanislaus' Todestag gerade mit Hermenegildas Angabe zusammentraf" Wie schon in der Einleitung (S. XXV) erwähnt, basiert diese Episode auf Ausführungen Schuberts, der in seinen „Ansichten u. s. w." S. 350 berichtet, dass im tierischen Magnetismus eine innige Vereinigung zweier menschlicher Wesen möglich sei, wo das eine an allen Bewegungen und Gefühlen des andern so teilnimmt, als ob es ihm selbst geschähe, und dass dieses tiefe Mitgefühl auch in der Ferne wirksam sei und seinen eigentümlichen Einfluss zeige. Nur ein Schritt, sagt Schubert, ist es noch zu dem wunderbaren Mitwissen eines Entfernten um die Schicksale, vornehmlich aber um den Tod einer geliebten Person (auch ohne dass es sich um das Verhältniss des Magnetiseurs zur Somnambule handelt). „Wir sahen die Möglichkeit dass überhaupt zwey getrennte menschliche Wesen in gewisser Hinsicht eins zu seyn vermögen. Das Geistige in uns, selbst wenn es hierin nur den körperlichen Kräften des Anorgischen, z. B. dem Licht, dem Magnetismus, der Elektricität gliche, wirkt durch keine Entfernung gehindert, auf alles Verwandte hinüber. Oefters befinden sich dabei die Personen, denen ein solcher ungewöhnlicher Zufall begegnet, in einem dem magnetischen Schlaf ähnlichen Zustand" (folgt ein Beispiel). S. 351 heisst es: „Doch ungleich merkwürdiger als diese Fälle, deren es eine unzählige Menge giebt, sind die zum Theil von Aerzten bezeugten, wo, besonders Wahnsinnige oder Nervenkranke, zuweilen aber auch gesunde Personen, ein seltsames Vorgefühl von dem nahen Tod andrer ganz fremder Menschen zeigten." Vgl. a. a. O. auch S. 353, 362, 363 u. 369. —

S. 314 in einem seltsamen Zustande vgl. die vorstehende Anmerkung.

S. 316 Neapel — Kamaldulenser-Kloster — Aussicht — als die reizendste in ganz Neapel — heraus-

ſpringende Felſenſpitze im Garten Am 28. Februar 1804 schreibt Hoffmann aus Plozk seinem Hippel: „Den Seume hab' ich hier vorgefunden und ganz gelesen, — er möge die Idee der italiänischen Reise in Dir wach und rege erhalten, — er ist wahrlich dazu geeignet." Gemeint ist Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802" (Braunschweig u. Leipzig 1803), worin sich treffliche Bilder der italienischen Landschaft finden. Es heisst während seines Aufenthalts in Neapel: „Um die schönste Aussicht zu haben, musst Du zu den Kamaldulensern steigen. — — Es ist dort nichts zu geniessen als die Aussicht; die Kirche hat nichts merkwürdiges. Ein Layenbruder führte mich mit vieler Höflichkeit durch alle ihre Herrlichkeiten, und endlich an eine ausspringende Felsenspitze des Gartens unter einige perennirende Eichen, die vielleicht der schönste Prunk in ganz Italien ist. Von Neapel sieht man zwar nicht viel, weil es fast ganz hinter dem Posilippo liegt; nur der hohe Theil von Elmo, Belvedere und einige andere Stückchen sind sichtbar. Aber rund umher liegt das ganze schöne magische klassische Land unter Einem Blick" u. s. w. — Eine eingehende Beschreibung des Panoramas auch bei Friederike Brun, Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen in Briefen u. s. w. Leipzig 1818 S. 140f.

S. 318 **Städtchen G.** = Glogau.

S. 319 **vom verdorbenen Geſchmack des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten** W. Lübke nennt die Kunst unter Ludwig XIV. etwas übertrieben „einen renommistischen Apotheosenstil." — **den ernſten feierlichen Eindruck, den ſolch ein altfranzöſiſcher Garten macht** Vgl. Dr. Paul Falkenberg, Der Garten und seine Entwicklung. Festrede. Rostock 1899. S. 16ff. „Dieser [spezifisch französische] Gartenstil von Lenôtre geschaffen, und das ganze Zeitalter Ludwig des XIV. trefflich characterisirend, ist ein eminent architectonischer, der in erster Linie durch grüne Laubmassen wirkt, und dabei Mannigfaltigkeit des verwendeten Materials gar nicht gebrauchen kann. — — — Er erhielt seinen eigenartigen Charakter dadurch, dass man aus Bäumen glattgesehorene Wände herstellte und aus diesen gewissermassen lange Corridore oder weite Säle schuf. — — — Und allen diesen Durchblicken gab man einen bedeutenden Abschluss, indem man aufs reichlichste Sculptur, Architectur und Wasserkünste heranzog: natürlich alles in der forcirten Uebertreibung des Zeitalters des Roi Soleil. — — Die grünen Laubwände, die man anfangs vollständig glatt geschoren hatte, werden allmählig wie Hauswände behandelt, flache Nischen hineingeschnitten, oder vortretende Pfeiler stehen gelassen. Zuletzt schnitt

man in dünnere Wände vollständige Fenster, manchmal sogar in zwei Stockwerken übereinander hinein.“ Falkenberg redet von der „starren Herrlichkeit“ und dem „grossartigen Gesammteindruck des französischen Gartens mit seinen imposanten Perspectiven.“ — albernen Kleinigkeitskrämerei — in unsern sogenannten englischen Gärten Es gibt einen sehr lustigen Spottvers auf diese Gärten aus ihrer Blütezeit, der über einem solchen Garten gestanden haben soll:

„Ein Jedermann wird sehr gebeten,
Die Berge hier nicht platt zu treten;
Auch dürfen keine Hunde laufen,
Damit sie nicht die See aussaufen.
So indiscret wird niemand seyn
Und stecken gar die Felsen ein.“

(Der zweiten Auflage der „Knackmandeln, Unterhaltungsbüchlein für heitere Gesellschaften u. s. w. Quedlinburg 1819“ entnommen.) Eine Beschreibung dieser Gärten in Bd. II Anm. zu S. 143 unserer Ausgabe. Zur Literatur nachzutragen: [Silva] Dell' Arte dei Giardini Inglesi. Milano anno IX (1801) mit vielen hübschen Kupfern 373 S. — Vgl. auch Lichtenberg, Verm. Schriften 1800. I, 345: „Vergleichung unsers neuern Stils mit den englischen Gärten.“

S. 320 dunklem schlesischen Marmor Marmorbrüche finden sich in den Kreisen Strehlen, Neisse, Striegau u. Schweidnitz.

S. 323 Mode des Jahres 1760 Siehe darüber in Fr. Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht. Stuttgart [1896], im Siebenten Buch.

S. 324 wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier Vgl. i. d. Einl. S. XXVI. — in der asiatischen Banise „ Herrn Heinrich Anshelm von Zi[e]gler und Kliphausen [gest. 1696] Asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebes-Geschicht bedeckten Wahrheit beruhende u. s. w. Leipzig, verlegts Christoph Gottfried Eckart, Buchhändler in Königsberg 1738.“ (Dieser Titel ist nach dem in meinem Besitz befindlichen Exemplar zitiert, das Widmungsgedicht ist vom 16. August 1688 datiert). Die erste Ausgabe soll nach Brümmer 1668, nach Goedeke 1669 (der noch Ausgaben von 1690, 1707, 1721 u. v. m. zitiert) erschienen sein. O. L. B. Wolff gibt fälschlich erst 1721 als Erscheinungsjahr an. — auf meinen Titus Ueber die Entstehungsgeschichte dieser Frisur s. Hottenroth a. a. O. S. 835: „Das Muster dazu hatten sie an den Büsten der römischen Kaiser Titus und Caracalla sowie der des Brutus bemerkt; aus diesem Grunde benannten sie die Frisur aus kurzem Haar à la Brutus, à la Titus oder à la Caracalla

(vgl. auch Bd. II unserer Ausgabe S. 101 und die Anm. dazu); die auf Titus getaufte gewann den Vorrang.“ u. s. w.

S. 325 „Allerschönste Julia! wenn wird mir doch die längst gewünschte Ruhe u. s. w. Diese Rede Willibalds ist fast wörtlich der „Asiatischen Banise“ entnommen (vgl. die vorstehende Anmerkung zu S. 324 und i. d. Einl. S. XXVI). Auf S. 132 der von mir citierten Ausgabe heisst es: „Ach allerschönster, und ohne zweifel von den Göttern mir zugewidmeter engel! Wie lange soll doch die verlassene Lorangy den frühling ihrer jahre mit seufzen zubringen? Wann wird mir doch die längst gewünschte ruhe durch deine gegen-gunst gewähret werden? Es ist ja unmöglich, dass den tempel dieser schönheit ein steinerner abgott besitzen könne! Den marmor bezwinget der regen, und der diamant wird durch schlechtes blut erweichet; dein hertze aber will sich einem ambosse vergleichen, welcher sich nur durch Schläge verhärtet, je mehr nun mein hertze klopfet, je eiserner wirst du. Ach unglückselige Lorangy: so muss dich dein eigen feuer verzehren. Ich brenne, ach, ich brenne! und wo du, mein augentrost, mir keine rettung wiederfahren läst, so muss ich das land der todten betreten. Mein hertze schwitzet blut, und meine augen sind nasse zeugen, dass Lorangy ohne gegen-liebe sterben müsse. Schau doch, du abgott meines hertzens, wie mich die milden Götter auch nicht so gar aller liebe unwürdig gemacht haben. Sind gleich meine augen keine sonne zu nennen, so lassen sie sich doch noch wol den sternen vergleichen. Meine zwar blasse wangen zeigen eine gemäsigte glut an, welche durch kein fremdes öl soll genähret werden. Die lippen werden durch öfteres küssen den scharlach übertreffen, und meine haare haben wol eher verliebte seelen gefesselt; Ja diese brust bezeuget, dass die götter meinen leib zu keinem wilden manne versehen haben. Willst du nun den reinen trieb der natur hemmen? Wie willst du deine augen von mir wenden? Lasse mich doch das ziel deines anschauens seyn, schaue doch, wie mein hertze kochet, und meine seele nach dem labsal lechzet, welches aus deiner anmuth quillt. Ich will dir mein engel die hände unterlegen, ja meine seele soll sich Dir aufopfern. Ich wünsche, dass noch hundert hertzen in mir wären, so solten sie alle in liebe gegen dich zerrinnen, und sich in deine seele einflösen. Ach willst du mich durch schweigen betrüben, unempfindliche seele? die todten felsen antworten ja den fragenden durch ein echo, und du willst mich trostlose keiner antwort würdigen.“ Solcher schwülstigen Stellen birgt das Buch eine Unzahl. Es liesse sich aus diesen ein ungemein unterhaltsamer Aufsatz machen, wenn man Redewendungen nimmt, wie „ich halte davor, dass auch die stummen bäume durch solche

tyranney bewegt werden, und ihr mitleiden durch deutliche seufzer zu verstehen geben wollen", „den ancker eurer gewogenheit in das meer ihrer gegenliebe versenken", „es schweben meine lebens-geister schon um deinen schatten, weil mein lebens-schiff nothwendig scheitern muss, nach dem du als mein ancker zerbrochen bist", „soll die sonne ihres berühmten verstandes in einem todten meere untergehen?", „wohl dem, der seine klugheit in dem sarge suchet, und das gold seines verstandes auf den probier-stein der sterblichkeit streichet", „also soll auch hinfort in der rauhen schale der einsamkeit die keuschheits-perle gezeuget und ernehret werden, bis mich der tod, als das ende der natur, dem unvergleichlichen Nherandi, der unsterblichkeit nach, beygesellet," „die liebe, welche wie ein Chamäleon alle farben annimmt", „das uhrwerk der geraden schenkel zieret den diamantnen rock" und hundertfach ähnliches. — **wenn der Drang des Irdischen abgeschüttelt** Hamlets Worte in seinem Monolog „Seyn oder Nichtseyn . ." vgl. Shakespeare, Hamlet Aufz. III Sc. 1.

S. 326 *Cactus grandiflorus* — **blüht nur mitternachts** Cereus grandiflorus, mit sehr grossen weissen, äusserlich orangegelben, Blüten, die ausserordentlich wohlriechend sind, ist unter dem Namen „Königin der Nacht" bekannt. Er geht von 9—10 Uhr abends auf und um 12 Uhr mitternachts zu (nach A. Kerner von Marilaun) Nach andern Angaben blüht er von 7 Uhr abends bis drei Uhr morgens. — **schlugen sie Ballon** Das Ballspiel kam im 16. Jahrhundert an den Höfen Deutschlands, Frankreichs und Italiens auf und wurde meistens in eigens dazu gebauten Häusern gespielt (im 18. Jahrhundert gab es in Deutschland Ballhäuser von einer Länge bis zu 150 Fuss); zum Spiel im Freien (longue peaume) bediente man sich statt der Rackete Schlagbretter. Eine genaue Beschreibung in der Schrift „Académie universelle des Jeux. Amsterdam 1770". Am Ausgang des 18. Jahrhunderts kam das Ballspiel in Deutschland und Frankreich bei den Erwachsenen ausser Gebrauch.

S. 327 **Baron Exter seiner lügnerischen Prahlerei, seiner Charlatanerie unerachtet doch etwas Mystisches** Also wie Beireis. — **den Sanbenitos nicht unähnlich** Sanbenito ist eigentlich eine kurze festanliegende bis an die Knie reichende Kutte von grobem gelben Wollenzeuge mit rotem Kreuz auf der Brust. Die im Auto da fee zum Scheiterhaufen Verdammten trugen solche San Benitos, mit Flammen bestreut, auch mit aufgemalten Hunden, Schlangen und Teufeln, alle mit offenem Maule, verziert, und eine spitze zuckerhutförmige Kappe von Pappendeckel mit dem gleichen Zeug überzogen

und ebensolchen Flammen von rotem Tuch bedeckt. Diese nannten die Spanier Coaca, und sind von Hoffmann an dieser Stelle gemeint. S. 328 *Salama milek* arabisch = Sei mir gegrüsst, o König! — Farinelli eigentlich Carlo Broschi, Farinelli nach seinem Onkel Christiano Farinelli genannt (geb. 24. Jan. 1705 zu Neapel, gest. 15. Juli 1782 zu Bologna). Fetis bringt über diesen gefeierten Sänger (Kastrat) elf Spalten. In den „seltsamen Leiden eines Theaterdirektors" lässt Hoffmann den „Braunen" sagen: „Kein deutscher Fürst hat den weichlichen Eunuchen ob seines marklosen Trillerirens zum Ritter geschlagen, wie es sich mit Farinelli zutrug" [durch Philipp V. von Spanien]. — Madrigal Nebenart des Sonetts, deren Reiz besonders in der Melodik künstlicher Reime liegt, zur musikalischen Behandlung besonders geeignet.

S. 330 des großen Alis Gemeint ist der Vetter und Eidam des Mohammed, ein Sohn des Abu Thaleb, mit dem Beinamen Assad Allah Al Galeb, der immer siegreiche Löwe Gottes (Herbelot). — tarteſianiſches Teufelchen Das bekannte Spielzeug, das noch heute auf den Jahrmärkten verkauft wird.

S. 331 Der Öſterleiniſche Flügel Vgl. Bd. I Anm. zu S. 43. — Corelli Vgl. Bd. I Anm. zu S. 43. — Theorbe Ein jetzt nicht mehr gebräuchliches Saiteninstrument, das im 17. und 18. Jahrhundert zur Gesangsbegleitung verwandt wurde. Soll gegen Ende des 16. Jahrhunderts von einem Italiener Bardella erfunden sein. In Hübners „Curieusem und Realem Natur-Kunst-Berg-Gewerck- und Handlungs-Lexicon" Leipzig 1755. wird es so beschrieben: „Theorbe ist wie eine grosse Bass-Laute, doch dass sie mehr, nemlich 14 oder 16 Chor Saiten, und über den rechten Hals, darauf sonsten die Bände liegen, welches an den Lauten der Griff genennet wird, noch einen anderen langen Hals hat. Ist allein dahin gerichtet, dieweil wegen der Grösse und wegen des weiten Greifens keine Coloraturen oder Diminutiones darauf gemacht werden können, sondern nur schlechthin begriffen werden muss, dass ein Discant oder Tenor, viva voce, gleichwie zu der Viol di Bastarda darein gesungen werde. Kan auch sonsten neben dem Bass von andern Instrumenten gebrauchet werden. Es sind der Theorben zweyerley, die eine mit Geigen-Saiten, die andere mit stählernen und messingenen Saiten." — Anfoſſi Pasquale A. (ça 1736—1797) war ein Schüler Piccinis. Als meisterhaft werden die Finalen seiner Opern „L'avaro" und „Isabella e Rodrigo" gerühmt, die selbst Mozart zum Vorbild gedient haben sollen. Von seinen 30 Opern, die er geschrieben, waren in Deutschland wenigstens 12 bekannt und beliebt.

S. 332 die jeanpauliſierende Clementine Vgl. Robert Herndon Fife, „Jean Paul Friedrich Richter and E. T. A. Hoffmann“ in „Publications of the Modern Language Association of America.“ vgl. vol. XXII No. 1. March 1907 S. 26 f.

S. 334 um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden — Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden Vgl. Shakespeare, Ein Sommernachtstraum Aufz. III Sc. 1: „Zettel: ‚Es kommen Dinge vor in dieser Komödie von Pyramus und Thisbe, die nimmermehr gefallen werden‘“ (nach A. W. Schlegels Uebersetzung.)

S. 337 eine pathetiſche Sarabande Ein aus Spanien stammender Tanz von langsamer Bewegung, kam Ende des 16. Jahrhunderts auch nach Deutschland, anfangs üppigen Charakters im Dreihalbetakt gewann er später, im Dreivierteltakt gehalten einen ernsthaften Charakter. Oscar Bie sagt (vgl. sein Buch „Der Tanz“. Berlin 1906. S. 145): „Spätere französische Tanzschriftsteller veröffentlichen hin und wieder ‚Sarabanden‘ für Solotänzer oder Einzelpaare, zu denen sie durch den charakteristischen Takt des Musikstücks angeregt sind, figurierte Schritte, die mit Spanien und seinen alten Traditionen nicht das Geringste zu tun haben“.

S. 338 beſchrieb er mit der flachen Hand ſeltſame Kreiſe u. s. w. Vgl. dazu S. 327 entſchiedene Mesmerianer, s. Bd. I Anm. zu S. 223.

S. 339 fiderifches Prinzip Vgl. Kluge a. a. O. S. 35: „Nach seiner [Mesmers] Theorie vom Einfluss der Gestirne auf unsern Körper musste es ein durch die ganze Natur allgemein verbreitetes Wesen geben, welches hierbei als wirkend diente, und das er anfänglich in der Elektrizität zu finden glaubte“ u. s. w. Mesmer hatte im Jahre 1766 eine Abhandlung über den Einfluss der Planeten auf den menschlichen Körper herausgegeben. Die späteren Magnetisten wandten sich dann ganz vom Siderismus ab.

S. 345 Nicht um des Lord Horions Grabmal nachzuahmen Vgl. in der Einl. S. XXVI.

D. Die Beigaben.

Vor dem Titel findet sich ein mutmassliches Portrait Hoffmanns, das im November 1905 bei Börner in Leipzig versteigert wurde. Es ist jetzt im Besitze des Herrn Albert Graeber, der mir dasselbe in zuvorkommendster Weise für eine Reproduktion in dieser Ausgabe zur Verfügung stellte. Im 81. Auktionskatalog von C. G. Boerner

ist es unter Nr. 696 angeführt als Bleistiftzeichnung von Friedrich Müller. Da ich anfangs ein wenig zweifelte, ob dies Bild wirklich E. T. A. Hoffmann vorstellen könnte, schrieb ich Ende Juni 1907 an Herrn C. G. Boerner und bat um nähere Auskunft, die am 2. Juli einlief: „Das Portrait des Dichters E. T. A. Hoffmann aus Herrn Graebers Sammlung stammt ursprünglich aus der Sammlung eines Herrn Faber aus Stuttgart, der Handzeichnungen des 18. und 19. Jahrhunderts, besonders Württembergischer Künstler sammelte. Unter mehreren Original-Zeichnungen des berühmten Kupferstechers Christian Friedrich Müller (1783—1816), dessen berühmtester Stich „Der heilige Johannes" von 1808 sehr bekannt ist, befand sich das betreffende Portrait. Seine Originalität als Friedrich Müller'sche Zeichnung erscheint mir durch die Autorität des verstorbenen Herrn Faber gesichert. Ueber die Authenticität als Bild des Dichters E. T. A. Hoffmann kann ich nichts näheres angeben, als dass das Blatt, als ich es in die Hände bekam, als solches bezeichnet war. Ich hatte keinen Grund an dieser Angabe zu zweifeln, da es mir den bekannten Zügen des Dichters nicht zu widersprechen schien." — Christian Friedrich Müller, geboren 1783 zu Stuttgart, starb nach Vollendung seines vielbewunderten Kupferstichs der Sixtinischen Madonna Rafaels, der sein einziger Gedanke, sein einziges Ziel gewesen, an einer Gemütserkrankung auf dem Sonnenstein bei Pirna. Hoffmann kann den Maler Ende des Jahres 1813 in Dresden kennen gelernt haben und von ihm dort gezeichnet sein, denn wir wissen, dass Müller im Jahre 1814 als Professor der Kupferstecherkunst an der Dresdner Kunstakademie angestellt war. — Es lag im Bestreben der damaligen Portraitisten, die Züge der von ihnen gemalten Personen zu idealisieren, was so weit ging, dass sie bisweilen das Charakteristische dem Gefälligen aufopferten. Ein Beispiel dafür haben wir in Hensels Hoffmannportrait, das wir im zweiten Bande unserer Ausgabe wiedergaben, in dem alle harten und kantigen Linien in weiche Rundungen aufgelöst sind. Stutzig macht an Müllers Portrait nur die Behandlung des Haares, was wir aber auch auf Rechnung des eben Gesagten setzen können. Nach Hitzigs Mitteilungen waren Hoffmanns Augen grau, womit aber auch blaugraue Augen bezeichnet werden. — In meinen Zweifeln habe ich das Bild einer Reihe von Kennern Hoffmannscher Portraits wie einigen Malern vorgelegt, von denen nicht einer die Wahrscheinlichkeit eines Hoffmannbildnisses von der Hand wies. Ein besonderes Gewicht wurde von einem Maler auf das Ohr gelegt, das, bei vorliegendem Portrait besonders charakteristisch, für die Wahrscheinlichkeit eines Hoffmannbildes spricht (man vergleiche dazu besonders Hoffmanns Selbstbildnis in Bd. I vor Seite XI).

Vor Seite XV setze ich eine Hoffmannsche Zeichnung, die in einer Radierung von J. B. Sonderland „E. T. A. Hoffmanns Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren. Stuttgart 1839" beigegeben wurde. Nach Kunz, der darauf im Bette liegend abkonterfeit wurde, sollen sich derartige Szenen öfters ereignet haben. Von Hoffmann selbst haben wir hier nur eine Rückenansicht.

Für die Hoffmannsche Zeichnung „Sterben müssen wir alle!" (vor Seite XVII), ebenso nach einer Radierung Sonderlands an eben genanntem Orte, gibt Kunz eine ausführliche Erklärung in seinen „Erinnerungen" Bd. I S. 80ff.: Die Kellnerin des Gasthofs zur Rose feierte auf der Stätte ihres ehemaligen Wirkungskreises ihr Hochzeitsfest, dem Hoffmann mit Dr. Marcus, Kunz und andern Freunden beiwohnte. Nach dem Abendessen „ward" (so erzählt Kunz) „bei dampfender Punschbowle zum Tanze geschritten. Kurz vor demselben, es mochte gegen 12 Uhr sein, bemächtigte sich meiner ein unbehagliches Gefühl, das sich von Minute zu Minute und endlich zu einer unbeschreiblichen Angst steigerte. — Hoffmann spöttelte darüber, nannte mich einen Hypochonder, Störer seiner guten Laune u. s. f. Ich liess mich dadurch nicht abhalten, nach Hause zu gehen, und fand während des Ganges mich schon viel beruhigter. Ich schlief ruhig ein und fort bis früh halb sechs Uhr, als ich durch leises Klopfen an der Thür geweckt wurde. Hoffmann trat auf mein Hereinrufen, mit einem Glase Cognac in der einen, und einem Bogen Papier in der andern Hand, an mein Bett, so beginnend: ‚Guten Morgen, Gespensterseher. Wie geht's?' — ‚Gut. Und Ihnen?' — ‚O, flott, obenauf; aber sterben müssen wir Alle!' (Hier lachte er laut auf.) ‚Was ist Ihnen denn?' — ‚Sehen Sie, ein kleiner Schnörkel hat sich diese Nacht zugetragen, wovon Dieselben einen kleinen Vorgeruch zu haben beliebten. Ich komme recta vom Galgen, — der Rose wollt' ich sagen! Dieser Mann da (auf das Papier zeigend) ist ein schöner Engel geworden! Auch die Todten sollen leben!' (trinkt). ‚Erklären Sie sich doch,' sagte ich ängstlich. — ‚Nun sehen Sie, Theuerster, kaum waren Sie zur Thür hinaus, so fordert X. die Braut zum Tanze auf, dreht sich ein paar Mal mit ihr herum, stülpt um und ist mausetodt! Sehen Sie (wieder das Papier mir vorhaltend, auf welchem er die Scene, mit Bleistift gezeichnet, entworfen), da steht er noch fest, Brill' auf der Nas'!' — So beschrieb Hoffmann mit heiterster Laune einen Vorfall, der ein Schrecken aller Anwesenden war." Dass dieser Vorfall gerade auf Hoffmann besonders tief wirkte und der von Kunz geschilderte Auftritt Hoffmann nur dazu diente, die starken Empfindungen überwinden zu helfen, erkennt Kunz dann auch endlich an, obwohl sein

inferiorer Verstand einen lächerlichen Schluss daraus zieht (vgl. a. a. O. S. 84). Kunz redet noch über eine Seite lang sehr weitschweifig über den Vorgang, dessen Kern der war, dass ein Angestellter des Königl. Siegelamts zu Bamberg sich vor dem Souper durch starkes Laufen echauffiert, schnell und stark darauf gegessen und getrunken hatte, und als Opfer einer Wette, der Erste bei der Tafel zu sein, gefallen war. Das Bild stellt (von links nach rechts) die Braut, den vom Schlage Getroffenen, Kunz und Hoffmann dar.

Vor Seite 1 bringen wir das grosse Familienportrait der Familie Kunz nach dem Originalgemälde Hoffmanns, das Kennern ganz besonders interessant sein wird. Es ist streng nach der Regel der alten Maler komponiert und zeugt von Hoffmanns Studium der klassischen Kunst. In der Handhabung des Details, das eine gewisse Naivität zeigt, man beachte die Zeichnung der Arme, der Finger, der unnatürlich kleinen Füsse des Kindes, will ein mir bekannter moderner Maler eine besondere Absichtlichkeit sehen, der trotz der Verzeichnung (?) der stehenden Frauengestalt das Bild für künstlerisch durchaus nicht wertlos und sehr charakteristisch erklärt. Die Gesichter der einzelnen Personen sind besonders lobend hervorzuheben. Kunz erwähnt das Bild auf S. 128 seines vielgenannten Buches: „Ein mit grossem Fleisse ausgeführtes Bild in Farben, auf welchem er mich mit den Gliedern meiner Familie in ganzen Figuren abgebildet, und woran er über vier Wochen unausgesetzt arbeitete, hinterliess er mir zum Andenken. Er selbst hat sein sprechend ähnliches Portrait am Fusse desselben angebracht, in Form eines aufgeschlagenen Buches; links sein Bildniss mit der Unterschrift: ‚Im Februar 1813'; rechts der Titel und die Worte: ‚Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers'. Ein Buch für Kenner. Bamberg, bey C. F. Kunz." [Diesen Ausschnitt, also nur das Buch, hat Hans von Müller in Originalgrösse für sein „Kreislerbuch, Leipzig 1903" reproduzieren lassen.] Kunz erklärt dies Bild wohl für dass grösste und ausgeführteste, was Hoffmann je gemalt, und erzählt, dass ein Franzose ihm für dasselbe im Jahre 1833 50 Louisd'or geboten habe. Zu einer von ihm geplanten Lithographie des Bildes ist es nicht gekommen, und so geben wir es hier zum ersten Male dank der Liebenswürdigkeit des Oberhofgärtners Geh in Schleissheim bei München, in dessen Wohnung das Original noch heute hängt. Die Frau des Oberhofgärtners ist die jüngste Tochter eines Kanzleirates Siebert, des Schwiegersohnes von Hoffmanns Verleger Kunz. So befindet sich dies Bild also noch heute im Besitze der Familie. Leider kann unsere Reproduktion nicht die vortreffliche Farbengebung des Originals zeigen, die das Bild überaus anziehend macht.

GAVARNI.

Eine Hoffmannsche Skizze zum „Sandmann“ (vor Seite 7) entnehmen wir der ersten Ausgabe der Hitzigschen Hoffmannbiographie (Berlin 1823), die Hitzig aus den Handzeichnungen Hoffmanns ausgesucht hatte, „um zu zeigen, wie Hoffmann die Gestalten, die er auftreten liess, lebendig vor sich stehn sah. Er erzählte dem Herausgeber den Inhalt des Sandmanns, den er sich zu schreiben vorgesetzt, und warf, während des Sprechens, diese Scene der Nachtstücke auf ein vor ihm liegendes Stück Aktenpapier.“

Die Wiedergabe eines Chodowieckischen Kupferstichs „Cagliostro“ (vor Seite 17) soll den auf dieser Seite gezogenen Vergleich verdeutlichen. Vgl. darüber die Anm. zu S. 17 (auf S. 410).

Vor Seite 18 findet sich das Faksimile einer Seite aus dem Manuskript des „Sandmanns“ (vgl. auf S. 18f. und 366f., sowie die Bemerkungen auf S. 354 und 386f.).

Vor Seite 102 und 268, also an den entsprechenden Stellen, stehen wieder die zwei Hosemannschen Zeichnungen zu den „Nachtstücken“, die mir diesmal wohl gelungen zu sein scheinen. Als Gegenstück zur zweiten Illustration steht dieser Seite eine der wenigen gelungenen Hoffmann-Illustrationen des berühmten Gavarni gegenüber, die ich den „Contes fantastiques de Hoffmann. Traduction nouvelle; précédés de souvenirs intimes sur la vie de l'auteur par P. Christian. Illustrés par Garvani. Paris, Lavigne. MDCCCXLIII“ entnehme. Da diese Ausgabe ein Jahr vor den „Gesammelten Schriften E. T. A. Hoffmanns. Berlin, G. Reimer 1844 bis 1845“, denen die Hosemannschen Bilder entnommen sind, erschien, so dürfte diese Zeichnung ein ganz besonderes Interesse beanspruchen. Ueber die markante Verschiedenheit in der Auffassung beider Künstler brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Dem gleichen Vorwurf diente eine Radierung von Ad. Lalauze in einem Liebhaberdruck: „Hoffmann, Contes fantastiques, tirés des Frères de Sérapion et des Contes nocturnes. Traduction des Loève-Veimars avec une préface par G. Brunet. Paris 1883“ in Bd. I, welche nebenbei noch den alten Justitiarius in einer wilden („echt hoffmannesken“) Karikatur am Schreibtische zeigt. Sie ist keiner Wiedergabe wert.

Druck von Mänicke u. Jahn, Rudolstadt.

102648
LG
H69M
Author Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus
Title Sämtliche Werke; ed. by von Maassen. Vol.3.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU